P. o. germ.
2087
A/1

P. o. germ. 2087 7/1

Dca

Humoristische
BLÄTTER

herausgegeben

von

Theodor von Kobbe.

Mit

Beiträgen

von

Baggesen, Emile d'Estrées, Karl Immermann, Friedrich von Kobbe, Dr. Leverkus, Herrn v. R., Seume, Dr. Adolf Stahr, Philipp Stieffel und O. L. B. Wolff.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Jahrgang.

Oldenburg, 1839.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Berndt.)

P. o. germ. 2087 9

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G88/3061

Inhalt.

№		Seite
1.	Vorwort	1
	Guten Morgen! Novelle.	2
	Der Feuerbesprecher.	7
	Vorfrühling.	8
	Frost und Thauwetter.	8
2.	Bruchstück aus Münchhausen, von Karl Immermann.	9
	Geistesgegenwart bei Hofe.	15
3.	Bruchstück aus Münchhausen, von Karl Immermann. Beschluß.	16
	Hannoversche Cölner Angelegenheit. . . .	22
	Oldenburger Angelegenheiten.	24
	An eine Sängerin.	24
4.	Witz und Humor. Von Dr. Adolf Stahr. .	25
	Der Narr und der König von Westphalen. .	29
	Urlaub auf bestimmte und unbestimmte Zeit. .	31
	Klage.	32
	Zeitrechnung des dänischen Lottocalenders. .	32
5.	Witz und Humor. Von Dr. Adolf Stahr. .	33
	Ein Brief von Seume.	37
	Bettlers Klage.	40
6.	Jocko. Von Dr. Adolf Stahr. . . .	41
	Zwei Erlebnisse Goethe's.	45
	Unterschied zwischen Vor- und Zunamen. .	48
	Der Todtengräber.	48
7.	Der kreisende Berg.	49
	Zur Nachricht für Epileptische. . . .	49
	Belohnte Liebe.	50
	Mäßigkeitsverein.	54
	Literarische Anzeige.	56

№		Seite
8.	An das Publicum. Von Duller.	57
	Abhängigkeit des Marschalls Soult von seiner Frau. Von Friedrich von Kobbe.	62
	Wunderbarer Carrièrenwechsel.	63
9.	Oldenburgische Humoresken.	65
	Der Oheim und der Neffe.	69
	Ein quæ pro quo.	72
10.	Suum cuique. Von Herrn von R.	73
	Die gedoppelte Versuchung.	76
	Für lateinische Lehrer.	78
	Miscellen.	78
	Beiträge für den Desertteller der Humor. Blätter. Von Dr. Adolf Stahr.	79
11.	General Wardenburg. Von Dr. Adolf Stahr.	81
	Lupo. Novellette.	84
	Nekrolog.	88
13.	Lupo. Beschluß.	89
	Eine Grabschrift von Baggesen.	96
14.	Der grüne Kohl.	97
	Cochelorum.	100
	Der Hundefreund.	100
	Der Diebstahl.	102
	Prediger Salomonis, Kap. 7, V. 2.	102
	Der Sprachkenner	103
	Der Debitor an den klagenden Creditor.	104
	Der Menschenfreund und der Hundefreund.	104
	Kaleidoscop der Ideen.	104
15.	Grabbe's letztes Werk. Von Dr. Adolf Stahr.	105
	Drei Schneider auf Einmal.	112
	Zur Nachricht.	112
16.	E Blumensträßli vo der Nordsee.	113
	Angenehme.	114
	Zur Ehre des ersten Aprils.	116
	Treue eines Koffers.	116
	Sans rime et sans raison.	117
	Das Wort Schafskopf als Ehrentitel.	117
	Oldenburgische Angelegenheit.	118
	Literatur.	118
17.	Seebadeanstalt zu Wangerooge.	121
	Skizzen aus Oldenburg. Von Dr. Adolf Stahr.	123
	Tu veux en vain me séparer de Malaga.	128

№		Seite
17.	Die Wunder im Spessart. Mährchen von Karl Immermann.	129
	Miscellen.	135
18.	Die Wunder im Spessart. Fortsetzung.	137
	Eine neue Erfindung.	143
	Vater und Sohn.	144
	Hagestolz.	144
19.	Die Wunder im Spessart. Fortsetzung.	145
	Die Möglichkeit der Unmöglichkeit.	152
20.	Die Wunder im Spessart. Fortsetzung.	153
	Beiträge für den Desertteller der Humor. Blätter.	158
21.	Die Wunder im Spessart. Beschluß.	161
	Ueber Portraitmalerei. Von Dr. Adolf Stahr.	165
	Oldenburg, 7. August. Eingesandt von H. v. R.	167
22.	Ueber Portraitmalerei. Beschluß.	173
	Was verlangt man von Don Carlos?	174
	Ein Mephistopheles von Papier.	174
	Ernst Willers in Rom.	174
	Major Holschen.	175
	Polnisches Erstaunen.	176
	An die verehrlichen Redactionen der deutschen Journale.	176
23.	Entfaltung.	177
	Kurzer Commentar zu Goethe's Faust. Vom Professor Stieffel.	178
	An die Redaction der Humoristischen Blätter in Oldenburg.	183
24.	Sternschnuppe.	185
	Der Albinos Gamber und der Leibarzt.	185
	Empfehlung eines Scharfrichters.	187
	Regierungsbekanntmachung zu Krähwinkel.	188
	Der prosaische Hoftheater-Intendant und der poetische Immermann.	190
	Miscellen.	191
25.	Mailied.	193
	Ein Krieg zwischen zwei Kriegsräthen.	193
	Es giebt keine deutsche Grammatik.	197
	Durch außerordentliche Gelegenheit.	200
	An die verehrlichen Buchhandlungen Deutschlands.	200

№		Seite
26.	Der Steinadler.	201
	Ein Argumentum e contrario.	207
27.	Aus dem Legendenbuche der Gräfin Adelheid von Oldenburg. Von Dr. Leverkus.	209
	An die humoristische Regierung in Krähwinkel.	211
	Miscellen.	216
28.	Rheinisches Odeon. Von Dr. Stahr.	217
	Anzeige.	223
	Pindar und Klopstock oder die Athener und der Hallesche Buchhändler.	224
29.	Zwei Abende in Müllners Gesellschaft. Von O. L. B. Wolff.	225
	Der Müller und der Dichter.	231
	Miscellen.	232
30.	Zwei Abende in Müllners Gesellschaft. Beschluß.	233
31.	Des Dichters Denkmal. Eine satyrische Traumnovelle.	241
32.	Des Dichters Denkmal. Beschluß.	249
	Wie Johannes Minkwitz gegen Eckermann ein Alibi beweist. Von Dr. Adolf Stahr.	256
33.	Wie ein Kanarienvogel und eine Spieluhr sich bei einer Feuersbrunst benommen haben.	257
	Ohl Jan Witt.	258
	Berliniaden.	260
	Literatur.	262
	Miscellen.	263
	Der Mathematiker und der Irrenarzt.	264
	Ein unerwarteter guter Rath.	264
34.	Erinnerung.	265
	Das letzte Gebet der Maria Stuart.	266
	Goethe und seine Verehrerin.	268
	Die Rechnenmeisterin als Wirthin.	268
	Ach Gott, wo ist mein Mann!	269
	Wünsche.	270
	Wohlfeile Ideale.	270
	Miscellen.	271
	An alle verehrl. Buchhandlungen Deutschlands.	272
35.	Blicke auf die neueste Literatur des Humors. Von Dr. Adolf Stahr.	273
	Miscellen.	279

№		Seite
36.	Blicke auf die neueste Literatur des Humors. Beschluß.	281
	Philisters Winterlieder.	286
	Miscelle.	288
37.	Ein Besuch bei Alexander Dumas und dem Fürsten Pückler-Muskau.	289
	Der Buch-Autor und der Journal-Artickel-Autor. Von Emile d'Estrées.	294
	Die ächte und gekrönte Demuth. Von demselben.	295
	Ebbe und Fluth.	296
38.	Der Friseur.	297
	Das falsche Phantasiren.	303
	Dichter, Recensent, Publikum. Nachwelt. . .	304
39.	Schlußrede.	305
	Bitte an menschenfreundliche Goldmacher. . .	308
	Für des Jahres letzte Stunde. Von Emile d'Estrées.	311

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 5. April. 1838.

Vorwort.

Es ist heute der erste April, mithin der Tag gekommen, an welchem ich dem Publikum, das freundlich meiner Einladung gefolgt ist, die ersten Spenden zu bringen habe. Ich gestehe, daß, wenn ich von meinem aus Papierballen und Federkielen aufgeschichteten Throne die Anzahl derer überblicke, welche sich auf meinen ersten Ruf zur Eröffnung meiner humoristischen Kammern eingefunden haben, mich eine Art Angst anwandelt, so daß ich gar den Namen des regierenden jungen Monats spottweise über meinem Haupte höre. — Wäre ich doch ein König! wenn auch nur ein constitutioneller, ich würde einen verantwortlichen Minister und der wenigstens einen Secretair haben, der mir flugs meine Antrittsrede fertigen würde. — So aber, da auch keiner meiner Mitarbeiter für mich eintreten will, muß ich sie selbst concipiren, und, von Stund an, Redacteur einer Zeitschrift werden. — Wahrlich! der Schritt, oder besser gesagt, der Sprung, den eine Nonne macht, die, befreit aus düstern Klostermauern, dem Ballsaale wieder gegeben wird, ist kein größerer als der, von einem Leser der Herausgeber eines Journals zu werden.

Durchlauchtigste, hochgebietende, Edel und Edles mögende getreue Leser! Verlieren Sie nicht ganz den Muth, auch ich werde den halb verquirlten wieder finden. Tüchtige Arbeiter aus den Cottaschen, aus den Brockhausischen und andern Buchhändlerweinbergen haben mir wohlgereifte, süß mundende Trauben

für Ihren vielleicht verwöhnten Gaumen versprochen und bereits einige Proben gesandt. Immer werde ich mein unübersetzbares Motto vor Augen haben, und dabei, gegen alle Principien der Nationalöconomie, vorzugsweise fremde Producte, anstatt der meinigen, auf meinen humoristischen Markt bringen. Bemühen werde ich mich, Ihnen manches angenehme Schauspiel, mit Ausnahme der Klopffechterei, wozu sich eigentlich auch nur die Sclaven der unbegränzten Eigenliebe hergeben, zu bereiten.

Nur Eins erbitte ich mir von meinem verehrlichen Auditorio: Es giebt einige humoristische, freilich gedruckte, aber wenig bekannt gewordene Arbeiten von mir. Ich betrachte diese Blätter wie mein literarisches Vermächtniß, und bitte mir das Recht aus, in jeder dreizehnten Nummer, diesen Kindern meiner Laune ein Plätzchen anzuweisen, jedoch niemals, ohne diese Vergünstigung ausdrücklich und dankend anzuerkennen.

Schließlich erlaube ich mir meine abermalige Aufforderung an die ersten deutschen Schriftsteller, meinen Blätterkranz durch ihre Blumen zu verschönern und biete ich ihnen einen reichlichen Ehrensold dafür. Werde ich auf diese Weise der Vermittler edler Geister und der gebildeten Lesewelt, so sind meine Mußestunden, nach einem schweren Beruf, geheiligt, und ich werde immer den humoristischsten Tag im Jahre segnen, an dem ich mein neues Amt antrete.

Oldenburg am ersten April 1838.

Theodor von Kobbe.

Guten Morgen!

Eine antiepileptische, wahrhaftig erlebte Novelle.

Vor einigen Jahren, erzählt mein Freund, befand ich mich in einer norddeutschen Apotheke, als ein Bauer in dieselbe trat, dessen gefurchtes und thränenerfülltes Antlitz nur zu deutlich den Sclaven eines nagenden Kummers verrieth. »Geben Sie »mir doch ein Linderungsmittel für meine unglückliche Tochter!« rief er aus, »die noch gestern sieben Male von der fallenden

»Sucht« — oder, wie es der Landmann sehr bezeichnend nannte, »vom Unglück heimgesucht ist. Kein Arzt kann ihr helfen; »weder die Sorte, die so viel eintrichtert, daß man es nicht be= »zahlen kann, noch diejenige, die so wenig verordnet, daß es sich »der Mühe kaum verlohnt, es zu schlucken. Geben Sie ihr um »Gotteswillen Etwas, daß sie zur Ruhe kommt, und wir mit »ihr; denn so lange wir wachen, grins't uns nichts als Unglück »und Jammer an.«

Diese klagenden Worte hatten kaum mein Ohr erreicht, als alle mir inne wohnenden medicinischen Kenntnisse und Erfahrungen durch das pulsirende Herzblut Marschordre erhielten, sich auf dem Felde des Verstandes zu versammeln. Bin ich gleich Jurist, so hat mich die Liebe zur leidenden Menschheit doch schon von Jugend auf zur mitleidigen, schwesterlich barmherzigen Creolin gemacht, und ich könnte Wunderdinge davon erzählen, wie ich tausend Uebel gründlich geheilt habe; so daß ich sogar im Stande bin — hört! hört! — Zahnschmerzen zu bannen. Doch davon ein ander Mal; diese Erzählung soll kein totales Noth- und Hülfsbüchlein werden, sondern nur ihren Titel rechtfertigen.

Das Gedächtniß hatte, wie in den »Jüngsten Kindern seiner Laune« Kotzebue's langer Hans, alle Ordonnanzen herbei gebracht, und vor meiner Seele stand mit Flammenschrift ein Mittel, das ich in irgend einem alten medicinischen Tröster gelesen hatte. Noch waren mir die Worte gegenwärtig:

»Artemisia alba und rubra,« weiß und rother Beyfuß, St. Johannisgurtel, Himmelkehr, rother Bock, wird vortreflich wider die Epilepsie recommandirt, wie Ettmüller von einer Soldatenfrau erzehlet. »Können weder lebende Allopathen noch Homöopa- »then helfen, so mag Johann Jacob Woyts Schatz-Kammer »Medicinisch- und natürlicher Dinge (Leipzig in Lankischens Buch- »handlung 1761.) auch sein Heil versuchen,« dachte ich bei mir selbst, und ward noch mehr darin bestärkt, als der Bauer in dumpfer Verzweiflung dem theilnehmenden Receptarius zuraunte: »Wenn Sie mir nicht helfen, so wende ich mich an den Halb- »meister in H...., der macht sie gesund oder todt, und das ist »meiner Catharina und uns recht!« Mich ergriff Angst ich

kannte dies schändliche Treiben des erwähnten Quacksalbers, der nur zu oft die letzte Alternative durch seine Kuren bewirkte. — »Geben Sie doch dem Mädchen Artemisia und das bekannte »Mittel des Dr. E. Castorium,« rief ich dem Apotheker zu. »Versuchen läßt es sich doch, ehe das arme Kind dem Nachrich»ter übergeben wird!« »Die beiden Dinge sind als antiepileptisch bekannt,« versetzte dieser sinnend, »aber vielleicht nicht in dieser Verbindung. Wir wollen den Versuch machen,« und Mörser, Büchsen und Gläser rührend, bereitete er alsobald die beiden Mittel*), welche das junge Mädchen auf trockenem und nassem Wege heilen sollten, womit er darauf den, zwar nicht mit großem Zutrauen, aber sich herzlich bedankenden Bauer beschenkte. Ehe dieser uns übrigens enteilte, ließ ich mir das heilige Versprechen von ihm geben, daß er mich sofort in Kenntniß setzen wolle, wenn die Kur gelinge.

Es verflossen seit diesem Vorfalle, der bald aus meinem Gedächtnisse entschlüpfte, mehrere Monate. — Da, als ich an einem heißen Gerichtsmorgen durch einen Corridor eilte, um in einem Commissionszimmer meine Termine als Richter abzuhalten, und mich durch die dichten Schaaren klägerischer und beklagtischer Bauern drängte, fühlte ich plötzlich meinen Arm von hinten zurück gehalten. — Ich erkannte einen Landmann, dessen sprechen wollenden Lippen ich mit den Worten: »Vor zwei Uhr, guter Freund, kann ich keine Audienz geben,« Contreordre ertheilte, indem ich mich seiner Berührung entwandte. »Ach, »Herr Richter!« rief er mir nach, »ich will nicht in Sachen; — »ich will Ihnen nur sagen, daß Sie meine Tochter gerettet ha»ben!« Dieser halb criminalistische Ausruf hemmte mit Recht den Fuß des Civilisten, dessen Functionen nur die veräußerlichen Güter betreffen, von denen Schillers Soldaten singen: »Laßt

*) Jedem Epileptischen steht es frei, bei dem Herausgeber dieses Blattes, durch einen Arzt, die beiden Recepte in portofreien Briefen, mithin das Maaß der Arzneimittel zu erbitten; aber nur durch einen Arzt, denn es giebt viele Gründe der fallenden Sucht, und nicht in jedem Falle dürften diese Mittel untrüglich seyn. Vielleicht wird ein Arzt leicht die passenden Verhältnisse selbst herausfinden, und es genug für ihn und den Kranken seyn, wenn er diese Novelle gelesen hat.

fahren dahin, laßt fahren.« — Ich erfuhr nun vom glücklichen Papa, daß unsere Mittel so radical geholfen hätten, daß die Kranke nie wieder vom Uebel befallen sey. Dabei entschuldigte er sein bisheriges gewissenloses Schweigen sehr demüthig mit dem Zusatz: »Jetzt hat meine Tochter aber die Rose im Fuß, welches Mittel sollte sie denn jetzt wol brauchen?« Ich mußte lachen über diese Zumuthung, wie über dieses Zutrauen. »Fragt den Apotheker!« rief ich ihm zu, und verschwand als diensteifriger Themisjünger; wenn ich gleich später es sehr bedauerte, Familiennamen und Wohnort meiner ungesehenen Patientin nicht erfragt zu haben. —

Es vergingen zwei Jahre. Am 25. März 1834. hatte ich den Apotheker noch gesprochen und wir uns beide unserer glücklichen Heilung erinnert, als es am folgenden Morgen leise an meine Stubenthür pochte, und auf mein unwilliges »Herein!« — denn ich war mit einer fatalen juristischen Arbeit, einem schwierigen Präferenzurtheile beschäftigt, — unser quästionirter Bauer eintrat. »Hochgebietender Herr!« hub er, sich räuspernd, an, »hilft Ihr Wundermittel gegen das Unglück, wovon Sie meine Tochter so gütig befreit haben, auch wol hannoverschen Knechten?« Warum nicht? versetzte ich lächelnd, »Artemisia und Castorium sind weltbürgerlicher Natur und wirken auf alle Nationen.« »Ach! lieber Herr,« fuhr der Bauer fort, »dann retten Sie den armen Schelm, der da draußen steht, er »ernährt von dem Lohn, den er sich in unserm Dorfe verdient, »seine daheim in großer Armuth schmachtende Mutter.« —

Ich war zu helfen bereit, hatte aber die Verhältnisse der Mittel vergessen und bequemte mich daher zu einem Billet, welches ich an den hohen mitstrebenden ärztlichen Collegen schrieb. Auf die, während Abfassung meiner Zeilen, an mich gerichtete Frage: ob ich den hannoverschen Knecht, der draußen stehe, auch sehen müsse, hatte ich, meine Gedanken zusammen haltend, kopfschüttelnd geantwortet, welches den Bauer zu dem halblauten Ausruf veranlaßte: »Wunderbar! habe ich es nicht dem Johann gesagt, er könne zu Hause bleiben? — Der Herr macht es gerade mit ihm wie mit meiner Tochter. Er curirt die Leute, ohne sie gesehen zu haben. Wunderbar! wundersam!«

Ich schrieb an den Apotheker, es sey spaßhaft, daß der Vater des Mädchens, von dem wir gestern nach Jahren zum ersten Male gesprochen, heute mit einem epileptischen Kranken erscheine; ich empfahl ihm denselben und entschuldigte die Eile meiner Worte mit dringenden Geschäften. Der Eingang meiner Zeilen lautete: »Guten Morgen!« Mein Bauer empfahl sich mit der Depesche.

»Ich muß Ihnen etwas sehr Komisches erzählen,« bemerkte der Pharmaceut nach Verlauf einiger Monate, »Sie entsinnen »sich wol noch des letzthin an mich gerichteten Billets. Ich »gab dem Bauer die gewünschten Mittel, für den ihn beglei»tenden Hannoveraner, war aber nicht wenig erstaunt, als ich »nach seinem Weggange Ihre an mich gerichteten Worte ver»mißte; ich suchte sie vergebens. Schon glaubte ich, er habe »das Schreiben Ihnen wie ein geliehenes Geräth zurück ge»bracht, indessen bin ich seit einigen Wochen eines Andern be»lehrt. Der schlaue Alte hat Ihre an mich gerichteten Worte »nämlich für das Recept selbst gehalten, und, wie der heilige »Krispin, zum Wohl der Menschheit stipitzt. Aber seitdem hat »es eine unerhört zahlreiche Nachkommenschaft erhalten. Jedoch »sind die Kindlein nur durch die Ueberschrift »Guten Morgen!« »als Geschwister zu erkennen, denn im Uebrigen sind Ihre flüch»tig und nicht eben allzuleserlich geschriebenen Zeilen in den Ab»schriften so sinnlos copirt, daß man nur Buchstaben ohne Zu»sammenhang erkennt. Die natürliche Folge ist nun freilich, »daß man sagt: nur in meiner Apotheke könne das »Gutenmor»genrecept« bereitet werden, was ich übrigens jetzt nur mit Er»laubniß der Aerzte in den individuellen Fällen thue. — Soviel »kann ich Ihnen indessen zur Beruhigung und zu Ihrer Freude »mittheilen, daß unsere Mittel Wunder wirken.«

»Schaffen Sie mir doch eine der vielen Abschriften!« versetzte ich, »bringen Sie ein Opfer in meinem Namen.« »Ich »kann es nicht, sonst hätte ich Ihnen längst eine geschickt,« antwortete der Apotheker; »die Leute zeigen das Papier nur vor, »ohne es aus den Händen zu geben; wie Fürsten, welche ihre »rechtmäßigen Verwandten schlau entthront haben, immer die »Nemesis fürchten, und in jeder ihrer Umgebungen Königsmör-

»der sehen, so mag der ungerechte Titel, wodurch der Erste das »Billet erworben, den Leuten vor ähnlichem Raube Wachtsamkeit und Furcht einflößen; doch will ich mein Bestes thun.«

Noch habe ich keine Abschrift. — Heute Morgen kommt ein junger hübscher Mann zu mir, der mich zur Hochzeit auf morgen einladet; ich verweigere es ihm, der ich als guter und gutmüthiger Christ schon genug Zeit und Geld den Kindtaufen weihe, und auch diesmal aus dem Grunde, weil ich morgen durchaus anderweitig versagt bin. »Das thut mir sehr leid,« entgegnete der Bräutigam, der sich als einen Dorfschulmeister kund gab, sehr betreten; »vorzüglich wird Ihre Absage meine Braut Becke Catharine B..... betrüben, die an ihrem Ehrentage den Mann kennen zu lernen hoffte, der sie von dem schrecklichsten Uebel, von der Epilepsie, befreite.« »Es ist unmöglich, ich kann »morgen nicht kommen,« versetzte ich verstimmt. »Aber übermorgen früh führt mich eine Diensttour in Ihr Dorf. Dann »will ich Ihre junge Frau als solche begrüßen und zwar mit »den Worten: »Guten Morgen.«

Der Feuerbesprecher.

Der verstorbene Herzog von Oldenburg hatte während seiner langen Regierung das Glück, äußerst selten seine Residenz von Feuerlärm beunruhigt zu sehen. Entstand ein solcher, so wurde der Brand gar bald durch die Thätigkeit der Oldenburger, in Gegenwart des schnell herbei eilenden Fürsten, gedämpft. Dadurch entstand bei dem, sonst keinesweges abergläubischen Volke, die Meinung, sein Herzog Peter könne das Feuer besprechen.

Als nun bei'm Antritt der Regierung des jetzigen gnädigsten Großherzogs auch eine, bald gedämpfte, Feuersbrunst ausbrach, die, trotz heftigen Windes, nur Ein Gebäude verzehrte, wozu die Gegenwart und die Aufmunterung des jetzigen Regenten gewiß einen großen Theil beitrug, raunten sich die guten Leute zu: »Der hat das Besprechen vom Vater gelernt, und »kann es das erste Mal schon fast eben so gut, wie der selige »Herr!« —

Vorfrühling.

Laß alle Dissonanzen
In deiner Brust verklingen,
Hörst du nicht hoch in Lüften
Die Lerche freudig singen?
Der Winter neigt zum Frühling,
Natur zu neuer Lust,
Zu reineren Accorden
Das Herz in uns'rer Brust.
Des Winters Stubenleben,
Mit seinem Ofenstaub,
Begeht an unserm Herzen
Stets einen Jungfraunraub;
Doch, mit dem Hauch des Lenzes
Rückkehrt Proserpina,
Und mit dem Osterfeste
Ist Auferstehung da.

Vom Verfasser des Prometheus.

Frost und Thauwetter.

So mit erfrorenen Herzen
Da laufen die Menschen herum,
Sie klagen nicht über Schmerzen,
Die Kälte macht fühllos und stumm. —
Doch wenn sie das Unglück umfänget,
Die Thräne den Frost ihnen thaut,
Das Treibeis zum Herzen sich dränget,
Da schrei'n die Elenden ganz laut.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Courant für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 Rthlr 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 Rthlr 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.** Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 2. Donnerstag, 12. April. 1838.

Bruchstück

eines ungedruckten Romans »Münchhausen« von Karl Immermann.

Eilftes Capitel.

Worin der Freiherr seinen Abscheu vor dem Laster des Lügens nicht allein ausspricht, sondern auch bethätigt *).

Was für ein schändliches Laster ist das Lügen! denn erstens ist es ein Laster, und zweitens kann Jemand, der sich's angewöhnt hat, auch einmal die Wahrheit sprechen, und Keiner glaubt sie ihm dann.

Daß mein Ahnherr, der Freiherr von Münchhausen auf Bodenwerder, einmal in seinem Leben die Wahrheit sagte, und Niemand ihm glauben wollte, das hat bei dreihundert Menschen das Leben gekostet.

Wie? riefen der Baron und seine Tochter aus einem Munde.

Geschätzte Freunde und liebe Wirthe, mäßiget Euer Erstaunen, versetzte der Gast, indem er wie ein Kaninchen die Na-

*) Münchhausen der Jüngere erzählt auf dem Schlosse Schnick-Schnack-Schnurr einem alten Baron, seiner Tochter, und dem Schulmeister Agesilaus wundersame Geschichten der Gegenwart.

senflügel zitternd bewegte und mit den doppelfarbigen Augen zwinkerte. Nichts natürlicher, als das. Hört nur zu. Der besagte Ahnherr war, leider Gottes, wie Ihr wißt, ein ungemeiner und erschrecklicher Lügensack. Wer erinnert sich nicht der zwölf Enten, die er mit einem Stücke Schinkenspeck fing, nicht seines halbirten Rosses, nicht des tollgewordenen Jagdpelzes, der im Posthorn eingefrornen Töne, nicht — nicht — o! o! o! — —

Das blaue Auge des Enkels weinte, sein braunes blitzte von tugendhaftem Zorne, er konnte nicht weiter reden. Dem alten Baron und seiner Tochter gelang es endlich, ihn zu beruhigen. Der Redner schluchzte noch ein Weniges, dann fuhr er so fort: Es ist meiner Treue recht schlecht von mir, daß ich von meinem in Gott ruhenden Ahnherrn Uebles rede, aber Ehrlich währt am längsten. Dieser Mensch und Lügner hat die historische Wahrheit auf Jahrhunderte hin vergiftet, und die nachgebornen Geschlechter gewissermaßen unter die Botmäßigkeit jedes Irrwahns gegeben, der seitdem in der Welt auftrat. Ja, um mich eines Gleichnisses aus einer seiner abgeschmackten Fabeln zu bedienen, es erging der Menschheit nachmals mit jedem falschen Propheten, wie dem Bären, den der Ahnherr an die honigbeschmierte Wagenstange lockte, und der sich durch und durch auf selbige hinaufleckte. Denn es mochte den Leuten etwas noch so Unglaubliches vorgeschwätzt werden, sie riefen immer: das muß wahr seyn; Münchhausen hat ganz andre Sachen erfahren! So leckten sich die Leute vor fünfzig bis sechszig Jahren auf den Eiszapfen der Aufklärung hinauf, und als sie mit Mühe und Noth von diesem wieder heruntergeschroben waren, und die grimmige Erkältung noch in ihren Eingeweiden rasselte, da kamen die Franzosen und hielten ihnen den Freiheitsbaum vor, mit einer Mischung von Syrup und Cognac bestrichen, und die Narren leckten wieder so tapfer darauf los, daß sie bald Alle mit Schmerzen an dem stachlichten Stamme festsaßen, und Napoleon mit leichter Mühe sie daran hinter sich herziehen konnte. Nun, diese Begeisterung nahm denn endlich auch ein Ende mit Schrecken, und gegenwärtig . . . .

Gegenwärtig? fragte der Baron erwartungsvoll. Gegen-

wärtig, versetzte der Freiherr bedächtig, werden so viele und verschiedenartige Stangen, Bäume und Zapfen, worunter sich auch einige Eisenschienen befinden, mit Honig bestrichen, daß sich noch nicht entscheiden läßt, welches dieser Fangmittel die Meisten zu fesseln im Stande seyn werde.

Aber das Wort der Wahrheit, durch welches Ihr Ahnherr an die dreihundert Menschen tödtete? rief das Fräulein Emerentia ungeduldig.

Recht so, meine Gnädige, erwiderte der Freiherr. Allegorie und Phantasiespiele sind aus der Mode, gehören der Ramlerschen Zeit an; Stoff! Stoff! Stoff! ruft die nach Realitäten hungrige Welt. Hier ist der meinige. Münchhausen, der Ahnherr, war trotz seines gräulichen Lasters eine selten-begabte Natur. Er hatte mit Cagliostro in Verbindung gestanden, zu seiner Zeit Gold gemacht, von der Sorte, die man Knallgold nennt, man versicherte, er höre, nicht im figürlichen, sondern im buchstäblichen Sinne, das Gras wachsen, kurz, er hatte tiefe Blicke in so manches Naturgeheimniß gethan. Besonders war an ihm ein scharfes Ahnungsvermögen für eigne Körperzustände ausgebildet worden, und Alles, was nachmals in diesem Betreff von nervösen oder somnambülen Personen erzählt worden ist, war Kleinigkeit gegen das, was glaubwürdige Gewährsmänner mir von ihm berichtet haben. Er wußte an sich selbst jede Befindensveränderung, wie die Homöopathen die Krankheiten nennen, vorauszuspüren, und trug, so zu sagen, seine ganze somatische Zukunft, im Geruch vorgebildet, mit sich umher. Daß Einer merkt, wenn ein Schnupfen bei ihm im Anzuge ist, will nicht viel bedeuten; aber durch den Schnupfen hindurch die späteren Uebel, die ihn noch betreffen sollen, zu merken, ist allerdings nicht Jedem gegeben. Theophilus, sagte der Ahnherr eines Tages zu dem Manne, der mein Vater vor der Welt heißt, Theophilus, ich kriege morgen einen rechtschaffnen Schnupfen, wenn der vorbei ist, giebt's ein kaltes Fieberchen, und darnach wird der Rest der bösen Schärfe als Podagra in den rechten Fuß fahren. Und richtig, so kam es. Er hatte durch den Schnupfen hindurch das kalte Fieber, durch dieses hindurch das Podagra an sich abgewittert.

Sie haben gewiß von jenem südamericanischen Indianerstamm im Gebiete Apapurincasiquinitchiquisaqua gehört?

A...pa...pu...rin —— buchstabirte der alte Baron. — Ja wohl, ja wohl haben wir von diesem Stamme gehört, fuhr er nach einigem Besinnen fort. Wer sollte auch davon nicht gehört haben!

Apapurincasiquinitschchiquisaqua, flüsterte das Fräulein schwärmerisch vor sich hin.

Dieser Indianerstamm, fuhr der Baron fort, wohnt dreiundsechszig dreiviertel Meilen südlich vom Aequator auf einem Bergplateau, zweitausendfünfhundert Fuß über der Meeresfläche. Von den schneeigten Piks der Cordilleras rings geschützt, leben jene Menschen ein einfaches Ur- und Naturleben hin. Nie suchte die Habsucht und Grausamkeit der Conquistadoren sie hinter ihren beschirmenden Felsenwällen heim. Bäume giebt es nicht auf Apapurincasiquinitschchiquisaqua wegen seiner hohen Lage, aber unendliche Flächen dehnen sich an den sonnebeschienenen Abhängen der Piks aus, smaragdgrün von einer Grasart, in deren breiten, fächerartigen Blättern der Westwind, welcher dort beständig weht, ein melodisches Säuseln zu erwecken nicht müde wird. Zahlreiche Heerden von pfirsichblüthenen Kühen und Stieren, (so lieblich scherzt dort die Natur in Farben,) weiden in den grünen Grasweiden; die feurigen Kälber sind goldgelb, erst nach und nach nehmen sie jenen kältern Ton an. Dieses Rindvieh ist der einzige Reichthum der unschuldigen Apapurincasiquinitschchiquisaquaner. Sie leben fast nur von der sauren oder sogenannten Schlippermilch, welche ihre schönen Jungfrauen, vom Antlitz bis zu den Fußknöcheln tättowirt, mit den feinen, roth und gelbbemalten Fingern den strotzenden Eutern der Kühe entziehen.

Ihr himmlischen Mächte, wie reizend! sagte das Fräulein mit schmelzendem Tone.

Das heißt, erinnerte der alte Baron, und rieb sich die Stirn, aus den Eutern gewinnen sie süße Milch, und nachher machen sie den sauren Schlipper daraus.

Nein! antwortete der Freiherr. Der saure Schlipper kommt auf jenem glücklichen Bergplateau von der Kuh, und nur, wenn

er lange gestanden hat, und dem Zustande der Verderbniß sich nähert, dann geht er in Süßigkeit über.

Hm! Hm! Hm! Ja... aber — — murmelte der Alte und schüttelte den Kopf.

Erstaunen Sie nicht, hören Sie mich ruhig aus. Ist nicht alles Ursprüngliche sauer? Wie schmeckt die wilde, unverbildete Kastanie? Kannst du in den jugendgrünen Apfel beißen, ohne das Gesicht verzerren zu müssen, oder in die kindliche, harte Pflaume? Geben Trauben, die der buhlerische Strahl der Sonne noch nicht um ihre Unschuld betrog, etwas Andres, als Essig? Pindar singt: das Fürnehmste ist Wasser; ich aber sage: das Ursprüngliche ist sauer.

O, das Ursprüngliche! seufzte Emerentia.

Sauer ist daher die Milch jener Natur-Kühe. Alle Hausthiere verlieren bekanntlich durch den Umgang mit Menschen viel von ihrer ursprünglichen Ausstattung; Hund und Katze, die in der Wildniß zottige, energische Bestien sind, werden in unsern Stuben kleine, glatte Schmeichler, und so giebt denn auch unser Hornvieh, weil es in alle Widersprüche abschwächender Cultur mit einging, einen Saft, von welchem wir zwar glauben, er sey das Ergebniß unverstimmter Kräfte, welcher aber gleichwohl in seiner süßen Schlaffheit nur die herabgekommene Constitution der zahmen oder Kunst-Kuh anzeigt. Erst wenn diese sogenannte süße, eigentlich aber entnervte Milch eine Zeit lang gestanden hat, besinnt sie sich wieder auf ihre verscherzte Ursprünglichkeit, fährt in Reue und Schaam zu den klaren Molken, zu dem gehaltvollen Schlipper auseinander, den die Leute in Niedersachsen auch wohl Waddicke nennen, und nun, in diesem biedern Zustande, wird sie von allen reinen Seelen in der holden Einsamkeit eines bäuerlichen Düngerhofes mit Wollust verschlürft. Aber Reue ist keine Unschuld, und unsre Schlippermilch nicht die, welche auf den Höhen von Apapurincasiquinitschchiquisaqua warm von der Kuh gezogen wird. — O tränke wieder jeder deutsche Mann saure Milch... Und rauchte dazu seine Pfeife Taback... fiel der alte Baron mit Wärme ein.

... ginge dann zwischen Gemüsebeeten auf und nieder spazieren... rief der Freiherr.

Und hörte Nichts, als: Alle Neun! oder Sandhase! von der benachbarten Kegelbahn . . . seufzte der alte Baron.

Dann wäre Germanien wahrhaft restaurirt von der modernen Zerrissenheit! schloß der Gast mit Emphase.

Aber um der Götter willen, rief ein hagrer Mann, welcher während dieser Gespräche eingetreten war, wir erfahren ja noch immer das Wort der Wahrheit nicht, wodurch Ihr Ahnherr dreihundert Menschen vom Leben zum Tode brachte!

Der Freiherr sah auf seine Uhr, und sagte mit dem Tone geistiger Ueberlegenheit, welcher ihm eigen war: Es möchte dazu heute zu spät seyn. Auf morgen also, wenn Sie vergönnen. Er stand auf, nahm eine Kerze, und verließ, Allen eine gute Nacht wünschend, das Zimmer.

Warum fielt Ihr ihm in die Rede, Schulmeister? sagte der alte Baron verdrießlich zu dem Hagern. Einen solchen Mann, mit einem so weltumfassenden Gesichtskreise muß man nie im Flusse der Worte stören, es kommt immer dabei etwas zum Vorschein, was unterhält und belehrt, und am Ende wären wir doch wohl noch zu dem Worte der Wahrheit seines Ahnherrn gediehen, wenn Ihr ihn nicht unterbrochen hättet.

Schelten Sie mich nicht, mein Gönner, um diesen Freiherrn von Münchhausen, der uns da so unversehens in das Schloß gefallen ist, erwiderte der Hagre. Er kann den an Kürze und Laconismus Gewöhnten schon ungeduldig machen, dieser endlose Redner und Erzähler, denn er verfällt immer aus dem Hundertsten in das Tausendste. Kürze aber, die körnige Kürze der Sparter, ist wie ein Köcher, darin gar viele Pfeile stecken, indem erstens . . .

Es ist schon gut, Schulmeister, fiel ihm der Alte in die Rede, indem er ihn mit einem zweideutigen Blicke maß. Warum kommt Ihr heute so spät? Wir haben Alles aufgespeist.

Der Schulmeister Agesilaus ließ seine Augen in die Ecke des Zimmers dringen, worin ein kleiner Tisch stand, ärmlich gedeckt. Die Knochen eines verzehrten Huhns lagen auf den Tellern verstreut. Es wollte sich in der Eile nicht des Schilfes genug für mein Nachtlager schneiden lassen, versetzte er. So bin ich denn hier nach dem Mahle erschienen, und werde mich

zu Hause mit schwarzer Suppe verköstigen müssen. Er zündete seine Blendlaterne an, schlug den groben, zerrissenen Mantelkragen, den er statt des Rockes trug, fester um sich, und entfernte sich nach kurzer Verbeugung gegen den Baron und das Fräulein.

Der Alte sah sich um und murrte: Kein zweiter Leuchter mehr hier? Er nahm aus dem Wandschranke ein Lichtstümpfchen, steckte es in den Hals einer Flasche, und ging mit dieser Vorrichtung aus dem Stegreife, in tiefen Gedanken über die Erzählung des Gastes davon, ohne der Tochter weiter zu achten.

Diese hatte von allen seitherigen Verhandlungen nichts bemerkt, weil sich nach der Schilderung jenes glückseligen Bergplateaus die romantische Träumerei ihrer bemächtigt hatte, in die sie nicht selten versinken konnte. Jetzt fuhr sie aus diesen Entzückungen der Abwesenheit empor, und rief: Großes, ungeheures Naturbild! Das Smaragdgrün der Wiesen am Abhange der Piks, vermischt mit dem Pfirsichroth der Kühe und dem Goldgelb der Kälber, sich abhebend von dem Schneeweiß der Cordillerasgipfel im Hintergrunde! O wäre ich auf Apapur... auf Apapur... auf der Bergebne mit dem unaussprechlichen Stamm!

Ein Windstoß warf das Fenster auf, dessen einer Flügel, nur noch morsch in seinen Nägeln hangend, zu Boden fiel, und klirrend zertrümmerte. Das Fräulein aber achtete dieses Umstandes nicht sonderlich, sondern hob eine Tischplatte ab, stellte sie gegen die Lücke, und begab sich dann gleich den übrigen Personen zur Ruhe, um von der Bergebene, mit deren langem Namen ich meine Zuhörer schon so oft habe behelligen müssen, weiter zu träumen. (Die Fortsetzung folgt.)

Geistesgegenwart bei Hofe.

Der Fürst Theobald hatte gehört, daß der liebenswürdige, zuweilen aber etwas satirische Kammerherr, Graf Rosen, sein seltenes Talent »Jedem in der Sprache, ja sogar mit Garrickscher Geschicklichkeit im Aeußern, nachzuahmen,« — so sehr mißbrauche, daß er und seine hohe Familie sogar zur Zielscheibe der majestätsverbrecherischen Ironie dienten, und dies sehr ungnädig

aufgenommen. Er sah eine Verletzung der schuldigen Ehrerbietung darin, und fand bald die Gelegenheit in einem Hofcirkel dem Grafen Rosen zu bemerken: »Ich habe gehört, Herr Graf! daß Sie mich so trefflich copiren; berauben Sie mich dieses Genusses nicht; ahmen Sie mir einmal nach mit dem Lichte der Lächerlichkeit, womit Sie so hell leuchten.« Vergebens entschuldigte sich der Graf mit totaler Unfähigkeit, die geheiligte Person des Regenten darstellen zu können, — der Fürst wurde dringender. »Wie können Sie sich genirt fühlen, in so guter Gesellschaft Ihre Talentproben zu zeigen?« rief der beleidigte Herrscher, »da Sie es nicht verschmäht haben, dieselben an öffentlichen Orten auszukramen!?« —

»Gnädigster Herr!« stammelte der peinlich Befragte.

»Keine Widerrede, Herr Graf!« fuhr der Regent fort: »Reden Sie mich an in meiner Manier. Denken Sie ich sey der Graf Rosen und Sie der Fürst.«

»Jetzt, dachte ich, es muß halten oder brechen,« hat der geängstigte Kammerherr oft nachher erzählt, »und mit fester Stimme gab ich meinem Landesherrn wieder, indem ich ihn also anredete:

»Ich höre, Graf Rosen, daß Sie sich unterstehen Ihren »Souverain zuweilen zu copiren; geschieht dies unter Ihren »vertrauten Freunden, so mag dieser schlechte Scherz hingehen; »erlauben Sie sich aber dergleichen Dreistigkeiten an öffentlichen »Orten, so ist das gegen den Respect, den Sie als Unterthan »Ihrem Regenten schuldig sind. Nur in Erwägung Ihres »gutmüthigen harmlosen Characters und weil ich weiß, daß Sie »mich von ganzer Seele lieben, will ich Ihnen Ihre unbesonnenen Reden vergeben und in das Meer ewiger Vergessenheit »werfen. Aber kein Rückfall, bei Strafe meiner höchsten Ungnade! Verstanden, Graf Rosen?«

Bei diesen Worten ging der Kammerherr, dessen Witzblitze schon die fürstlichen Lachmuskeln verzerrten, als grand seigneur mit einer nachlässigen souverainen Verbeugung in das Nebenzimmer. Der Fürst hatte anfangs etwas verlegen dagestanden, unwillkührlich den verblüfften Grafen, wie derselbe vor zwei Minuten sich zeigte, copirend. Dann aber siegte sein gutes Naturell, er lachte und vergab.

Der Fürst hat seitdem eine Sonderbarkeit, die ihn immer mit der Säbelscheide klappern ließ, abgelegt.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 3. Donnerstag, 19. April. 1838.

Bruchstück

eines ungedruckten Romans »Münchhausen« von Karl Immermann.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Der Freiherr bringt zwar die angefangene Geschichte nicht zu Ende, handelt aber von andern merkwürdigen und außerordentlichen Dingen.

Münchhausen hob am folgenden Abende ohne Vorrede also an: Der südamericanische Indianerstamm, welcher uns gestern beschäftigte, bringt es bei seiner sauern Milchnahrung meistens zu einem sehr hohen Alter. Es ist unter ihnen gar nicht selten, daß Männer und Frauen das hundertste Jahr zurücklegen. Weil ihre Sinne und Säfte nun immer in der unmittelbarsten Gemeinschaft mit der Natur verblieben, so wissen sie auch durch ein richtiges Gefühl, wenn die Natur sich ihr Ziel gesetzt hat. Ein solcher Sterbegreis sagt daher ganz genau Stunde, Minute und Augenblick seines Todes voraus, flicht die Strohflasche, worin er sich zu bestatten gedenkt....

Die Strohflasche? fragte der Schulmeister Agesilaus.

Die Strohflasche, erwiderte der Freiherr kaltblütig. Wenn

man mir von Anfang an zugehört hätte, so würde manche Frage zu sparen seyn. Holz haben sie nicht, das sagte ich schon gestern, Särge können sie folglich nicht zimmern, sie müssen sich mit getrocknetem Grase oder Stroh helfen, um ihre Leichenfutterale zu fertigen. Ein solches Futteral hat die Form desjenigen Geflechts, worin der Maraschino von Triest verschickt wird, länglicht viereckicht, oben mit einem kurzen, etwas engeren Halse. Dahinein kriecht nun der Sterbegreis, nachdem er von seinen Angehörigen Abschied genommen hat und endet pünktlich in dem vorhergesagten Augenblicke. Sobald er verschieden ist, binden sie eine Blase über die Mündung, und dann setzt sich die ganze Familie im Kreise um das Sterbefutteral her, und ißt zum Andenken des Verewigten saure Milch. Hierauf tragen sie die Strohflasche nach der Felsenbank Pipiritipi, dem allgemeinen Begräbnißorte des Volks. Dort wird sie zu den Uebrigen gestellt. Ich habe jene Ruhestatt selbst gesehen; sie gewährt einen schönen Anblick. Wie auf Rayolen in einem wohlversehenen Keller stehen dort auf der Felsenbank viele tausend Flaschen nebeneinander, die Vorzeit des Volks ist so zu sagen auf Stroh abgezogen.

Sie waren auf dem smaragdgrünen Plateau? fragte das Fräulein einigermaßen befremdet.

Liebes Kind, wo wäre ich nicht gewesen! antwortete lächelnd der Freiherr. Ich war vor einigen Jahren Europamüde, warum? weiß ich selbst nicht, denn es hatte mir Niemand etwas zu Leide gethan, aber ich war Europamüde, wie man gegen eilf Uhr Abends Schlafmüde wird. Beschloß also zu reisen, so weit weg, wie möglich. Weil aber heut zu Tage jeder Mensch, der in Betrachtung kommen will, absonderlich unterweges, interessant seyn und den Spleen haben muß, reiste ich erst nach Berlin, und ließ mich dort im Interessanten unterrichten, dafür zahlte ich meinem Professor zwei Friedrichsd'or Honorar. Dann ging ich nach London, und lernte bei einem Master den Spleen; der Tausendsassa war aber theurer, ich mußte ihm, Sie mögen mir es glauben, oder nicht, zwanzig Guineen entrichten,

und außerdem schwören, das Geheimniß nicht verrathen zu wollen.

Nachdem ich so das Interessante und den Spleen gelernt hatte, glückte es mir überall recht sehr. Ich trug mich bald als Engländer, bald als Neugrieche, zuweilen lag ich als Dame auf dem Sopha und hatte Migraine; dabei redete ich ein Kauderwälsch von französisch und deutsch, wie es zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in der ärgsten Entmischung der Sprache Mode war. In jenen wechselnden Costümen und in diesem Deutsch, gorge de pigeon, bestand das Interessante; was aber den Spleen angeht, so führte ich immer Kampfer bei mir. Davon bekommt man eine blasse Couleur; ich sah bald aus, als hätte ich schon zehn Jahre im Grabe gelegen. Als ich mich eines Tages in meinem Toilettenspiegel, deren ich damals, wo ich der Eitelkeit fröhnte, stets mehrere besaß, zu Gesichte bekam, und meine bleiche Farbe erblickte, ging mir ein lichtheller Gedanke im Kopfe auf. Sehe ich nicht wie eine Leiche aus? sagte ich zu mir selber. Ich will mich den Verstorbenen nennen. Gesagt, gethan! Dieser Einfall hat Wunder gewirkt. Einen Verstorbenen hatten die Deutschen noch nicht gehabt. Und nun gar einen Verstorbenen, der so traulich mit ihnen zu plaudern wußte, und ihnen tausend Geschichtchen erzählte, die ein Lebender allenfalls auch in jedem Klatschzimmer der Societät hätte auftreiben können! Jung und Alt, Männer und Weiber, Gelehrte und Idioten drängten sich zu den Leichenspuren des Verstorbenen; die alte Fabel wurde wieder neu, welche das Volk hinter einem geschmückten Verweseten jubelnd herwandern läßt. Geheime Künste haben es aus der Gruft emporbeschworen, die Menge zu locken. Die Jünglinge drängen sich begehrlich heran, mit der buntgeschminkten Frau Venus zu tanzen, immer weiter lockt die pestdampfende Schönheit, welche ihnen wie Zibeth und Ambra riecht, die Lüsternen; endlich auf einem Kirchhofe fallen die Gewänder von den klappernden Gebeinen ab, und ein scheußliches Skelet haucht ihnen den Spruch zu: Sic transit gloria mundi. Aber mit mir kam es nicht

so weit, vielmehr blieb ich, obgleich ein duftender Verstorbener, recht inmitten der Gloria Mundi. — Nachdem ich so berühmt geworden war, strich ich durch die ganze Welt, kam auch im Vorbeigehen durch Africa, in Algier wurde ich arabisch mit allen Formalitäten, hatte dann gutes Logis bei Vicekönigs von Egypten. Er wurde mein Dutzbruder, und ich mußte ihm tausend Sachen erzählen, die er mir alle geglaubt hat. Weiter oberhalb nach Nubien zu, unfern der großen Katarakte, stieß mir ein hübsches Abentheuer mit einem Nilpferde auf. Ich sitze am Strom im Schilf, au naturel, wie mich der Herr geschaffen hat — denn anders bin ich in Africa nie gegangen — esse mein Mittagsbrod in guter Ruhe, siehe da, schießt eine Bestie von Hippopotamos auf mich zu, und hat mich im Rachen, ehe ich noch rufen kann: Qui vive? Ich indessen nehme in Geschwindigkeit mein Bischen Geistesgegenwart zusammen, schreie in dem Rachen, als das Vieh mich eben verschlucken will: Monsieur! Monsieur! avec permission, je suis son Altesse telle et telle! und was geschieht? Sie mögen mir es glauben, oder nicht: die gute Seele von Nilpferd spuckt mich auf der Stelle aus, wischt sich die Thränen aus den Augen....

Womit? womit? rief der Baron.

Mit einem Palmblatte, welches die ehrliche Haut in die rechte Vorderpfote nimmt; erröthet, und rennt beschämt davon. Soweit haben es Vicekönigs schon in Egypten gebracht, daß selbst die Hippopotamoi vor literarischen Sommitäten Respect bezeigen.

Ich meinte, das Nilpferd nähre sich nur von Vegetabilien, nicht von Fleisch, wandte das Fräulein bescheiden ein.

Es ist vermuthlich kurzsichtig gewesen, und hat mich für eine Pflanze angesehen, antwortete der Freiherr. Ich weiß, was ich weiß; ich habe im Rachen drin gesteckt. Wahrheit muß Wahrheit bleiben, und ehrlich währt am längsten. Wo blieb ich stehen? Ja, in Africa. Warum soll ich Sie aber mit solchen Kleinigkeiten aufhalten? Ich war bald Africamüde, wie ich Europamüde gewesen war, be-

schloß daher nach America zu reisen, vorher aber einen Abstecher nach Deutschland und England zu machen, wohin mich verschiedene Gründe zuvor riefen.

Erstens hatte ich das Interessante und den Spleen etwas verlernt, und wollte daher wieder in Berlin und in London meinen Cursus machen. In Africa sind die Leute gar nicht interessant, der Koran begünstigt diese Richtung nicht, eine arabische Schnauze ist wie die andere, und was den Spleen betrifft, so vertreibt den der Vicekönig von Egypten durch die Bastonade; es giebt kein efficaceres Mittel gegen Schwermuth, als sie. Einmal hatte ich mich mit ihm etwas brouillirt, wie das unter Freunden wohl kommen kann; da dachte ich an die möglichen Folgen für die Fußsohlen, und von dem Gedanken schon war aller Spleen weg, selbst bis auf die Erinnerung. Es kam zum Glück nicht zu jenen Folgen, wir versöhnten uns, und aßen noch denselben Mittag Sauerkraut mit Schweineohren zusammen, denn er ist ein aufgeklärter Türke, und will nächstens in einer Schrift beweisen, daß Mahomet ein Product der Gläubigen sey. Wo blieb ich stehen? Ja so, bei dem Spleen. Nun, das Interessante hatte ich aus Mangel an Anschauungen in meiner Umgebung ebenfalls eingebüßt. Ich mußte also schon deßhalb nach Deutschland und England. Dießmal war ich genöthigt, in Berlin eine Bonne für den Unterricht im Interessanten zu nehmen, die Mère Oye, der es im Rückblick auf Personen und Zustände nicht gegangen war, wie Loths Weibe bei einer ähnlichen Gelegenheit. Denn, anstatt zur Salzsäule zu erstarren, war sie immer gesprächiger und mercurialischer geworden. Viele Leute wollten der guten Mère oder Commère etwas am Zeuge flicken; sie sagten, all ihr Geistreicheln und Interessantisiren sey doch nur purer Waschschaum; aber ich muß sie vertheidigen. Sie hat es auf hohe Ziele überhaupt nicht abgesehen, sie gedenkt nur ihrer Ahnfrauen, die vorlängst durch Schnattern das Capitol retteten. Und da übt sie nun mittlerweile ihr Organ, um bei Stimme zu seyn, wenn

dermaleinst das Capitol des unschädlichen Liberalismus in Deutschland gefährdet werden sollte.

Warum gingen Sie aber nicht zu Ihrem Professor wieder in die Lehre? fragte der Baron.

Der saß in Paris dazumal, und las altfranzösische Manuscripte. Ich reiste von Algier über Toulon und jene Hauptstadt, und traf ihn auf der Bibliothek. Da sah ich nun ein wahres Wunder jetziger Bücherschnellfabrication oder Schnellbücherfabrication. Denn es ist gewiß; Sie mögen mir es glauben, oder nicht, mit der linken Hand schlug er die Blätter des pergamentnen Folianten um, der vor ihm lag, und mit der rechten schrieb er gleichzeitig ein Buch darüber oder daraus, so daß, wenn er links in Folio fertig gelesen hatte, ihm rechts ein Octavband abgegangen war. Dazwischen dictirte er noch ein spirituelles Billet an eine Schauspielerin, und unterhielt sich mit einem Arrondissements-Commissair gründlich über das Pariser Grisettenwesen. Er blieb folglich nur drei Stadien hinter Cäsars Vielseitigkeit zurück.

Was aber der zweite Grund meines Abstechers nach Deutschland war, ich wollte mir dort wieder einen guten Bedienten miethen. Denn jedes Land hat seine eigenthümlichen Producte, die man nirgends anders so gut bekommt. Spanien hat seine Weine, Italien Gesang, England die Constitution, Frankreich die wahre Romantik, und in Deutschland gerathen die Bedienten am besten.

Hannoversche Cölner Angelegenheit.

Bisher schien es unmöglich, durch vegetabilische Zusätze die Mutter Weser eben so wohlduftend wie den Vater Rhein zu machen. Endlich ist dieser Stein der modernen Chemie gefunden. Die Herren Schmeidel und Deichmann in Nienburg haben ein Riechwasser zusammenlaborirt, welches bald das bisherige Eau de Cologne, wenn auch nicht an Güte, an Aechtheit übertreffen wird. Ich sage »an Aechtheit übertreffen,« denn bei seiner Wohlfeilheit kann es nicht

fehlen, daß man in gar kurzer Zeit durch die Eisenbahnen es selbst in Cöln einführt, und dort als ächt, par excellence, wie in Havannah Bremer Cigarren für eingeborne Glimmstengel ersten Grades verkauft. Dieses unächte und nachgemachte Cölnische Wasser nun ist in Oldenburg bis jetzt nur ächt und unverfälscht bei dem Herrn Kaufmann Brandorf zu haben.

Oldenburger Angelegenheiten.

Wie großstädtisch ist unsere Residenz geworden! Wo sonst am Stau (unserm Hafen) oft nur betagte Schellfische die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, selbst wider deren Willen, auf sich zogen, da werden jetzt frische Dampfschiffe, unter der Leitung unseres geschickten Landsmannes, des Herrn Strack, eins nach dem andern, aus rohen Klötzen in's Leben gerufen. — Möge der Himmel sie vor den Hauptcontagien der Dampfschiffe, vor Feuer und Sturm, bewahren, und ihren Kohlenstoff stets conserviren, auf daß sie sich nie wieder in ihr Vaterland, auf ihr Geburtsflüßchen und zu den Stauwiesen zurück wünschen.

Das wohl gelungene, von unserm Hofmaler Baumbach verfertigte Bild unserer allgeliebten Frau Großherzogin wird von Grevedon in Paris lithographirt.

Ernst Willers, unser talentvoller Compatriote, der geschickte Reproducent unserer Eichbäume im Stühe, erfreut sich der seltenen und besondern Gunst des berühmten Landschaftsmalers Koch in Rom. Er wird uns bald mit einigen seiner neuesten Arbeiten überraschen. Möge ihm seine Phantasie bei seiner dereinstigen Rückkehr den blauen Himmel bewahren, über den im Lande der Orangen der Moordampf keine Gewalt hat.

Eins der Pferde, welches die patriotischen Jeveraner, als Zeichen ihrer Anhänglichkeit an unser Fürstenhaus, Ihro Majestät der Königin von Griechenland verehrt haben, hat das Unglück und die Ehre gehabt, auf dem classischen Boden zu verenden.

Mein Liebchen im Unrecht.

Das Unrecht ist ein Dickicht,
Wer da geräth hinein,
Der wird alsbald confuse
Und dann verloren seyn.
Im Unrecht ist mein Liebchen
Im allertiefsten Wald,
Flieg zu ihr, treues Täubchen!
Mit Sturmes Allgewalt.
O! klag ihr meine Leiden
Und meine Herzensnoth,
Heim leite sie dies Fädchen
Von meinem Blute roth.
Zeig' ihr die Schlange Reue,
Die sie von fern umgarnt,
Zeig' ihr das Strafgesetzbuch,
Das vor der Tödtung warnt.

An eine Sängerin.

Lieben will ich für Dich Liebe,
Doch zum Hassen paß ich schlecht,
Wie ich gerne für Dich schriebe,
Aber nicht radiren möcht'.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 Thlr 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 Thlr 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 4. Donnerstag, 26. April. 1838.

Witz und Humor.

Von Dr. Adolph Stahr.

Witz und Humor sind Kinder des Komischen. Aber was ist komisch? — Wir sind gewohnt mit »komisch« und »lächerlich« um uns zu werfen, und jeder meint, er wisse was komisch und lächerlich sey, weil so ziemlich jeder befähigt ist zu lachen, wenn das Lächerliche zur Erscheinung kommt. Aber das ist ein Irrthum. Von Aristoteles bis auf Kant haben die Denker von Profession sich den Kopf darüber zerbrochen, was denn eigentlich das Komische sey, und jetzt kommen die neusten Aesthetiker und zeigen, daß es eigentlich vor ihnen noch keiner gefunden hat. Sonderbar, ja lächerlich genug. Das Lachen, d. h. das Anerkennen des Komischen, ist so alt wie die Welt, und das Erkennen, das heißt das begriffsmäßige Erkennen, desselben soll so jung seyn!

Und doch ist es so. Und der Ruhm, unsere Zeit mit dieser vortrefflichen Entdeckung beschenkt zu haben, gebührt nächst Jean Paul, dem zugleich ausgezeichnetsten Praktiker im Komischen, vorzüglich zweien Männern, deren Werke fast zu gleicher Zeit erschienen sind, Friedr. Theod. Vischer (Ueber das Erhabene und Komische. Stuttgardt 1837.) und Arnold Ruge (Neue Vorschule der Aesthetik. Halle 1837.), welche Bücher hiermit bestens empfohlen seyn sollen.

Kant sagt: »Das Lächerliche ist die plötzliche Auflösung einer Erwartung in Nichts.« Das ist eine Definition, kurz und bündig und sehr plausibel. Aber es fehlt ihr das Beste: sie enthält das Komische selbst gar nicht (ist also somit selbst nur etwa ein Beispiel des Komischen), sondern gibt bloß einen Actus, einen Vorgang an, der bei und in dem Komischen Statt findet, sagt aber nicht, was denn das sey, wodurch jene »Erwartung« erregt, und wodurch sie in Nichts aufgelöst wird. Sie, die Kantische Definition, gibt also, streng genommen, nur an: welchen Eindruck das Komische auf das lachende Subject macht.

»Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt,« sagte Napoleon zum Minister de Pradt, als er allein im Schlitten von Rußland zurückkam. Dieser Satz ist wichtig für die Erkenntniß des Komischen. Denn sehen wir die obige Kantische Definition noch einmal genau an, so ist das, was jene »Erwartung« erregt, ein Erhabenes, und das, was die Auflösung der Erwartung in Nichts hervorbringt, ein Zufälliges, ein lumpiges Bagatell, das dem im besten Zuge begriffenen Erhabenen unversehens unter die Beine geräth und es zum Falle bringt. Erhaben aber dürfen wir Alles nennen, was etwas Besonders und mehr als das Gewöhnliche seyn will. Ein Liebhaber auf dem Theater, dem in einer höchst effektvollen Scene beim Niederknieen vor seiner Geliebten der Degen zwischen die Beine geräth; ein Billardspieler, der nach langem angelegentlichen Zielen mit einem Kix endigt; ein Paar nach langer Trennung sich wiedersehende Freunde, die sich beim Embrassiren die Hüte von den Köpfen stoßen und tausend andere Fälle können als Beispiele dienen.

In diesem Widerspruche nun aber wird das Erhabene überhaupt nicht etwa geleugnet, und zu nichte gemacht — denn das thut oder versucht nur die Frivolität — sondern beides, das Erhabene und das Kleinliche des Zufalls, spielen gutmüthig in einander, und das wahre Lachen ist daher durchaus gutmüthig.

Der eigentliche Gegenstand des Komischen ist nur der

Mensch und sein Treiben — (das Thier, diese »Caricatur des Menschen,« wird nur komisch, wenn sein Verhalten wirklich den Schein annimmt, sich dem menschlichen Handeln und Ueberlegen zu nähern). Denn er ist recht eigentlich selbst, indem er jeden Augenblick an die Bedingungen des Natürlichen und Zufälligen gebunden ist, jener verkörperte Widerspruch, der den Begriff des Komischen ausmacht. Im Drange des höchsten und erhabensten Gefühls kann uns der Geruch eines dampfenden Bratens, wenn wir etwa nüchtern sind, gleichzeitig in Anspruch nehmen, weil die Ansprüche des Magens eben so gut berechtigt und unabweislich sind. Aber nur der Frivole wird daraus den Schluß ziehen, daß jenes Gefühl erlogen sey. Denn die Frivolität leugnet überhaupt das Daseyn der Idee und des Idealen, und die hält die gemeine materielle Erscheinung für das einzig Wahre, und die Liebe ist ihm z. B. eine Krankheit, die durch Purganzen heilbar ist.

Doch es wird hohe Zeit, daß wir uns nach unsern beiden Dioskuren, Witz und Humor umsehen, sonst verliert der geneigte Leser am Ende die Geduld.

Wenn die niedrigste Stufe des Komischen die ist, wo beide Seiten des Kontrastes nur sinnlich angeschaut werden, von welcher Gattung des Komischen der Baiazzo der Seiltänzer und Kunstreiter, der Hanswurst der Puppentheater und etwas höher hinauf der Eulenspiegel die ergötzlichsten Beispiele liefern, so hat der Witz, die zweite Stufe des Komischen, zu seiner Basis und Heimath die Region des Verstandes, der Reflexion. Auch im Witz wird dem Erhabenen ein Bein gestellt und dasselbe so zu Fall gebracht, nämlich dadurch, daß der Ernst des verständigen Zusammenhanges der Vorstellungen aufgelößt, und das Verschiedenartigste zusammengewürfelt wird. »Der Witz,« sagt J. Paul, »ist der verkleidete Priester, der jedes Paar copulirt.« Aber die Ehe dauert auch nicht lange. Denn jeder Witz ist eigentlich eine Ungereimtheit, die sich aber den Schein zu geben weiß, als habe sie einen Sinn, und der Hörer, der von diesem Schein sich einen Augenblick ge-

fangen nehmen läßt, behält dabei doch zugleich im Bewußtseyn, daß es eben nur Schein ist. Wenn der große Sheridan gezwungen, vor dem Parlament knieend Abbitte zu thun, beim Aufheben sich die Kniee mit den Worten abwischt: »dies Haus ist recht schmutzig,« so ist dies ein Witz und ein vortrefflicher dazu, aber nur dadurch, daß der Hörer dem wirklich schmutzigen »Hause« das »Haus der Lords oder Gemeinen« (ich weiß nicht genau wo die Sache vorging) unterschiebt, und so die schmutzigen Hosen Sheridan's mit den dem Poeten feindseligen Parlamentsmitgliedern copulirt. Ein noch schlagenderes Beispiel führt Vischer an. Es ist der bekannte Börnesche Ausspruch: »Als Pythagoras seinen Lehrsatz erfunden hatte, opferte er eine Hekatombe von Stieren. Seitdem zittern alle Ochsen, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.« Dieser Witz ist gewiß vortrefflich, und doch haben die Thatsachen, daß Pythagoras eine Hekatombe opferte, und die Wahrheit, daß die philiströse Beschränktheit vor neuen Ideen zittert, in sich nichts Zusammengehöriges; sondern es ist die kecke Hand des Verstandes, die blitzschnell die uneigentlichen Ochsen an die Stelle der eigentlichen setzt, und so einen scheinbaren Zusammenhang ermittelt. Der Witz selbst aber beruht gerade darauf, daß eigentliche vierfüßige Ochsen mit einer Vorstellung zusammengebracht werden, mit der sie nicht zusammen gehören. Denn wäre ein wirklicher Zusammenhang da, so wäre nichts zu lachen.

Der Witz ist also »eine Fertigkeit, mit überraschender Schnelle mehrere Vorstellungen, die nach ihrem innern Gehalt und dem Nexus, dem sie angehören, einander eigentlich fremd sind, zu einer scheinbaren Einheit und Zusammengehörigkeit zu verbinden.« Daher gehört zum Witz vorherrschender Verstand: ein mit einem bedeutenden Vorrath von allerhand Notizen, Vorstellungen, Anschauungen u. s. f. wohlversehenes Gedächtniß. Ein Mensch von vorherrschender Phantasie oder Gefühl hat daher wenig Sinn für Witz, weil dieser überhaupt seinen Sitz im Gebiete des Verstandes hat.

Armuth und Kälte sind die schwachen Seiten wie des Verstandes allein, so auch seines enfant gâté des Witzes. Daher bloße Witzbolde, wenn sie sonstiger komischer Gaben entbehren, »meist etwas Gemeines, und ihre Producte einen gewissen Kasernen- und Wachtstuben-Geschmack haben,« wie Blumauers seligen Andenkens. Denn »der Witz ist,« wie Jean Paul so trefflich sagt, »ein Geister- und Götterleugner, weil er an keinem Wesen Antheil nimmt, sondern nur an dessen Verhältnissen. Er achtet nichts und verachtet nichts. Alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird; er will nichts, als sich und sein Spiel, er ist atomistisch, ohne wahre Verbindungen, seine Spiele sind Blasen, die zerspringen, sobald man sie gesehen hat; er überrascht nur Einmal. Kennt man seine Spitze, so ist sie schon abgestumpft.«

Darum ist aber auch der Witz noch nicht die höchste Stufe des Komischen. Er bleibt auf der Stufe der unversöhnten Entzweiung stehen. Denn er ist ohne Liebe, und ohne jenen tiefern Geist, der ins Innere der Welt dringt. Beides aber vereinigt in sich die letzte und höchste Stufe des Komischen, den Humor.

(Der Beschluß folgt).

Der Narr und der König von Westphalen.

Auf einem niederdeutschen Landgute lebte ein geistreicher unverheiratheter Gutsbesitzer seinen vielen freiwilligen Geschäften für das Wohl der Menschheit, den Wissenschaften und seinen Freunden. Zu den mannichfaltigen Gästen, die seine Gastfreundschaft täglich bewirthete, gehörte auch ein pensionirter ältlicher Lieutenant, ein traditioneller Edelmann, den wir Herrn von Mammuth nennen wollen, der nur von den Thaten seines Aeltervaters, von der Härte einer gnädigen Tante und von den Wachtparaden des hochseeligen Fürsten zu erzählen wußte. Nur objectiv interessant, fühlte

er sich, im vermeinten Nimbus eines interessanten Gesellschafters, unglücklich, wenn er nicht das Stichblatt der Tafel ward. Und so geschah es, daß der Humor, der sich in besseren Tischreden die Sporen verdiente, auch ihn zuweilen mit vorübergehenden Fragen ritzte. Dabei übernahm er mit seiner kerzengeraden Figur am liebsten jede Rolle, die eine Art Repräsentation erforderte. Jeder Zoll von sich war ihm ein König. — Eines Tages, an welchem er sich als gewöhnlicher Complimentarius, der Erste im Speisesaal eingefunden hatte, wurde dem Herrn vom Hause ein wahnsinniger Pferdehändler gemeldet. Der arme Schelm war einst reich und geizig gewesen, dann zum Concurse gekommen, und jetzt ein armer Weltbeglücker geworden. Seine Narrheit war indessen nicht gefährlich. Gewöhnlich verschenkte er Wechsel, die auf Augsburg lauteten, wonach jedes Jahr, jeden Monat, jede Woche, jede Stunde, jede Minute, jede Secunde zehntausend Gulden gehoben werden konnten. Alle lächelten ihm zu, ja man ergötzte sich an der reichen Phantasie eines Landsmannes, zu einer Zeit, als die Bankozettel des Landes fast den Unwerth der Papiere des armen Geisteskranken erreicht hatten.

»Gnädiger Herr!« rief er dem zum Speisesaal schreitenden Besitzer des Schlosses zu. »Führen Sie mich zum »König von Westphalen! Der Geist hat mir vertraut, daß »der König von Westphalen hier ist. Der allein kann Rath »schaffen. Die Deiche und die Dämme in den Marschen »(Niederungen) sind durchgebrochen. Wo ist der König? »Er ist hier, der Geist sagt es mir.«

Beide Hiobsposten waren übrigens ein Hirngespinst, die See war ruhig, ihre Deiche unangefochten, der König von Westphalen in Cassel oder auf einer Parforcejagd. — Da fiel dem Angeredeten der Scherz ein, den Herrn von Mammuth flugs zum noch neuer gebackenen König Hieronimus zu machen, als dieser selbst war. Er unterrichtete ihn von Begehr des Unglücklichen, erwirkte, daß Mammuth die Rolle eines Königs übernahm, und, stolz auf und nieder gehend,

sich einen majestätischen Gang einübte, als der Pferdehändler unangemeldet nachfolgte.

»Das ist der König von Westphalen,« rief dieser begeistert, während die Learaugen an den selbstgefälligen Blicken des neuen Bruders Napoleons auf und nieder rollten. »Der »Geist hat mir vertraut, daß Ew. Majestät hier sind,« fuhr er fort. »Geben Sie Rath, die Deiche und Dämme sind »in den Marschen durchgebrochen. Reichen Sie Hülfe aller»gnädigster Herr!« bat der Wahnsinnige.

Der Angeredete zögerte, eine solche Frage, die Menschenwohl betraf, war nie an ihn gethan. Als aber der Pferdehändler dringender wurde, und der Herr des Hauses mit diesem seine Bitten, um weise Belehrung von Seiten Seiner Majestät, vereinte, da sprach er mit Salbung, entzückt über seinen gefundenen Rath: »Mein Freund! man »soll das Wasser ausschaufeln lassen.«

Bestürzt sah der Narr den Gutsbesitzer an und brummte ihm denn kopfschüttelnd auf gut plattdeutsch zu:

Dat is ehn bedröwt dummen Kerl, de König von Westphalen!

(Das ist ein betrübt dummer Kerl, der König von Westphalen!)

Urlaub auf bestimmte und unbestimmte Zeit.

Weil du im Herzenslande
Fortwährend Aufruhr machst,
Die souverainen Bande
Der Liebe stets verlachst;
Geb' Urlaub, ich dein Kaiser,
Ein langes Jahr lang Zeit,
Bist du dann liebeweiser
So steht dein Thron bereit;
Wenn dann noch, »ferne leben,«
Dir mehr gefallen mag,
Will ich dir Urlaub geben
Bis an den jüngsten Tag. —

Klage.

Könnt' mein treues Herz ich glätten,
Glätten die gefurchte Stirne!
Ach! es wohnt in jeder Falte
Mir das Bild der schönsten Dirne.

In dem Königl. Dänischen Lottocalender auf das Jahr 1835 findet sich folgende, für Geschichtsforscher gewiß interessante

Zeitrechnung.

Von der Geburt Jesu Christi	1835
Vom Anfang der Welt, nach Calvisius Rechnung	5784
Von der Sündfluth	4128
Vom Anfang des Königreichs Dänemark durch Dan, den ersten König	2908
Von der Geburt Frederik VI. Königs zu Dänemark rc. rc. rc., den 28sten Januar 1768 .	67
Vom Antritt Seiner Regierung, den 13ten März 1808	27
Vom Anfang des Julian. Calenders	1880
Vom Anfang des Gregorianischen = ...	235
Vom Anfang des Verbesserten = ...	136
Von Errichtung des Lotto di Genova oder Seminario von Benedetto Gentile 1620 . .	215
Vom Anfang der Ziehung in Altona, den 18ten April 1771	64
Vom Anfang der Ziehung in Kopenhagen, den 18ten Juli 1771	64
Vom Anfang der Ziehung in Wandsbeck, den 6ten Januar 1774	61

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.** Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 5. Donnerstag, 3. Mai. 1838.

Witz und Humor.

Von Dr. Adolph Stahr.

(Beschluß.)

»Der Humor,« sagt Jean Paul, »gleicht dem fabelhaften Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung zum Himmel auffliegt.« Das ist vortrefflich; aber wir werden es erst verstehen, wenn wir die Sache zuvor unbildlich betrachten.

Die Alten kannten den Humor nicht, weil ihnen das Bewußtseyn des Widerspruchs zwischen Welt und Geist fehlte, welches erst in dem christlich germanischen Leben heraustrat. Sie waren mit der sie umgebenden Welt des Realen in Einheit, befriedigt in ihr, so vollständig, daß sie, weit entfernt von der Sehnsucht nach einem verlornen Höheren, durch den Tod Wiederzuerreichenden, diesen vielmehr als die Vernichtung ihres wesentlichsten Selbst's ansahen. Diese Lebensansicht, wie sie bereits die fünf ersten Verse der Iliade aussprechen, ist ein Grundzug in dem Character des klassischen Alterthums.

Doch verirren wir uns nicht von unserm Thema. Wie in allen vorhergehenden Arten des Komischen, so wird auch im Humor ein Erhabenes klein gemacht, und zwar nicht dies oder jenes Erhabene, sondern das E r h a b e n s t e. »Das

Geistigste, Idealste, was ein Menschenherz empfinden, ein Menschengeist erstreben kann, was in der Betrachtung des Weltganzen uns begeistert, läßt der Humorist durch Collision mit dem Kleinsten in derselben Welt, in demselben Menschen lächerlich werden.« Ja der Humor hat es eigentlich gar nicht mit einzelnen Thoren, sondern nur mit der Thorheit überhaupt zu thun. Die einzelnen Thoren sind vielmehr seine Lieblinge und Schützlinge, und in der humoristischen Darstellung des einzelnen Falls ist es ihm nicht etwa um diesen einzelnen Fall, sondern vielmehr um das Allgemeine, welches jenen darstellt, zu thun, daher der Humorist auch sich selbst nicht schont und zu schonen braucht. So wird im Don Quixote »nicht ein einzelner Schwärmer von einem einzelnen Prosa-Menschen eludirt, sondern der ewige Gegensatz des Idealismus und Realismus überhaupt zur Anschauung gebracht.« Ebenso wenig handelt es sich im Don Juan und Leporello, im Faust und Wagner um diese einzelnen Individuen, sondern um die ewigen Antinomieen zwischen urgewaltiger, bis zu frevelhaftem Trotze sich steigender Genialität, und geistiger, von den Widersprüchen des Guten und Bösen kaum berührter, Bornirtheit in dem einen, und zwischen ruhelosem Ringen des sich Gott ähnlichdünkenden Menschengeistes und selbstzufrieden in sich erstarrter Philisterei in dem andern Falle. Daher ist der Humor solcher Kunstschöpfungen ein ewiger und sein Genuß an Zeit und Ort nicht gebundener. Der wahre Humor ist eine Weltanschauung.

Darum gehören zu ihm denn auch als wesentliche Ingredienzien Ernst, Tiefe und Reichthum des Geistes. Die ernstesten Völker, die Engländer und Spanier, haben die größten Humoristen aufzuweisen. Zeuge des sind Shakespeare, Sterne, Goldsmith, Cervantes; demnächst die Deutschen mit Hippel und Jean Paul. Die Franzosen und Italiener haben Witz und Burleske kultivirt, aber keinen Humoristen aufzuweisen. Zweitens aber gehört zum Humor die Liebe, und zwar die Liebe, die die

gesammte Menschheit im Herzen trägt. Denn der Humor will nicht geißeln und höhnen, nicht strafen und richten, sondern er ist milde und duldend, er will nicht ordnen und ändern, nicht die Welt einrenken, sondern nur die Erscheinung in ihrer Wahrheit erscheinen lassen.

Gewöhnlich meint man, es sey ganz leicht über das Vorhandene, und über sich selbst mit, allerhand Witze und Schwänke und so sich zum Humoristen zu machen. Aber das ist ein Irrthum. Solch zufälliges Gebahren mit der Form des Humoristischen wird leicht platt und bizarr, »man fühlt die Absicht« und die Unfreiheit des Spaßmachers »und man ist verstimmt.« Auch ist es keine seltene Erscheinung, daß solche seynwollende Humoristen doch keineswegs über gewisse Zwecke, Neigungen, Leidenschaften und Schrullen ihrer eignen Person Spaaß und Scherz vertragen; wodurch sie denn schon hinlänglich dokumentiren, daß sie dem wahren Humor, der hier keine Ausnahme statuirt, noch fern sind. Wenn nun aber eine außerordentliche Geisteshöhe und das edelste Selbstvertrauen auf den Werth und innern Gehalt der eignen Persönlichkeit dazu gehört, dieselbe auch zu Zeiten wegzuwerfen, und z B. im Stande zu seyn, wie Lessing im tiefsten Schmerze seines Lebens, für seinen Kummer den humoristischen Ausdruck zu finden und zu brauchen, oder zugleich in Liebe zu seyn und darüber zu scherzen; so ist auch auf der andern Seite ein Mensch noch nicht ganz heruntergekommen, so lange er sich noch die geistige Freiheit bewahrt hat, humoristisch über sich selbst zu scherzen. Vischer führt hier als Beleg ganz vortrefflich den Vater aller Humore an, wir meinen Shakespeare's Falstaff, dem man trotz seiner bodenlosen Lüderlichkeit dennoch nie böse seyn kann, »weil er immer wieder mit freier Willkür über seiner Lumperei steht, und das Verfolgen seiner gemeinen Zwecke als etwas Zweckwidriges weiß und bekennt.« Darum dienen ihm auch, setzen wir hinzu, jene gemeineren Naturen, der Bardolph Pistol u. s. w., nur zu Folien, unter denen er wie ein König dasteht.

Humor heißt Flüssigkeit, und selbst dieser Name ist höchst bedeutsam. Es ist die edelste aller Flüssigkeiten, und »manche Stockung in den Säften des geistigen Lebens, durch bittere Erfahrungen von der Nichtigkeit auch des Größten veranlaßt, würde in Fluß gerathen, wenn der Leidende dies geistigste aller Wasser dagegen aufbieten könnte.« (Vischer S. 207). »So ist auch wahre geistvolle Geselligkeit ohne Humor gar nicht denkbar. Naturen, denen es mit Allem Ernst ist — sind achtungswerth, aber zum Gesellschafter (sagt derselbe S. 213) möchte ich den Mann, der im praktischen Leben und Wirken diese Treue auch hat, aber bei einem Glase Wein auch die tiefe Weisheit des Satzes zu schätzen weiß: daß Alles einerlei ist.«

Hier schließen wir unsere Bemerkungen über die verschiedenen Gestaltungen des Komischen in seinem Entwickelungsgange; wie sie in den oben von uns angeführten beiden Werken vortrefflich auseinandergesetzt sind. Auf diese Werke hinzuweisen war eigentlich unsrer Hauptabsicht, und es würde diese auf das Vollständigste erfüllt werden, wenn mancher unsrer geneigten Leser, durch dies hier Gebotene unbefriedigt, aber doch ebendadurch auch angereizt worden seyn sollte, an den Quellen selbst zu schöpfen. Dem Herrn Herausgeber dieser Blätter aber wollten wir bei seinem löblichen Unternehmen: den Productionen ächten Witzes und wahren Humors in seinem Blatte eine Art Freihafen zu eröffnen, hiemit den besten Erfolg gewünscht haben. Eine humoristische Weltanschauung thut in Wahrheit unserer Zeit vorzugsweise noth, wo die Gegensätze in starrer Schroffheit unversöhnt einander gegenüberstehen, geharnischt zum Kampf auf Leben und Tod, finsteren unversöhnlichen Groll im Herzen, die Hand an das Schwerdt gelegt; und wo mancher Aengstliche, Schlimmes fürchtend, mit dem alten Sir John Falstaff sprechen mag: »Ich wollt' es wäre Schlafenszeit und Alles aus.«

Ein Brief von Seume,

adbressirt:

A Monsieur Monsieur Tapernon Maitre de Langue Française Postfrei Bremen à Emden.

Mitgetheilt von Hermann Röpe.

(Wörtlich abgedruckt.)

Liebster Freund,

Ist es nicht anderthalbe Ewigkeit, daß ich keine Nachricht von Ihnen habe? Haben Sie mich ganz vergeßen? Was machen Sie? Denken Sie, daß ich nicht wünsche zu wißen wie es Ihnen allen gehet? Wollen oder haben Sie schon Himmelfarth gehalten, daß Sie Sich um die Erde und Ihre irdischen Freunde gar nicht mehr bekümmern? Das hätte ich doch bey meiner armen Seele nicht gedacht! Machen Sie ja, daß ich bald Briefe erhalte, sonst verliere ich auf — eine ganze Viertelstunde mein winziges Gehirne; und Sie wißen wohl, daß ich damit Schiffbruch zu leiden gar sehr oft in Gefahr bin. Mir gehts? Vortreflich, entsetzlich gut! außer daß mirs hier nicht behagen will, und daß ich noch ein halbes Dutzend Brodsorgen mehr habe, als ich wünsche. Das füllt mir dann den Hirnkasten, der von seiner gehörigen Substanz ziemlich leer sein mag, zuweilen mit weiblichen Grillen. Tuht aber nichts! Wißen Sie daß ich nach England gehen werde? Ja, ja! sans spas! In einem Anfalle von Weisheit, — von Narrheit, wollen meine Freunde sagen — habe ich straks den Endschluß gefaßet, eine philosophische Pilgerschaft zu machen. Die Ursachen! What the dewce, do You think, I act without reasons? No, no I have very strong and weighty ones; but I can't explain them now!*) Die Ostermeße bin ich in Schlesien gewesen, als Quasi-Hofmeister mit dem

*) Zum Henker! Meinen Sie ich handle ohne Gründe? nein, nein, ich habe deren bündige und wichtige, die ich nur jetzt nicht erörtern kann.

armen Teufel von Kerl, dem Grafen von S—*), der der größte Hypochondriaker war, den das heilige römische Reich faßen kann. Es wird zu weitläufig Ihnen den ganzen Kohl zu erzählen, ich müßte sonst ein ganzes Buch voll schmierakeln; und dazu habe ich weder Zeit noch Lust. Aber von England! Ich werde vermuthlich einige gute Empfehlungsschreiben mit bekommen; und die Engländer werden mich doch nicht verhungern laßen? Ich bin doch wohl ein Kerl, der noch zu verschiedenen Geschäften zu gebrauchen ist; und zur Noth ist mirs einerley, ob ich deutscher, englischer, griechischer oder lateinischer Schulmeister bin. Ich habe große Lust so ohngefähr ein Jahr in Oxford oder Cambridge auf den Pandekten herumzureiten; das wird nicht misbehaglich seyn und mir überhaupt keinen Schaden thun. Denken Sie nicht? Und das geschieht flugs zu Michaelis, wenn mir kein Strich durch meine Rechnung gezogen wird. Könnte ich Sie auf meiner Reise nicht ein Paar Tage an Ihrem Erdenzipfel besuchen? Schnurrigt genug! Doch nein, der Umweg würde zu groß seyn, und ich muß dann in größerer Eile seyn, als Hannibal, da er über die Alpen gieng. Finden Sie nicht, daß ich noch die alte rastlose Seele bin? Wird nie anders werden. Ist Rüdiger noch in Emden? Der arme Schelm wird verschiedenes wider mich einzuwenden haben; ich muß ihm schreiben und mich rechtfertigen, wenn Sie mir Nachricht geben, ob er sich noch dort befindet. Und Herr Boßhagen mit seiner Familie? Ich bin warlich in einer so dunkeln Unwißenheit, als wenn ich in einem Schifsgefängniße säße um gekielhohlt zu werden. Machen Sie ihm meinen Gruß, und sagen Ihm, ich würde gewaltig zanken, wenn Sie zusammen mit Ihrem Todenstillschweigen so fortführen. — — Nein, nein; ich muß nicht nach Emden kommen; ich möchte mich zu lange aufhalten, sondern

*) Der Namen des »armen Teufels« ist aus Discretion hier nicht ausgefüllt. Doch steht jeder Grafenfamilie, deren Anfangsbuchstabe S. lautet, vielleicht zur Begründung von Erbfehlern, frei, bei der Redaction sich zu erkundigen, ob damit ein Mitglied ihrer Familie gemeint sey.

stracks nach Hamburg ins Schif, weil die Jahrszeit schon spät ist, und ich vor dem Schluß der Kollegien doch nicht fort kann. Ich freue mich warlich wieder auf den Spazierweg; denn wenn ich immer so halbeingepöckelt hier liege, wird mein Gehirn schal, wie verdorbener Eßig von Holzäpfeln. Schreiben Sir mir ja bald, daran werde ich erkennen wes Geistes Sie noch gegen mich sind. Sehn Sie, da ich nun durch Ihre Hülfe meinen Hals aus der verdammten Schlinge gezogen habe, befinde ich mich überall recht wohl, und Sie können gar nicht glauben, wie vielen Dank ich Ihnen insgesammt schuldig bin! — Mais suffise pour cette fois; Vous savés que je suis homme honete et sincere, quoiqu' ailleurs etrangement plein de caprices et singularités. — Faites mes respects à Madame Votre Epouse et baises Vos cheres petites de ma part, qui reste de tout mon coeur avec les plus vifs sentemens de reconnaissance

Monsieur

Leipsic. Votre tresh. Serv.
27 Août. 88. autrefois Normann; à présent Seume, mais toujours le même.

Der Herr Magister Schmidt läßt sich Ihnen empfehlen. Mein Logis ist jetzt Im Schumachergäßchen in Heerdegens Hauße. Nicht ein recht martialischer Nahme?

»Seume war,« so erzählte dem Einsender dieses vor mehreren Jahren der alte Herr, an den dieser Brief gerichtet ist, »mit den hessischen Truppen aus Amerika zurückgekehrt »und genöthigt worden bei den in Emden garnisonirenden »preußischen Truppen, unter Befehl des Generals de l'Homme »de Courbière, als Gemeiner Dienste zu nehmen. Sein »Charakter und seine Bildung erwarben ihm indeß bald »Freunde und selbst die Gewogenheit seines Generals, dessen »Tochter er unterrichtete. Die Versuche indeß, ihn loszu-

»kaufen, mißglückten und er entschloß sich, zu desertiren, »wurde jedoch bald wieder eingefangen und zur Spißruthen»strafe verurtheilt, welche sein General jedoch in Arrest bei »Wasser und Brod milderte. Er schrieb in seinem Kerker, »mit Ketten belastet, eine Dankschrift in fünf Sprachen. »Im Anfang des Jahres 1788 erhielt er einen andern »Compagniechef; die Versuche, ihn loszukaufen, wurden er»neuert. »»Freilassen kann ich ihn nicht,«« erwiederte die»ser wackere Mann, »»indeß will ich ihm Urlaub geben, und »»kommt er nicht wieder, so zahlen Sie 200 Rthlr.,«« wel»ches mit Freuden angenommen wurde. Der General reis'te »eben nach Magdeburg und nahm ihn auf dem Kutschbock »mit, von dort ging er nach Leipzig. — Aus der projectir»ten Reise nach England ist nichts geworden. Beide Freunde »haben sich hienieden nie wieder gesehen.«

Bettler's Klage.

Ich liebte mein Hündchen, theilt mit ihm mein Brod;
Es hat mich umsprungen in Freuden und Noth,
Da schlug es der garstige Freiknecht todt, —
Nun steh ich sogar mit dem vor Gericht.
Der Kerl fordert trotzig: Scharfrichterspflicht.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ₰ 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ₰ 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 6. Donnerstag, 10. Mai. 1838.

Jocko,

der Triumph der dramatischen Kunst des XIX. Jahrhunderts.

Von Dr. Adolf Stahr.

Auch bei uns in Oldenburg ist die hehre Kunstgestalt des unvergleichlichen Jocko endlich über die Bretter gehüpft, und hat wie in Balletten, so schließlich in einem eigenen Drama: Negerrache, oder: Domi, der amerikanische Affe (romantisch-komisches Schauspiel mit Gesang und Gruppirungen in drei Acten. Musik von Adolph Müller) die respectiven Kunstfreunde entzückt. Längst schon hatten freilich begünstigtere Sterbliche in größern Städten des deutschen Vaterlandes sich an den Affenkunst-Leistungen großer Pithekomimen, eines Klischnigg und Mazurier, erlabt; indessen wie weiland Polyphemos ungeschlachten Andenkens den göttlichen Dulder Odysseus vor seinen Gefährten mit dem Versprechen auszeichnete, daß er ihn wolle:

zuletzt verspeisen nach allen seinen Gefährten,

so scheint es auch der zu seiner Vollendung gediehene Kunstgeschmack, dieser dramatische Polyphemos unsrer Tage, mit unserem Städtchen im Sinne gehabt zu haben. Und dies darf wenigstens ein Trost seyn dafür, daß wir so lange von ihm zurückgesetzt worden sind.

Zwar haben sich hier und da einige Stimmen vernehmen lassen, die befangen in den bestaubten und verrosteten Kunstansichten eines Lessing, Göthe, Tieck, und wie die Perrüken weiter heißen, über die Entwürdigung des heiligen Geistes der Kunst Wehe! gerufen, und es eben so entsittlichend als verrucht gefunden, daß in dem Tempel der Kunst, der die hehren Gestalten Schillers und Shakespeare's, diese Manifestationen des Göttlichen in der Kunst, der schauenden Menge vorzuführen bestimmt, jetzt die Bestialität hypostasirt und die Künste und Thaten der Affennatur entfaltet worden seyen, Leute, die in ihrer moralischen Zornesentrüstung sogar soweit gegangen sind, die Schauspieler zu beklagen, die mit solchen Rivalen zusammen zu agiren genöthigt, und was dergleichen mehr. Aber es bedarf nur eines unbefangenen Blicks in die Sache selbst, um solches Gerede in seiner ganzen Nichtigkeit, und die Berechtigung der Affen zur Mitwirkung in der dramatischen Kunst in ihrer vollen Glorie erscheinen zu lassen.

Zunächst leben wir ja anerkanntermaßen in dem Zeitalter der Emancipation, die in dem Streben nach vollkommner Gleichstellung aller Menschen und Menschenracen ihre Basis hat. Nun ist es aber eine Thatsache, daß die Affen noch keineswegs mit ihren Ansprüchen auf »Menschlichkeit« und collaterale Verwandtschaft mit der species homo seitens der Wissenschaft gänzlich ab- und zur Ruhe verwiesen sind. Ihre auffallende äußere Menschenähnlichkeit ist seit Jahrtausenden von den tiefsten Forschern anerkannt. Aristoteles geht sie in einem eigenen Kapitel seiner Thiergeschichte ganz speciell durch (Hist. Anim. II, 5), Plinius desgleichen (VIII, 54. XI, 62, und 100) und Cicero's Spruch, jene Worte des alten Ennius:

Simia quam similis turpissima bestia nobis,

ist bekannt genug, und wahr dazu. Und um denn auch schließlich noch einen Neueren anzuführen, so stehe hier Wieland, der laut Bericht des großen Dresdner literarischen und Kunst-Lohnbedienten K. A. Böttiger behauptet (siehe Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen

aus K. A. Böttiger handschriftl. Nachlasse I, S. 185), »er habe immer die Meinung gehabt, daß die Menschen eigentlich nur als eine höhere Klasse von Affen zu betrachten wären, welches besagte Affengeschlecht zu civilisiren sich gewisse höhere Genien von Zeit zu Zeit verkörpert hätten.« Warum also ihnen die Emancipation verweigern?

Aber das ist noch lange nicht Alles, denn noch bliebe jenen empörten Kunst-Zeloten immer die Einrede: »Gut! ihr emancipirt die Sclaven, die Leibeigenen, die Juden, die Weiber, so emancipirt denn auch die Affen, aber — gradatim, und nicht solchergestalt, daß ihr ihnen sofort die höchsten Kunstintereſſen in die Hände gebt.«

Allein auch diese Einrede ist, mindestens gesagt, einem sehr bornirten Standpunkte angehörig. Diese Eiferer sehen geradezu den Wald vor Bäumen nicht. Wir können den Spieß umkehren und ihnen mit weit größerem Rechte die Behauptung entgegenwerfen, daß gerade die Kunst, und namentlich die dramatische, in ihrem tiefsten Grunde für die Affennatur ressortirt, und ihre höchste Vollendung nur von der richtigen Benutzung dieser, wie wir sofort zeigen werden, unumstößlichen Wahrheit zu erwarten und zu hoffen steht. Aber wie das? Der geneigte Leser soll es sogleich erfahren.

Was ist Poesie, so überhaupt als insbesondere dramatische Poesie? »Nachahmung,« lautet die Antwort, wenn wir den tiefsten Denker aller Zeiten, wenn wir Aristoteles fragen. Geht hin, und les't seine Poetik, und Hurd's, Buhle's, Lessing's Kommentare dazu, wenn ihr euch überzeugen wollt. Ist dies Princip der Nachahmung richtig — und Aristoteles ist, dünkt uns, eine Autorität, der man schon einmal folgen kann — nun was folgt denn daraus? Welches Geschöpf ist denn dasjenige, dem in der Macht der Nachahmung die Palme gebührt? Fragt alle Naturhistoriker der Welt, und wenn einer auf diese Frage nicht »den Affen« nennt, so ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt. Haben die sinnigen Griechen ihn nicht ebendeswegen πίθηκος und die Römer simia genannt? Durch

wen soll also das höchste Ideal der Kunstnachahmung, die Wahrheit, erreicht werden, wenn nicht durch diese Kunstbestien, deren enger Bezug zur Kunst auch wahrlich nicht erst seit heute und gestern erkannt ist. Wie viele Poeten und Schauspieler haben die affentreue Wahrheit zu ihrem Princip gemacht, und wirklich Großes darin geleistet! Wer möchte sich noch mit prüder Vornehmheit von einem Affentheater, wo wirkliche Affen agiren, wegwenden, und die Affenkarren der herumziehenden Bärenführer mitleidig achselzuckend betrachten, wenn er anders bedenkt und weiß, daß ja auch die Kunst, der wir die Götterbilder eines Aischylus und Sophokles verdanken, mit Thespis, des ältesten Theaterdirectors und Bühnendichters, Karren begann!

Da nun aber die boshaften Bestien selbst, denen das dolce far niente über Alles geht, bekanntlich bloß aus wohlbegründeter Furcht, von den Menschen civilisirt und zur Arbeit forcirt zu werden, bisher hartnäckig zu sprechen verweigern, und somit nicht wohl für die redenden Kunstleistungen gewonnen werden können; da es ferner, wie wir gezeigt, feststeht, daß doch eben sie die eigentlichen Träger der dramatischen Kunst und an sich (aber leider noch nicht ganz für sich und für uns) wenigstens die eigentlichen Künstler sind, ist es da nicht die herrlichste Aufgabe für die Universalität der Menschen, sich durch tiefes Studium und treusten Fleiß so ganz in die Affennatur zu versenken, und dieselbe so ganz in sich aufzunehmen, daß dadurch wenigstens ein Surrogat für den entbehrten Genuß, einen ächten ostindischen Affen im Soccus oder Kothurn daherhüpfen zu sehen, gegeben werden kann. Und diese Aufopferung, dieses reine, auf das Edelste gerichtete, Streben soll verkannt, geschmäht, verhöhnt und verrufen werden, damit einseitige und bornirte Kunstgeschmäckler Recht behalten können!

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Aber getrost. Die Morgensonne der jungen Kunst-Freiheit erwacht, ihre Strahlen vergolden das starre Eis auf den

alten Gletschern um es bald zu schmelzen. Bald wird es von einem großen Mimen heißen:

Jeder Zoll ein Jocko!

und die daherrollende Lawine des ächten Kunstgeschmacks der Pavians-Mimesis stürzt die einsamen Bergestannen der Poesie und dramatischen Kunst, die Shakespeare, Göthe, Schiller, Schröder-Devrient und Seydelmann in den Abgrund der Vergessenheit *).

Zwei Erlebnisse Göthes.

Erlebnisse? Ja Erlebnisse, Erlebnisse Göthes.

In einer Zeit, wo es überall mehr auf den Titel als auf den Gehalt, in sofern man unter diesem letzten Wort nicht »Besoldung« versteht, ankommt, ist ein neuer Titel schon einer neu entdeckten halben Welt zu vergleichen. Mit bescheidenem Selbstbewußtseyn erwarte ich daher, daß durch diesen Ausdruck, der einen »Kuß« wie eine Hinrichtung mit gleicher Präcision bezeichnet, die allväterischen, so zu sagen in Saat geschossenen, Phrasen der letzten Jahrzehnte, als da sind: »Reisebilder, Skizzen, Album, Zustände, Anek- u. dgl. m.« verquirlen, und daß mir das große Verdienst der Journalistik, den bisher kaum in Wörterbücher aufgenommenen Ausdruck »Erlebnisse« zum täglichen Gebrauch empfohlen zu haben, zugestanden werden wird.

Da aber in unsern Tagen, wo Göthes Absolutheit, namentlich in höhern Zirkeln glücklicher Optimisten, nur zu gern schon deshalb anerkannt wird, um jüngern Schriftstellern, die es sicher nicht bis zum Geheimerath bringen, das

*) Nach dieser überzeugenden Lobrede auf die Affwerdung und auf die jockosen theatralischen Vorstellungen überhaupt, wird der Zuruf:

»Nicht zum Menschen, nein! zum Affen,
»Hat dich Gott der Herr erschaffen.«

nicht fürder eine Beleidigung, vielmehr ein Schmeichelei, etwa wie das sächsische »Liebes Thierchen!« seyn. D. R.

durchbohrende Gefühl ihres Nichts zu conserviren, — man sich noch mehr, als Herr Wagenfeld mit seinem Sanchuniaton, in Acht nehmen muß, Göthische Erlebnisse ohne certificats d'origine zu verbreiten, so will ich bei beiden meinen Gewährsmann nennen.

Der verstorbene Professor Zimmermann in Hamburg erzählte: Göthe besuchte seinen alten Freund, den Geheimerath und Professor W., dessen liebreizende Tochter ein würdiger Apfel seines Stammes und dabei so gelehrt war, daß sie sich wohl in Herrenkleidung für einen schwachen Candidaten der Philologie, in allen todten Sprachen, mit sicherm Erfolg des ersten Characters, hätte examiniren lassen können. Nachdem Göthe die Tochter gehörig bewundert, Meister und Schülerin gehörig belobt, diese aber ihm, wie der Schüler im Faust, ein Stammblatt überreicht hatte, schrieb er ihr menschlicher, d. h. humoristischer, als Herr Mephisto sein:

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.*), folgende ähnliche Worte:

Der Griechen Mythenthum und Fabel
Und was dich sonst dein Vater lehrt,
Das bleibt für dich der Thurm zu Babel,
Bis es die Liebe dir erklärt.

Der Erklärer der Boißereeschen Bilder, Herr Bertram, pflegte bei Vorzeigung eines Gemäldes, sicher mehr aus einer localen Erinnerung als aus Causal-Zusammenhang, denn das Bild stellte den Tod der Maria vor, folgendes Erlebniß Göthes zum Besten zu geben:

»Zu der Zeit, als die verbündeten Herren in Frank-»reich auf ihren Lorbern ruhten, war Göthe, wie fast all-»jährig in jener Zeit, bei uns in Heidelberg zum Besuche. »Eines Morgens, als der Alte noch im Bette lag, wurde »ihm ein —scher Offizier, einer seiner blindesten Enthu-»siasten, gemeldet. Er habe, ließ er dem Poeten sagen, »einen Umweg von zwanzig Meilen gemacht, um seinen

*) Göttlich werdet Ihr seyn, erkennet Ihr Gutes und Böses.

»größten Wunsch: Göthe von Angesicht zu Angesicht zu »schauen, erreichen zu können. Wolfgang erklärte aber »rund weg, er wolle den Fremden nicht sehen. Der Offizier »wiederholte dem achselzuckenden Kammerdiener seine Bitte »mit dem Anfügen, wie seine Bewunderung des Dichter-»Fürsten ihm die schwerste Strafe zuziehen könne, wenn »sein Abweichen von der Marschroute an den Tag käme; »er rührte durch seine Mienen den Kleinbotschafter sogar, »der wiederholt für den enragé seines Herrn bei diesem »intercedirte, alle Versuche waren aber vergebens. Göthe »blieb verneinend im Bette liegen. Da verkehrte sich seines »Verehrers Liebe in Zorn. Zur Seite stieß er den Kam-»merdiener, dann eilte er mit gezücktem Schwerdte an des »Dichters Lager, indem er ausrief: »»Noch habe ich jede »»Schanze, auf die ich losstürmte, genommen, und das »»Bett eines eigensinnigen Poeten sollte meinen Augen ver-»»borgen bleiben?««

»Was that der erstürmte Göthe? Kaum trat der Of-»fizier an sein Lager, bereits durch die heilige Nähe des »Sehers wie durch die Erreichung seines Wunsches calmirt, »als der Herr Geheimerath anfing, successive dermaßen Ge-»sichter zu schneiden, daß der Krieger, der ohnehin nicht »lange warten konnte, nur die Züge eines Grimaciers, »nichts aber von den Göttermienen des Verfassers der Iphi-»genie, des Tasso's und des Faust's erkennen konnte.«

Hätte der Offizier doch zeichnen gekonnt; ich bin über-zeugt, diese Lineamente würden jetzt gesucht und sogenannte Modegesichter werden, wenn man sich in Gesellschaften be-findet, die man zu gemischt findet, und bisher nur mit dem Gähnen bestraft. Aber Grimassen à la Goethe, in tableaux in Bildern, wären schon an sich ein würdiges Studium. Grimassen à la Goethe! welch ein himmlisches, welch ein bildendes Amusement!

Unterschied zwischen Vor- und Zunamen.

Bei einer Militairaushebung wurde kürzlich der Name eines Soldaten »Dußer« gerufen. Es meldete sich Niemand, obgleich es bald im ganzen Hause »Dußer« scholl. Ein Feldwebel, der den Gerufenen kannte, fand ihn endlich. »Zum Henker! Dußer!« rief er aus, »der Hauptmann hat »Euch schon hundert Male gerufen, warum zaudert Ihr »denn mit Eurem »»Zu Befehl««? — Oder könnt Ihr nicht gut hören? »Hören thue ich recht gut,« versetzte der Rekrut, »aber Dußer heiße ich bloß, wenn ich geschrie-»ben werde,« zu Hause und wenn man mit mir spricht, heiße ich immer nur »Heinrich.«

Der Todtengräber.

Das Auge starr, — vom feuchten Wind
Das blonde Haar gar wild verweht,
Ein tiefes Grab ein Jüngling gräbt;
Ihm ist gestorben sein trautes Kind. —

Er aber jetzo betend steht,
Von seinen Lippen krampfhaft bebt:
»Laß mich sterben und nicht graben mehr,
»Die Erde geb' mir nicht fürder Brod,
»Wenn ich mein Liebstes ihr vertraut.«

Da strömt ein Freudenruf daher,
»Es ist erwecket die scheinbar todt,
»Ihr Auge aufschlug deine Braut.«

»Sie lebt?« so ruft der Jüngling laut.
Drauf stürzt ins Grab ein Opferlamm,
Vor Freuden todt der Bräutigam.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 7. Donnerstag, 17. Mai. 1838.

Der kreißende Berg.

Als im vorigen Jahrhundert ein Holsteinscher Prälat, ein Herr von Q., in ritterschaftlichen Angelegenheiten nach Kopenhagen gesandt war, machte man sich in Holstein etwas zu sanguinische Hoffnungen über den Erfolg. Die Unterhandlungen zerschlugen sich endlich gänzlich, indessen kehrte Herr von Q., mit dem Elephantenorden geschmückt, zurück. Dies veranlaßte einen dermaligen, in Schleswig lebenden, geistreichen Arzt zu dem Impromtu:

»Es kreißt der Berg, doch statt der Maus
»Kommt gar ein Elephant heraus.«

Zur Nachricht für Epileptische.

Auf die vielen, fast aus allen deutschen Ländern bei der Redaction dieser Blätter geschehenen, Anfragen, ob die in der ersten Nummer erzählte glückliche Heilung eines epileptischen Mädchens eine Thatsache sey, wird hiemit die Versicherung ertheilt, daß das Erzählte vollkommen in der Wahrheit gegründet ist, welches jedem Ungläubigen auf Verlangen documentirt werden kann. Aber, wenn gleich der Herausgeber dieses Journals sich eine wahre Herzensfreude daraus macht, die fröhliche Botschaft dieses Heilmittels aller Welt zu verkünden, so wird derselbe nichts desto weniger,

um jeder Quacksalberei zu wehren, die Verhältnisse der Arzneien nur Aerzten, welche übrigens, nach dem Rath eines Kunstverständigen, auf die Verbindung der Artemisia mit Castorium hiemit nochmals aufmerksam gemacht werden, mittheilen. Der Herausgeber.

Belohnte Liebe.

Es giebt Erzählungen in der Welt, die ihr Hauptinteresse dadurch gewinnen, daß die Feder des Lebens sie wirklich geschrieben hat, die hingegen der Sympathie ermangeln würden, wenn sie nur in dem Hirn eines Poeten ausgebrütet wären. Zu dieser ist auch wohl folgendes Erlebniß, welches wir in seinen Hauptmomenten verbürgen können, zu zählen.

In einer kleinen norddeutschen Stadt arbeitete, vor etwa einem Jahre, ein junger Mann an der Decoration eines Saales, während der Herr des Hauses, die Zeitung in der Hand, mit einem Bekannten eintrat. »Larose,« so wollen wir den Maler mit geringer Flexion seines Namens nennen, stammt aus einer Hugenotten-Familie. Die Vertriebenen machen, wie noch jetzt, selten Glück in der Welt*); das reiche französische Geschlecht verarmte in niedersteigender Linie total, und der arme elternlose Knabe mußte sich am Ende noch freuen, als irgend ein Raphael letzten Grades, ein ehrlicher Anstreicher, sich seiner annahm und ihm, mit Theilhaftigmachung seiner ungöttlichen Kunst während fünf harter Lehrjahre, das Leben fristete. Larose**),

*) Daher auch das lateinische Wort solicitus von solo uud ciere.

**) Larose erinnert sonach an unsern Landsmann und Theatermaler Presuhn, der vor etwa zehn Jahren, als ein armer simpler Wandanstreicher, in die Fremde ging. Sein Genius führte ihn in das von den Göttern geliebte Carlsruhe, wo der treffliche Decorationsmaler Gaßner das Talent des Jünglings erkannte und ausbildete. Unter Gaßners Leitung hat Presuhn nach wenigen Jahren einige der prächtigsten Decorationen in Carlsruhe, welche auch in Pariser Journalen ihre ehrende Anerkennung gefunden haben, gemalt. Kindes- und Geschwisterliebe haben den talentvollen Künstler aus dem belehrenden Süden in den Norden zurückgeführt. D. R.

ein Talent für die Kunst, hatte aber bald seinen Meister überflügelt, auf seinen Wanderjahren sich ungemein vervollkommnet, und sollte eben jetzt mit bunten Arabesken aus Zahns Zeichnungen von Herkulanum und Pompeji eines reichen Kaufherrn Saal zieren, in welchen wir den geneigten Leser geführt haben.

»Hören Sie doch einmal folgenden wunderbaren Ar»tikel,« hub der Bauherr an und las: daß in Frankreich ein steinreicher französischer General, den wir auch mit einer geringen Wortänderung »Lafleur« nennen wollen, gestorben sey. Seine in Deutschland und namentlich in Rostock lebenden Erben würden aufgefordert, sich zu melden, um ein Vermögen von einigen Millionen in Empfang zu nehmen.

Der Vorleser hatte kaum das Wort »Millionen« ausgesprochen, als der Maler, der auf einer Leiter stand, wie ein schwerer Geldsack, gleichzeitig mit dem Pinsel, auf die Erde fiel. Die Gegenwärtigen liefen herzu und hoben ihn auf. Glücklicherweise war der Gestürzte unbeschädigt, auch kehrte mit dem bald erfolgenden Thränenstrom sein Bewußtseyn zurück. »Aber wie kommt Ihr zu diesem, wenn gleich »ungemein glücklichen Fall, Ihr saht noch so frisch und »backenroth aus, als ich eintrat?« fragte der Herr des Hauses. —

»Ach, lieber Herr!« entgegnete der blasse Larose, »wer »so aus seinem Himmel stürzt, wie kann sich der auf einer »schmalen irdischen Leiter halten? Bedenken Sie nur, daß »meine Jeanette mir oft, wenn es ihr nicht recht war, daß »ich meine sauer ersparten Pfennige nicht zu bessern Fest»kleidern, als ich trug, verwenden wollte — gesagt hat, — »sie sey die einzige Erbin des Generals Lafleur, der frei»lich im Leben sich nicht um sie bekümmere, aber um dessen »unmenschlich großen Schätze sie sich nach seinem Tode wohl »bekümmern werde. — Wenn ich sie dann allemal auslachte »und wegen ihres Anfluges von Hochmuth tadelte, rief sie »gewöhnlich zornig aus: »»Warte! wenn es aber doch wahr »»wird, dann verabschiede ich Dich. Ich werde doch als »»Nichte und Erbin eines großmächtigen Generals keinen

»»solchen Spottvogel von Malergesell, der wegen seiner Un»»gläubigkeit gegen seine Geliebte mit Recht Thomas,«« »so ist nämlich mein Name, »»zu heißen verdient, — hei»»rathen.«« »Nun ist der todte General wirklich ihr sie »liebender Oheim geworden, und Jeanette Lafleur, denn »keine andere ihres Namens lebt in Rostock, wird bei so »vielen Ducaten, wovon jeder ihr zum Teufel werden und »denselben Rath geben wird, — ihre Drohung wahr ma»chen und mich verlassen. Denn die Zeitung kommt gewiß »auch am Ende nach Rostock, so schlecht auch die Wege im »Mecklenburgischen sind!«

Vergebens suchten die Kaufherren den Verzweifelnden zu trösten, der sofort den Saal verließ. Alle Blumen und Verzierungen, die noch wenige Minuten vorher in so bunter Menge vor seinen geistigen Augen erglänzten, bedeckte ein immer dichter werdender schwarzer Flor, er ging in sein Kämmerlein, hungerte, durstete und weinte bitterlich. Erst am dritten Tage verkehrte der Postbote den Kummer des armen Larose in Entzücken. Jeanette meldete ihm, daß sie unzweifelhaft die Intestaterbin des reichen Lafleurs geworden sey. Auch habe sich schon ein rechtschaffener Advocat gefunden, welcher, überzeugt von der Gültigkeit ihrer Ansprüche, bereit sey, gegen eine billige Quote, auf eigne Gefahr und Kosten, die Liquidation der Erbschaft an Ort und Stelle in den Fluß zu bringen. — Aber gerade jetzt bedürfe sie seines Beistandes, seines Rathes, sie ersuche daher ihren heißgeliebten Larose nach Rostock zu kommen, um das Erforderliche in der wunderbaren Angelegenheit vorzunehmen. »Komm! eile, nimm Extrapost,« schloß der Brief.

Die Extreme »Freude und Schmerz« vermittelten sich in Larose zur ruhigen Anschauung. Er hatte seine verloren geglaubte Geliebte wieder, das war ihm mehr werth, als ein Krösusseyn. Darauf schnitt er sich einen tüchtigen Stock und pilgerte gen Rostock. Nur wenn ihm das Herz zuweilen allzu sehnsüchtig schlug, bestieg er auf eine kurze Strecke, für ein geringes Schnappshonorar, einen Bauerwagen. »Extrapost!« rief er oft kopfschüttelnd bei

sich selbst. »Nimm Extrapost,« schreibt Jeanette. »Wie »aber, wenn die ganze Erbschaft in Paris zu Wasser würde? »Da hätte ich meine sauer verdienten Pfennige für Extra»post schändlich weggeworfen! Besser, ich gehe zu Fuße, da »bleibe ich immer auf den Beinen, die Sache mag ausgehen »wie sie will.«

Monsieur Larose umarmte Mademoiselle Jeanette Lafleur. Die klare Erbschaftssache hat sich seitdem leider in einen polypenmäßigen Erbschaftsproceß verwandelt, der nicht selten die ersten Kläger und Beklagten überlebt. Selbst der Anwald soll schon die Hoffnung auf ein günstiges Resultat verlieren, da nach einem französischen Herkommen ein Verwandter aus Orleans, der sich gemeldet, den Vorzug haben soll.

»Wir sind arm, aber frisch und gesund, und können »schaffen!« sagte Larose nach kurzer Frist. »Die ersparten »Extrapostgelder werden schon hinreichen, um die Kosten der »Hochzeit zu bestreiten.« — Gesagt, gethan, der Pfarrer sprach den Segen, und Jeanette folgte ihrem Manne in seine Heimath.

Das junge Ehepaar war aber kaum einige Tage am Orte seiner Bestimmung, als der Kaufherr, dessen wir bereits im Eingange unserer Historie erwähnt haben, sehr dringend den Maler auffordern ließ, die durch die Erbschaftsnachricht unterbrochene Decoration seines Saales zu vollenden. — Larose gehorchte, wie billig, diesem Verlangen unverzüglich. Aber kaum hatte er wiederum die ersten Sprossen seiner Leiter erstiegen, als sich von ferne her ein seltsames Geräusch vernehmen ließ. —

Aus zwei jüdischen Kehlen entsprossen so viele ängstlich gestammelte »Herrn Larose,« daß man ein grammatisches Rosenöl daraus hätte machen können. Dann aber riefen die Hereintretenden: »Erst kommen Sie herunter zu gehn »von de Leiter, Herr Larose! wir hoben Sie eppes zu sagen. »Wenn Sie das hören uf de Leiter, Sie fallen herunter, »bei mein Gesundheit.« Der Maler kannte die Leiter schon und gehorchte lächelnd.

Wenn meine lieben Leser und Leserinnen, die doch fast Alle in der Lotterie spielen, die letzten Listen der Braunschweiger durchstudirt haben, so werden Sie in der Mittwochs-Ziehungsliste vom 14. März 1838. die Nummer

„6228“

mit einem Gewinn von 42000 Thlrn. verzeichnet gefunden haben. Von dieser Nummer hat Larose den vierten Theil gewonnen. Nicht wahr, wenn Ihr es einmal nicht gewinnen solltet, so gönnt Ihr es Alle doch dem liebestreuen Maler?

Wer da hat dem wird gegeben, auch das Glück hat seine Consequenzen; ich glaube gewiß, Madame Larose gewinnt auch ihren Proceß.

Mäßigkeitsverein.

Die Aufklärung, welche sonst den Gang der Sonne verfolgen soll, scheint heutigen Tages, vielleicht nach den Principien der modischen Contrerevolution, zuweilen ihren Weg zu verändern. Wenigstens ist dies mit der Tugend der Mäßigkeit offenbar der Fall. Die angeblich von dem würdigen Pastor **Drinkwater** in Nordamerika gestiftete Mäßigkeitspropaganda, welche den Genuß alles Branntweins aufzuheben beabsichtigt, ist endlich auch in Europa angelangt, und hat bereits in der Schweiz in des würdigen Heinrichs Zschokke »Branntweinpest, eine Trauergeschichte, zur Warnung und Lehre für Reich und Arm, Alt und Jung,« einen kräftigen Alliirten gefunden. Vergebens hatte Hufeland schon im Jahr 1802 seine Stimme gegen die Branntweinvergiftung erschallen lassen. Erst jetzt kommen seine Kassandraworte zu Ehren.

Wie alles Gute und Wahre, gleich dem Tage, ehe er durch die Nacht bricht, lange mit Finsterniß kämpft, so finden die Mäßigkeitsvereine heftige Gegner an habituellen Trinkern, die immer einige wenige Ausnahmen, wo Branntweinsäufer ein hohes Alter erreicht haben, eigentlich nur zur

Bestätigung unserer Regel anführen. Mit solchen Mithridat-Leuten ist gar nicht zu disputiren, solche Branntweinflammen, die zur Selbstverbrennung führen, sind einmal nicht zu löschen. Man streite nicht mit ihnen, damit sie nicht aus Aerger die Jugend zwingen mit ihnen zu trinken. — Aber wo ist denn die Scheidewand, wer soll denn Candidat des Vereins werden?

Sehr weise und höchst nachahmungswerth haben zwei würdige Oldenburgische Prediger angefangen, alle ihre Confirmanden in den Mäßigkeitsverein aufzunehmen, und dieselben als Mitglieder in ein Buch sich einzeichnen zu lassen, das man wohl das zweite Buch des Lebens nennen könnte. — Wie einst das Volk Gottes erst in der nachfolgenden Generation durch die Wüste in das Land Canaan einzog, so wird erst unsere Jugend zu den glücklichen Folgen dieses Instituts gelangen, und sich bis zum hohen Alter seiner Folgen, der Gesundheit, Zufriedenheit und des Wohlstandes erfreuen.

»Die Herren Weintrinker haben gut sprechen, wir können keinen Wein bezahlen,« ist die gewöhnliche Antwort der täglichen Schnappstrinker. Spart nur die einzelnen Groten für die vielen Schnäppse zusammen, die Ihr vom Morgen bis zum Abend Eurem armen Magen aufzwingt, und Ihr werdet noch mehr haben, um Euch mit einem Glas Wein und einem guten Glas »Bier« zu erlaben. Das Letzte ist freilich auf unserm Lande oft ungenießbar; wir dürfen aber von unserer erleuchteten Regierung erwarten, daß sie alle Mittel und Begünstigungen anwenden wird, um dies wohlthuende Getränk durch Verbesserung desselben allgemeiner zu machen. Die Leute mögen gegen Baiern sagen, was sie wollen, in dem Bierpuncte erwirbt es sich um die Civilisation der Menschheit ein außerordentliches Verdienst. Das baiersche Bier ist in allen Welttheilen fast schon bekannter, als die holländischen Ducaten es sind, und hat nebenbei den Vortheil die letzteren anzulocken und zu nationalisiren.

Literarische Anzeige.

Wohlwollende Gönner und Freunde der Literatur erlaube ich mir hierdurch freundlichst und ergebenst einzuladen, ein vorhabendes Unternehmen durch ihre gütige Theilnahme unterstützen zu wollen. Es besteht dies in Herausgabe eines Buches unter dem Titel:

Bremisches Album auf das Jahr 1839

enthaltend eine Sammlung Erzählungen, interessanter Aufsätze, Gedichte ꝛc. Die meisten Beiträge werden von hiesigen hochgeachteten Gelehrten und Belletristen, die mir ihre Mitwirkung zugesichert haben, geliefert; auch haben rühmlich bekannte auswärtige Schriftsteller mir Beiträge versprochen, und ich darf versichern, den geehrten Subscribenten eine reichhaltige Sammlung zu übergeben, werth einen Platz in Ihrer Büchersammlung einzunehmen. Da aber die Herausgabe des Buches nur erreicht werden kann, wenn eine ausgedehnte Theilnahme dafür es möglich macht: so ersuche ich angelegentlich um Förderung meines Plans, durch gütige Unterzeichnung. Das Werk, etwa 16—20 Bogen in 8., würde, auf schönem Papier sauber gedruckt, zu 1 ℛ 48 gr. Gold den geehrten Theilnehmern gegen Ende dieses Jahres spätestens zugesendet werden, und auf diese Weise vielleicht zu der Ehre gelangen, als Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk, gleich andern Taschenbüchern, angewendet zu werden.

Bremen im April 1838.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Hedwig Hülle, geb. Hoffmeier.

Die Feder der Herausgeberin war lange der Fittig, der einen blinden Gatten und unversorgte Kinder ungelähmt durch das Leben trug. War solche Last auch schwer und drückend, so erhob sich der Geist der Dichterin doch in die schönsten Reiche der Phantasie, und führte manche dort gesehene liebliche Lichtgestalt vor unsere Augen. Selbst der strenge Müllner versagte Hedwig Hülle nie die ehrendste Anerkennung ihrer dichterischen Leistungen.

Indem sonach die Redaction vorstehende Anzeige der als Schriftstellerin so rühmlich bekannten Frau Hedwig Hülle dem Publikum vorlegt, ist sie gerne zur Entgegennahme von Subscribenten auf das bremische Album bereit.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 8. Donnerstag, 24. Mai. 1838.

Weimar und Bockhorn.

Von Dr. Adolf Stahr.

Nicht wahr, geneigter Leser, die Zusammenstellung klingt wunderlich und fast märchenhaft; und doch ist es eine Realität, die jedes patriotischen Oldenburgers Herz erfreuen wird, daß nicht etwa bloß die Radien jenes großen Geistercentrums, das der unsterbliche Karl August in seinem kleinen Ilm-Athen zu versammeln gewußt, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts auch in die öden Haide- und Moorgegenden unsers Vaterlandes gedrungen, sondern daß sogar von hier aus auch umgekehrt Beweise würdiger Auffassung und sinnigen Eingehens in die Productionen jener Heroen unserer modernen Kultur dorthin gelangt und herzlich begrüßt worden sind.

»Also Bockhorn ist ein Ortsname? geschwind, wo in aller Welt liegt das Ding?« — Cannabich und Consorten wissen schwerlich etwas davon, daß es einen Flecken dieses Namens vier Meilen von Oldenburg giebt, der etwa 1060 Einwohner, und nicht einmal einen Jahrmakt hat. Aber noch viel weniger wissen sie von der Thatsache, daß die größte Freude, die **Wieland** je über eine Anerkennung genossen, ihm, nach senem eignen Geständnisse, von Bockhorn gekommen ist.

Wir lassen Wieland selbst reden, und behalten uns vor, unsere Quelle nachher anzugeben. »Ich habe heute,« erzählte er am 25. Januar 1795, »eine außerordentlich genußreiche Stunde gehabt; ich bin es gewohnt, Lobeserhebungen und Schmeicheleien zu hören. Aber das Lob von einem Naturmenschen, der nicht schulgerecht zugeschnitzelt, sondern Alles durch sich selbst ist, wiegt mir die Lobpreisungen von hundert hochgelehrten Recensentenzünften auf. Ein solches Lob hat mir heute ein wackerer Kaufmann im Oldenburgischen, Martin Hemcken zu Bockhorn, in einem langen aber sehr interessanten Briefe durch einen jenaischen Studenten Süver ins Haus geschickt. Es ist der warme Erguß seiner Empfindungen sogleich nach der Lectüre meines Agathon, in der neuen Ausgabe, der ihm aber schon als Ideal seiner Hoffnung im Dunkeln vorgeschwebt war, ehe er noch seine Existenz kannte. Ich kann mir vorstellen, was auf einen solchen Mann, der die Alten nicht gelesen hat, dem also keine Reminiscenzen die Frischheit der schönsten Bilder wegnehmen, diese poetische Schöpfung für einen Eindruck gemacht haben kann. Gelehrte können diesen Genuß schon nicht so rein und unvermischt erhalten. Wenn ich mir nun denke, daß noch Mehrere solche Eindrücke auch dann, wenn ich längst nicht mehr bin, bei dieser Lectüre empfinden werden, so freue ich mich dieser gewissen Unsterblichkeit, denn die andere müssen wir nur glauben und ich weiß nichts davon.« Soweit Wieland's eigne Worte. Der Erzähler fügt noch, in Bezug auf unsern trefflichen Bockhorner, dessen native Begeisterung und sinnige Kunstbetrachtung den alten Wieland zu diesem Herzenserguß, der ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigt, veranlaßte, folgende Notizen hinzu: »dieser sehr gebildete Mann, dessen Brief mir Wieland zum Lesen mittheilte, ist auch Verfasser eines Gedichts: »die Nacht,« das er an Herder geschickt hat, weil er über Erziehung und Fortschritte des Menschengeschlechts mit ihm einstimmig denkt. Auch ist das Gedicht auf Koburg im deutschen Merkur 1793 von ihm. Doch hat es Wieland hie und da verbessert.«

Unser Ländchen hat überhaupt eine größere Zahl geistig-bedeutender Männer aufzuweisen, als man hie und da in Deutschland weiß. Jever hat den Historiker Schlosser, den Philosophen Hinrichs, den Chemiker Mitscherlich, den Astronomen Tiarks hervorgebracht, und doch hat es nicht einmal die Ehre, im Brockhausischen Conversationslexikon zu stehen. Oldenburg selbst kann den Philosophen Herbart, und um älterer Zeiten zu gedenken, den Türkenbezwinger Münnich (geboren 1683 zu Neuenhuntorf), der einst Rußlands Schicksal in seinen Händen trug, aufzeigen, und nun tritt auch Bockhorn in die Reihe mit Martin Hemcken, dem Freunde und Geistesverwandten Wieland's und Herder's, und hat obenein noch den Vorzug, seine Propheten daheim behalten zu haben, während die andern alle außer Landes gegangen sind.

Der Mann aber, der sich durch Aufbewahrung der obengedachten Notiz um die Unsterblichkeit Bockhorns verdient gemacht und somit Anspruch auf den Dank jedes patriotischen Bockhorners erworben hat, ist der verstorbene Dresdner Hofrath Karl Aug. Böttiger, dessen von seinem Sohne herausgegebene handschriftlich hinterlassene »Literarischen Zustände und Zeitgenossen« (Erster Band Leipzig bei Brockhaus 1838. S. 150—151), so verschieden sie auch z. B. von Arnold Ruge (in den hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst), Heinrich Laube, Eduard Meien und andern beurtheilt worden seyn mögen, doch immer neben den, freilich nicht abzuläugnenden vielfachen Ergüssen eines höchst bornirten ordinairen Bewußtseyns, für welches, wie für Kammerdiener, keine Helden existiren, dennoch über jene Blüthperiode Weimars, zur Zeit Göthe's, Wieland's, Herder's und Schiller's, vielerlei neue und interessante Notizen enthalten.

An das Publicum

und

zunächst an die sämmtlichen Redactionen deutscher Zeitschriften.

Der deutsche Buchhandel hat nach einem langen Zustande von Rechtslosigkeit endlich eine gesetzliche Grundlage und Gewähr seiner Existenz erhalten. Der deutsche Journalismus jedoch, dessen Bedeutung und Wichtigkeit für die geistigen und materiellen Interessen der Nation wohl Niemand hinwegläugnen kann, ist noch immer von Seiten mancher Journale einem Systeme preisgegeben, das die Schriftsteller so sehr beeinträchtigt, als die Verleger, die Literatur so sehr, als das Publicum. Es ist das System totalen oder theilweisen Nachdrucks von Originalartikeln jeder Art. Nur theilweise ist durch die Gesetzgebung dem Nachdruck gesteuert. Noch immer findet er seine Anwendung in den Spalten der Journale oder in den Columnen der Wochen- und Monatsschriften. Keine Reclamationen, keine Prozesse halfen bis jetzt dagegen, oder, in sofern sie beim Nachdrucken aus Büchern in Journale vielleicht geholfen hätten, welcher einzelne Verleger oder Schriftsteller mochte Zeit, Geld und Verdruß auf das Klagbarmachen eines solchen Anspruchs wenden? Ehe nun die positive Gesetzgebung auch diesen Gegenstand günstig geordnet hat, aber sogar selbst nachher, hilft hauptsächlich nur eine Vereinigung redlicher deutscher Journal- und Zeitungsredactoren, ehrlicher deutscher Schriftsteller, eine geläuterte öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl der Nation.

Eine moralische und intellectuelle Aechtung muß sich auf das Thun Derjenigen lagern, welche den deutschen Journalismus in einem, dem Gesagten entgegengesetzten Sinne noch fernerhin behandeln. Zunächst der Geist und der Wille müssen den Journalismus in Deutschland vor der Verflachung, der Gewöhnlichkeit, der Zerfahrenheit, dem Caper- und Piratenwesen und der Gefahr völliger Auflösung retten.

Der mehrfach publicirte Aufsatz: »Die Autoren-Association in Paris« von Hrn. Doct. J. E. Hitzig in Berlin, enthält auch für Deutschland die wichtigsten Winke, weil er eine Angelegenheit behandelt, die gegenwärtig eine wahrhaft europäische ist. Wir Deutsche werden, mit Berücksichtigung localer Verhältnisse und Gesetzgebungen, gewiß Vieles uns davon zu eigen machen können.

Zunächst scheint uns wichtig, daß alsbald die Cadres der Intelligenz und des Rechts gegen jene ungebührlichen Eingriffe sich bilden, und daß man gleichzeitig an die Ausarbeitung des Einzelnen, auf die bezeichneten Grundlagen hin, gehe.

Zu diesem Zwecke schlagen wir vor:

»die Bildung eines Vereins deutscher Redactoren zum ge-
»genseitigen Schutze gegen den journalistischen totalen oder
»theilweisen Nachdruck, unter Assistenz der Schriftsteller
»und der Gebildeten der Nation.

Wir schlagen zugleich weiter vor:

daß Jeder, der den Beruf dazu in sich fühlt, Vorschläge entwerfe, wie das Einzelne, gemäß den Zwecken der Literatur und einer aufgeklärten, keine unbedingte Abgeschlossenheit wollenden Zeit, ausgearbeitet werden könne, und diese Vorschläge theils durch zugetretene Journale, theils auf sonst geeignete Weise, vor das Forum der Oeffentlichkeit bringe;

daß Redactoren, Schriftsteller und Gebildete jeder Art sich unter einander über jene hochwichtige Angelegenheit benehmen und zu gemeinschaftlichen Ansichten darin zu gelangen suchen;

daß in allen für den Buchhandel wichtigeren Städten Deutschlands, und namentlich in Berlin, Hamburg, Leipzig, Stuttgart und Frankfurt am Main, frei zusammengetretene Commissionen sich bilden, welche diesen Gegenstand, und in soweit er nun noch weiter beleuchtet werden wird, ihrer Prüfung unterwerfen und die von ihnen gemeinsam redigirten Statuten der Publicität übergeben, damit diese sich weiter darüber ausspreche, und demnächst, wo nöthig, die Be-

stätigung der höchsten Staatsregierungen, welche diesem Unternehmen gewiß ihren Beifall zollen, eingeholt werden könne;

»daß jeder Redacteur, Schriftsteller und Gebildete schon »jetzt dem Nachdruck, so weit er durch die Gesetze verboten »ist oder doch den Journalismus herabwürdigt und in sei»ner Wurzel bedroht, durch That und Wort nach Kräften »steure, und von denen sich im commerciellen und literari»schen Verkehr abwende, die noch fernerhin entgegengesetzten »Grundsätzen folgen.«

Sonstige Meinungsverschiedenheiten, selbst persönliche Zerwürfnisse, müssen diesem höheren Zwecke weichen, dessen Realisirung und Dauer durch recht große Einigkeit bedingt ist.

Wir ersuchen jene geehrten Redactionen, welche an der guten Sache Antheil nehmen, diese Einladung durch ihre Journale zu verbreiten, für Bildung der Commissionen thätig zu seyn und die Resultate zu geeigneter Zeit zu veröffentlichen.

Darmstadt, den 31. März 1838.

Eduard Duller.

Die Redaction der humoristischen Blätter beeilt sich, die frommen Wünsche des Herrn Eduard Duller, wenn gleich nicht ohne Zweifel, ob sein Krieg gegen die Raubstaaten einen glücklichen Erfolg haben wird, zu verbreiten. Sehr wünschenswerth wäre es aber vor allen Dingen, daß solche Journale, welche unter der Rubrik: »Literatur.« »Silberblick.« »Miscellen.« u. d. m. mit der freundlichsten Recensentenmaske nur Gestohlenes, nichts Selbstgebautes, auf den Markt bringen, vor allen als qualifizirte Sünder genannt werden.

Abhängigkeit des Marschalls Soult, Herzogs von Dalmatien, von seiner Frau.

Von Friedrich von Kobbe.

Der Marschall Soult, der tapfere und ausgezeichnete Feldherr und Kriegsminister seiner Zeit, war nach Napo-

leons eigner Aeußerung ein Sclave seiner Frau. Als der Kaiser im Jahr 1812 bei Dresden die Nachricht von der Niederlage bei Vittoria erhielt, sann er gleich darüber nach, welchen seiner Generäle er aufs Schleunigste nach Spanien senden könne, um die ungünstige Lage der französischen Armee zu verbessern, das Oberkommando zu übernehmen und wo möglich die Schmach zu rächen; und da Soult sich gerade in seiner Nähe befand, fragte er ihn, ob er bereit sey, sofort zur Uebernahme dieses wichtigen Postens dorthin abzugehen. Soult erwiederte, daß er diesen ehrenvollen Auftrag nach seinen besten Kräften ausführen werde, bat aber gleich hinterher, daß der Kaiser doch auch seine Frau fragen mögte, ob die auch etwas dagegen hätte, da er sonst zu Hause keine Ruh noch Frieden vor ihr haben würde! —

Soult's Frau war früher bekanntlich Marquetenderin gewesen und von aller Bildung entblößt, wodurch in vielen Gesellschaften die drolligsten Scenen entstanden. Als ihr Mann in Paris ein schönes Haus gekauft hatte, führte er sie in demselben umher und zeigte ihr auch einen Saal mit einer auserwählten Bibliothek. Diese gefiel ihr aber gar nicht, sie meinte, sie und ihr Mann lesen beide nicht und es würde besser seyn, die Bücher fortzuschaffen und Bouteillen und Töpfe ins Zimmer zu setzen; — welches denn auch geschah.

Wunderbarer Carrierenwechsel.

In dem münsterschen Städtchen X.... lebt ein Schmied Namens von H..... Seine Familie ist sehr alt, und bis auf eine unbestritten die älteste in X...., übrigens sind alle des v. H.... Gentilen bis vor wenigen Jahren »Schmiede« gewesen. Ja Viele behaupten sogar, einer der Vorfahren habe die Nägel zur Kreuzigung Christi gemacht. Denn zu der Zeit garnisonirte bekanntlich eine römische Legion, welche aus Westphalen, namentlich aus Paderbornern bestand, in Syrien.

Der Bruder des obgedachten Schmieds nun wurde zuerst den Beschäftigungen seines Vaters abhold und erlernte die Barbierkunst. Im Jahre 1776 entsagte er dem Leben als Schelle, ging als Gemeiner in österreichische Dienste, und avancirte bis zum Major in der Cavallerie, als welcher er 1805 im Duell starb. Die Söhne des Schmieds von H.... vertauschten, wie ihr Oheim, ihren Beruf mit sehr unähnlichen Beschäftigungen. Der älteste erlernte das väterliche Gewerbe, ward dann Bildhauer und starb als solcher, nachdem er mehrere Jahre mit großem Ruhme in Rom gearbeitet hatte, in Wien. Der zweite, ein sehr gesuchter Wiener Damenschneidermeister, ein Doppelgänger Raimunds an Gestalt, legte dies Handwerk nieder, wurde Wundarzt und Geburtsheifer, bestand als solcher ein glänzendes Examen, und starb als Provinzial-Chirurg zu S.... Der dritte wurde anfangs Schmied, sattelte aber gleichfalls um, und lebt jetzt in C.... als Uhrmacher.

Diese Angaben sind alle strenge der Wahrheit gemäß.

Unverbürgten Nachrichten zufolge, soll der Schmied in Gretna-Green, welcher die durch den elterlichen Willen von einander gehalten werdenden Liebenden zusammen schmiedet, auch zu dieser Familie gehören. Wenn das wäre, so sollte man doch dem einzigen Sohne des letzten jetzt lebenden Schmieds von H.... auch ein ähnliches Privilegium ertheilen. Da wäre einem wesentlichen Bedürfnisse für junge Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren abgeholfen, die Familie von H.... würde gewiß der edlen Schmiedekunst erhalten werden; ein solches Gewerbe mit solchen Privilegien aber unserm Vaterlande eben so viel Geld wie ein Bergwerk oder eine Mineralquelle einbringen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 9. Donnerstag, 31. Mai. 1838.

Oldenburgische Humoresken.

Diplomatische wörtlich abgedruckte Instruction für eine Gesandtschaft des Wüstenlandes an den Oldenburgischen Hof, nebst einem

Vorwort.

Friedrich August, Herzog von Holstein-Gottorp, Fürst-Bischof zu Lübek, dem die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst von dem Großfürsten Paul von Rußland übertragen worden waren, dessen Gemahlin Ulrike Friederike Wilhelmine eine Prinzessin von Hessen-Cassel war, regierte vom 14. December 1773 bis zum 6. Juli 1785. In dieser Zeit muß die obgedachte Gesandtschaft nach Oldenburg geschickt seyn. Das Wüsteland, ein sumpfiger District von 1318 Einwohnern, wahrscheinlich eine holländische Colonie, wie sein Hauptort «Holle« andeutet, liegt etwa zwei Meilen von Oldenburg entfernt.

Nachdem die hochberühmte Oldenburgische Chronika es vermeldet, auch im Holler Patrimonial-Buch von Magistro Datticho aufgezeichnet worden, daß 1649*) an Sr. Hochgräfl. Gnaden Geburtstag, das morastige Wüstenland sich zusammengethan, 8 Mann cum custode Johann Wessels mit sauberer Kleidung angethan an Ihro gesandt, eine statt-

*) 1649 regierte der berühmte Graf Anton Günther von Oldenburg.

liche Complimentirung gethan und viel köstlicher Geschenke an Brushahns, Kiwitten und Tüters, auch einiges Wildpret, das sie Ihro selbst aus der Jagd wegpractiziret, überbracht, daß Ihro, höchlichen erfreuet, den Gesandten Speise und Wein reichen lassen und sie fein fröhlich zu den lieben Ihrigen nachem Wüstenlande gesandt, davon viel Redens, was sie vor Wunderdinge gesehen und gehört, bis auf den heutigen Tag — diese ihre Nachkommenschaft aber, als im Sprichwort gesagt wird, auch Grütze in dem Kopf und nicht Wasser darin hat, obschon das Wüstenland mit letzterem Element gar reichlich versehen — als haben wir derohalben auch an eine solche vornehme Gesandtschaft gedacht. Wollten gerne den Herrn Pastoren an die Spitze stellen, daß der, weil er mehr Griechisch versteht, als wir andern zusammen, unsern lieben Herrn Bischof sollte auf Griechisch gratuliren, der aber hatte sein Bedenken, daß es ihm nicht recht mehr fließen sollte und gesagt: daß ächte Deutsche Fürsten lieber Deutsch als Französisch oder Hebräisch*) von ihren Knechten hörten, sintemal es darauf ankömmt, wie der Schnabel gewachsen; daher wir denn auf den halbehrwürdigen tiefgelehrten Gerd Suhr Schulhalter in der Wüsting von wegen dessen vielen Einsichten von Staatssachen und Feinheit von Redehalten gefallen, welcher dies als ihm zu hohen Ehren gereichend, mit gebührender Devotion übernommen. Senden also denselben, nebst Hausleuten: Wichmann Haye, Rolf Mönnich, Harm Kühlen, Johann Dirk Duhme, Gerd Krey, Conrad Fresen und Carsten Wenke mit Vollmacht als folget:

1) Sollen sie Feierkleider anthun, das Haar wohl gekämmet und die Kabuze ausgeklopft, gen Oldenburg zum Landesvater auf sein Schloß sich festen Schritts, jedoch züchtiglich begeben und der Schulmeister sich frey bey Hohen und Niedrigen erkundigen, wie er an Ihro zu reden kommen thäte, dann seine Rede hersagen und weil ihm, Alters halber das Gedächtniß manquiret, das Geschriebene auf den

*) Hierin liegt offenbar eine Ahnung von Rothschilds künftiger Größe und Einfluß bei den Fürsten. D. R.

breitesten Buckel von der Gesandtschaft heften (wozu Johann Dirk Duhme vorzüglich der Tüchtigste) selbigen seitwärts vor sich hinstellen daß ers allenfalls davon ablesen könne, als auch theils Pfarrer in ziemlichem Brauch haben.

2) Sollte ihnen geboten werden zu der Herrschaft zu sitzen, könnten sie den Stuhl wohl nehmen mit Gebehrden als wollten sie sitzen, aber dahinter stehen bleiben, das vormals nicht beobachtet, und die Gesandten daher: grobe Wüstenlander genannt wurden.

3) Wenn Wein und Essen, als wohl zu glauben, gereicht wird, sollen sie nicht einhauen, als die unvernünftige Creatur, wie sie auf Hochzeiten und am Stippabend thun, welches besonders dem Schulmeister einzuschärfen, daß nicht von ihm, als im Liedlein heißt:

Wenn er auf Hochzeit und Kindtauf ist,
So sagt ein Jeder: Seht wie er frißt!

sondern dagegen ehrbarlich dem Mann, der es herreicht, sagen: Danke freundlich, lieber Herr! — aber ihn auch nicht von sich weisen sondern sagen: werd's nicht verschmähen.

4) Sollen sie suchen begreiflich zu machen, daß sie Holler seyen, nicht Neuenhuntorfer, sintemal diese dergleichen Gesandtschaft nicht würden zu Stande bringen wegen Mangel an Einsichten.

5) Sollen sie sich fleißig umsehen, ob sie ihren alten Vogt ansichtig würden, und wenn der nicht zu finden, nach dem jungen Vogt spüren, daß er sie mit zum Herrn nehme und ihm bekräftige, daß die Wüstenlander seine gehorsamen Unterthanen seyen.

6) Sollen Gesandte ihren steifen Nacken beugen, wenn sie ihre Landesmutter ansichtig werden, als sich bey großen Frauen geziemt, auch, wenn der Name ihres Landesherrn genannt wird, die Kabutze abziehen und nicht glauben, daß sie sich den Kopf erkälten, als bey Manchen wohl geschehen will.

7) Auf Alles, was da vorfällt, sollen sie fleißig achten, daß es ins Patrimonial-Buch komme, Kind auf Kind zu lesen.

8) Daß sie keine Geschenke bringen, davon sollen sie sich entschuldigen, sagend: es wäre nicht um die Brusshahnszeit, alldieweilen es Herbst wäre, und die Langohre und Harteböcke ließen sie den Jägern über: möchten lieber schlecht und recht sich nähren, als wie Diebe seyn.

9) Sollten sie weiter Macht nöthig haben, als hierinnen enthalten, möchten sie machen, als Zeit und Umstände mit sich führen, und Schulmeister dienlich fände; sintemal nicht möglich, Gesandten Alles vorzuschreiben und weise Männer auch ihr Gehirn fragen müssen.

10) Zur Ergötzlichkeit erhält Schulmeister, als ein Gelehrter 18 gr; Johann Dirk Duhme, weil er den großen Leib hat 15 gr; die andern Hausleute, jeder 12 gr; jeder ein Glas Franschen auf dem Isprump frey.

Dies zur Urkund haben wir das mit dem großen Insiegel, das uns der Pastor geliehen hat untersiegelt, und für uns, unsre Kinder et Consorten unterschrieben

Holle etc.

Anrede.

Was bey türkischen, ja heidnischen Kaisern, selbst beym Großmogul Gebrauch ist, daß Unterthanen ihre Oberherrn an erfreulichen Tagen complimentiren das ist auch mit Fug auf die ganze Christenheit zu appliciren.

Derowegen ich unwürdiger Schuldiener in der Wüsting nicht kann manquiren.

Ew. Hochfürstl. Durchl. bestens zu felicitiren und alle Prosperität von oben zu adpreciren.

Aber! — nicht allein von mir kommt dieses Gratuliren, sondern meine tönende Stimme ist die Stimme des ganzen Wüstenlandes, wozu ich mich hierdurch kann legitimiren. (Hier wird d. Vollmacht überreicht).

Jetzt wollen sich die Gesandten die Erlaubniß erbitten, sich mit Essen und Trinken zu divertiren.

Ach!!

Möchten sie auch das Glück haben Ew. Durchl. unsre theuerste Landesmutter einmal im Wüstenlande zu tractiren. dixi.

Friedrich August und Ulrike
Reich an Gnade, reich an Glücke,
Im getreuen Wüstenland
Einem Jeden wohl bekannt.
Dieses Blatt beweis't die Treue
Eurer Kinder Euch aufs Neue.
Reizvoll sey stets Euer Leben,
Jubel müsse Euch umschweben,
Krösus Reichthum sey bei Euch.
August liebt uns, laßt uns singen,
Unsre treuen Opfer bringen:
Gaben nicht, und Wünsche nur:
Unserm Vater langes Leben,
Seiner Wilhelmine daneben
Traun! das wünschet Sie

Gerd Suhr.

Der Oheim und der Neffe.

»Mein Neffe ist ein braver Kerl und mir von Herzen zu»gethan,« sagte mir ein im vorigen Jahre verstorbener reicher Oldenburgischer Landmann, »allein er konnte viele »Jahre das Necken nicht lassen, und da schonte er seinen »besten Freund, selbst mich nicht, obgleich er meinen Willen »wohl zu respectiren Ursache hat, da besonders mein letzter »für ihn nicht ohne Wichtigkeit ist. Indessen habe ich ihn »vor Kurzem so ziemlich kurirt, und zwar auf folgende Weise:

»Sie haben gewiß den alten verstorbenen Vordero noch »gekannt, der, ein Muster des Geizes, alle seine gleichgesinn»ten Collegen übertraf. Wenn man ihm mit einem Andern »begegnete, pflegte man immer nur das Wort »ingrossirt« »von ihm zu vernehmen. Denn es war nur Eine Sorge »von Morgen bis zum Abend in ihm, die ihn, wie Mut»terliebe, vom Erwachen bis zum Schlafengehn beschäftigte, »nämlich die, wie er sein schweres Geld sicher und zu hohen »Zinsen belegen könne.

»Dieser Bordero nun redete meinen Neffen Paul ein-
»mal bei seiner Ankunft in der Stadt an, und fragte ihn,
»ob er nicht irgend einen sichern Landmann wisse, der Geld
»anleihen müsse, er sey bereit, viertausend Thaler, die schon
»einige Tage bei ihm lagerten, gegen gehörige Zinsen her-
»zugeben.

»Nichts ist leichter zu bewerkstelligen als was Ihr
»wünscht, entgegnete der neckische Paul. Denkt Euch, mein
»Oheim hat sich in Getraide verspeculirt, er braucht eine
»solche Summe, wird in diesen Tagen auf meinen Rath
»zu Euch kommen und in diesen geldlosen*) Zeiten Euch
»gewiß reichliche Procente bewilligen. Haltet das Geld
»nur hübsch an, bis er kommt, einen unverschuldeteren, mit
»so vielen guten Grundstücken angesessenen Debitor findet
»Ihr nie wieder.

»Bordero rieb sich erfreut die welken Hände, die sich
»gegenseitig wie Louisd'ors kniffen. In der täglichen Hoff-
»nung, daß ich, der ich von dem Umstande nicht das Min-
»deste erfuhr, wegen der Anleihe zu ihm kommen werde,
»ließ er das Geld wider seine Gewohnheit und nicht ohne
»Herzeleid vier volle Wochen im Koffer liegen. Endlich,
»am achten Juni, an unserm berühmten Pferdemarkte, führ-
»ten mich meine Geschäfte nach Oldenburg. Als ich Bor-
»dero's Wohnung vorbei ging, rief dieser mich herein und
»eröffnete mir mit Thränen in den Augen, wie er, da mein
»Neffe Paul ihm meinen Vermögensverlust und das daraus
»entstehende Geldbedürfniß anvertraut habe, — aus purer
»Freundschaft ungetheilt die handelslustigen viertausend Tha-
»ler bis jetzt für mich parat gehalten habe. Er bitte mich
»indessen sie noch jetzt anzunehmen, und sollte ich ihm für
»die vergangene Zeit die Zinsen nur für vierzehn Tagen
»vergüten.

»Stand ich auch anfangs, wie aus den Wolken gefallen

*) Der Werth des Oldenburgischen Grundeigenthums hat sich seit jenem Vorfall fast bis zum Doppelten erhöht, ohne daß unsere gescheutesten Oeconomen einen erschöpfenden Grund dafür anzugeben wissen.

»da, so merkte ich doch bald den ganzen Scherz, und darauf »eingehend, beschloß ich zugleich den verwegenen Paul zu »strafen und wo möglich zu corrigiren. Mit weicher Stim»me rief ich aus, indem ich Bordero scheidend die Hand »drückte: Nun sage mir Einer man soll noch einem Men»schen trauen! Wer hätte so Etwas von seinem eignen »Neffen erwarten können!!! Allerdings war ich in solcher »Geldnoth, wie Euch Paul berichtete, und wollte schon zu »Euch gehen, der aller Welt mit goldenen Füchsen aus»hilft, — aber grade Paul ist es, der mich abhielt und mir »das Geld, wenn auch eben mit nicht kleinen Opfern, be»sorgte. Nehmt, mein guter Oheim! sprach der Schelm, »nur bei Leibe nicht das Geld von dem Filz Bordero in »Oldenburg. — Mich warnte nicht bloß ein Traum, mein »Oheim! auch die Wirklichkeit thut es. Der wird nicht »allein Hypothek und Ingrossation bei den höchsten Zinsen »fordern, er wird noch außerdem sich Conventionalstrafen »bedingen, wenn die Zinsen nicht grade am Verfalltage be»zahlt werden. Denn nichts reißt mehr um sich, als ein »Loch im Strumpf und ein Wucherer.

»Zähneknirschend hatte mich Bordero angehört. Sein »Zorn ward erst zu Worten als ich mich schon auf der »Straße befand; ich vernahm nur noch den Ausruf: O »über den Bösewicht! der mich verleitete, vier Wochen vier »tausend Thaler zinslos liegen zu lassen.

»Ich war kaum einige Schritte gegangen, als mir Paul »begegnete, der sich auch an dem Pferdemarktstage in Ol»denburg eingefunden hatte.

»Wie gehts lieber Onkel? — Wie denken Sie nach »beseitigten Geschäften den Nachmittag zuzubringen? be»grüßte er mich freundlich.

»Ich gehe zum alten Bordero, der Dich wie mich zum »Kaffee eingeladen hat. Willst Du nicht auch hinkommen, »versetzte ich. Wir können dann später zusammen nach »Hause reiten.

»Werde nicht ermangeln mich dort einzufinden, ent»gegnete Paul geschmeidig, und verabschiedete sich dann

»bei mir. — Ohne Verzug ritt ich, da ich meinen Handel »bereits beendet hatte, zu Hause. Als ich Paul am andern »Tage fragte, wie ihm der Kaffee bei Bordero geschmeckt »habe, wurde er puterroth.

»Mein Neffe soll seit diesem Vorfall die Leute ziem»lich ungeschoren lassen.«

Ein quæ pro quo.

»Um Gotteswillen!« rief ein Bauer in der französischen Zeit, indem er in das Zimmer eines Oldenburgischen Advocaten trat, »schreiben Sie mir nicht wieder solche Briefe,« und legte dabei ein zerknittertes Papier auf den Tisch. »Meine Frau hat einen fürchterlichen Specktakel über die Aufschrift gemacht.« — Der Anwald ergriff das Hingelegte und fand einen Brief addressirt:

A Monsieur Claus N. à Butteldorf.

»Aber Claus,« bemerkte dieser, »das ist der Gebrauch so: man »schreibt jetzt die Addressen französisch.« »Ach!« rief der Bauer kopf»schüttelnd, »laßt doch das verdammte zweite Wort weg. Meine Frau »sieht eine Beeinträchtigung ihrer häuslichen Rechte darin. Denn »der Maire hat ihr gesagt, das verdammte Wort hieße **Herr**: »Wat! Du wullt **Herr** sien? (Was! Du willst **Herr** seyn?), so »geht es den ganzen Tag. Schreibt das verdammte Wort nie »wieder; denn so viel Zutrauen sie auch in Eure Kenntnisse setzt, »so soll ich Euch doch alle Acten nehmen und einem andern Ad»vocaten geben, wenn Ihr noch einmal so an mich schreibt. Und »kann es nicht anders seyn und müßt Ihr durchaus französisch »schreiben, so macht diese Addresse, die meine Frau allenfalls hin»gehen lassen will.«

Bei diesen Worten gab er dem Sachwalter einen Zettel, worauf die Worte:

»**A Monsieur Gesche Margerethe N. à Butteldorf.**«

standen.

Oldenburg.
Redacteur: **Theodor von Kobbe.** Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 10. Donnerstag, 7. Juni. 1838.

Suum cuique!

An den Herrn Geheimen Staatsrath M....

Man hat gewiß großes Unrecht, wenn man die Compilatoren geistlose, dumme Menschen schilt. Ich liebe die Compilatoren, denn ich lerne aus ihren Büchern und bin ihnen dankbar. Was ihre Verdienste betrifft, so muß ich ihnen das Größte von allen zugestehen, mich zu belehren. Es wäre abscheulicher Undank, sie nicht lieben und verehren wollen. So liebe und verehre ich nun auch den Herrn Dr. J. E. Nürnberger, der ein Buch geschrieben hat: Natur- und Gewerbswissenschaftliche Berichte ꝛc. Kempten 1837. — Ich eile, dem Hrn. Dr. Nürnberger einen Dienst zu leisten, einen Irrthum in seinem Buche zu berichtigen. Seite 54 in demselben heißt es:

»Eine andere optische Frage, welche die Naturforscher »in der neuesten Zeit wieder sehr lebhaft beschäftigt hat, »betrifft den allerdings merkwürdigen Umstand, daß wir die »Gegenstände, unerachtet wir sie mit zwei Augen sehen, »und also zwei Bilder, nämlich auf der Netzhaut eines jeden »Auges eines, von ihnen erhalten, doch nur einfach erblicken. Je mehr man hierüber nachdenkt, je auffallender »erscheint der Umstand, und schon ältere Weltweise sind um

»eine hinreichende Erklärung desselben verlegen gewesen.« — Beiläufig bemerke ich hier, daß es mir ergötzlich war, in einem Buche, das mich belehren soll, welche große Fortschritte in Naturwissenschaften die neuere Zeit vor der ältern voraus habe, zu lesen, daß, in Ansehung eines heute noch nicht gelöseten Problems, schon ältere Weltweise in Verlegenheit gewesen, denn das Wörtchen schon erinnert unwillkührlich an den Anfang des Liedes vom Bettelvogt: »Ich war noch so jung und war doch schon arm.« — »Mir hat es bisher immer geschienen, als wenn man Behufs der einfachsten Erklärung auf die Art zurückkehren »müsse, wie der neugeborne Mensch das Sehen erlernt.« — Es folgt hier eine lange Schilderung der Unterrichtsmethode des neugebornen Menschen im Sehen, die mir ein Mißbrauch der Gewohnheit scheint, naturwissenschaftliche Erklärungen auf sehr vage Muthmaßungen zu gründen. Oder sollte Hr. N. wirklich so umständliche Mittheilungen von Neugeborenen erhalten haben? — »Gegen diese Erklärung, »wie einfach, natürlich und plausibel sie auch erscheint, erhebt sich nun die neueste Naturforschung, indem sie den »dabei vorausgesetzten gleichen Antheil beider Augen am »Sehen eines und desselben Objectes in Abrede stellt. Die »Optiker wollen nämlich beobachtet haben, daß man in jedem »bestimmten Falle nur mit einem Auge deutlich sieht, »während das andere Auge nur einen schwachen Antheil »am Sehen nimmt.« — Ich erspare Ihnen die folgende ausführliche Auseinandersetzung und erinnere Sie daran, daß sie Ihnen längst bekannt ist, daß wir sie aus dem Munde unsers geschätzten Freundes und Lehrers vernahmen, des verstorbenen Dr. S. Gall.

Alles, sagte er, was im rechten Winkel, aus einem Viertheil des Horizonts, in unser Auge fällt, erblicken wir passiv mit beiden Augen, bei dem activen Sehen aber, bei dem Fixiren eines besondern Gegenstandes, ist allemal nur ein Auge thätig. Halten Sie diesen Bleistift vor sich, beide Augen offen und halten Sie ihn so, daß er das Fen-

sterholz deckt; schließen Sie nun abwechselnd das linke und das rechte Auge, so wird in dem einen Falle der Bleistift seinen Platz behalten, in dem andern um eine bedeutende Strecke auf die Seite rücken und Sie werden daran erkennen, welches Ihrer Augen das gewöhnlich thätige beim Sehen ist, mit welchem Sie zu fixiren gewohnt sind. Sie erkennen aber daraus auch, daß Sie beim Fixiren eines Gegenstandes nicht durchaus gerade vor sich hin sehen, sondern immer so viel seitwärts, als Ihr fixirendes Auge von dem Mittelpunkte des Gesichtes zur Seite entfernt ist. Daher ist es so schwierig, in durchaus gerader Linie vor sich hin zu gehen; daher sehen Sie jeden, durch freien Gebrauch entstandenen Fußsteg nie in gerader Linie, sondern immer geschlängelt, weil die Ersten, die ihn eingebahnten, die Abweichung von der geraden Linie von Distanz zu Distanz immer wieder zu berichtigen gezwungen waren u. s. w. Fragen Sie mich nun nach dem Grunde dieser Erscheinung, so werde ich Ihnen antworten, wenn Sie mir erklärt haben werden, warum jedes Menschen, jedes Thieres, selbst der Neugeborenen, Gliedmaßen der einen Seite denen der andern nie durchaus gleich sind, warum kein Blatt einer Pflanze ein anderes derselben Pflanze genau deckt, warum überhaupt in der Natur vollkommene Symmetrie nie und nirgends zu finden ist. —

So sprach Gall zu uns in Paris, im Jahre 1809. — Herr Nürnberger sagt uns im Jahre 1833: die neueste Naturforschung stelle den von ihm vorausgesetzten gleichen Antheil beider Augen am Sehen in Abrede. Das ist der Irrthum, den ich zu berichtigen die Feder nahm. Ein Viertel Jahrhundert ist doch nicht so mir nichts, dir nichts, zu überhüpfen!

v. R.

Die gedoppelte Versuchung.

(Oldenburgische Humoreske.)

Ein vermögender, unlängst verstorbener Oldenburger Bürger hatte einen Garten vor dem Thore, den er einem Gärtner anvertraut hatte, welcher mit allem Fug den Namen »Bock« verdient hätte. Denn der Mann war ein untreuer Gartenhalter, und obgleich er, in den Mistbeeten wie im freien Lande, mit der meisterhaftesten Geschicklichkeit alle Frühlings- und Sommerfrüchte zu erzielen wußte, so ließ er doch seinen braven Herrn nur sehr selten etwas davon genießen, sondern verkaufte diese Dinge alle insgeheim an lüsterne Stadtbewohner und schob bei seinem Principal Alles auf Mißwachs, Trockenheit, Nässe, Sonnenbrand und Frost. Hatte der Herr, den seine vielen Geschäfte täglich an das Haus fesselten, gar selbst einmal die schwellende und reifende Frucht gesehen, sich mithin durch Augenschein des künftigen Genusses vergewissert, da kam am andern Morgen der ungetreue Schalksknecht, klagte über die böse Menschheit, stichelte auf die in bösem Rufe stehenden Gartennachbarn und schloß mit der Hiobsnachricht, daß seinem Herrn, das Traumbild des Magens, die gestern gesehenen schönen Früchte in der Nacht gestohlen seyen.

Vergebens hatten Leute, welche den Betrug kannten und sogar solche, welche ihn nicht kannten, denn von der letzten Sorte giebt es immer eine Menge Warner, die aus angeborner eigner Niederträchtigkeit jeden Menschen für schlecht und verdorben halten, den arglosen Herrn des Gartens gewarnt. Eine Jean-Paul'sche Gutmüthigkeit ließ durchaus kein Mißtrauen in ihm aufkommen.

Jetzt nahte gerade die Erdbeerenzeit. Auch hier erblühete bei Herrn Gutmann die Hoffnung auf Genuß, die aber nicht zur Frucht wurde. Denn Kilian ging noch früher zu Bette, als Hufeland sogar verordnet, stand aber dann mit dem Becker und Nachtwächter auf, und sammelte die kleinen rothen Beeren in der Sommernacht mit mütterlicher Aufmerksamkeit. Schon frühe hatten alte Weiber die mei-

sten gestohlenen Erdbeeren abgeholt, den Rest aber verkaufte der Betrüger ohne Scheu sogar in seiner Wohnung.

Das hatte der Sohn des Hauses, ein gewandter Weltmann, erfahren, es dem ungläubigen Papa hinterbracht, und als Prinz von Geblüt, als Liebling des Hauses, es endlich durchgesetzt, daß ein getreuer, dem Gärtner unbekannter Arbeiter zu einer Mission verwendet wurde, um von Jenem Erdbeeren zu erhandeln. Und siehe! Dieser kam mit reichlichem Maaße für wenige Groten zurück, und gar mit dem Anfügen: »die Dingerchen seyen jetzt recht im »Reifen begriffen, der Herr Canzleirath,« denn im Namen eines also Graduirten waren sie geholt worden, »könne »morgen noch mehr bekommen, der Herr esse sie doch nicht.«

»Ich freue mich meine Erdbeeren, wenn auch schwer »erkauft, endlich einmal vor mir zu sehen,« sprach der Hausherr. »Aber ich will sie nicht essen, denn ich möchte mir »zu dem Aerger den Magen erkälten. Thut sie in einen »Korb, bedeckt sie mit dieser Serviette und holt mir den »ungerechten Kilian.«

Der Gerufene erschien. —

»Wie steht es mit den Erdbeeren im Garten?« wurde er angeredet.

»Sie blüheten gut, sie rötheten sich sogar, aber sie sind »leider in der vergangenen Nacht gestohlen,« entgegnete Kilian achselzuckend.

»Spitzbube!« rief der Herr und schnellte die Serviette von dem corpus delicti. »Kennst du diese?« und zeigte dabei auf die geraubten Erdbeeren, die von einer ganz besondern Sorte und sonst in der Umgegend von Oldenburg nicht zu haben waren.

Kilian sah sich gefangen. — Da rief er in der komischsten Verlegenheit, in größter Herzensangst, indem er in das fromme Auge seines Herrn blickte: »Aber Herr Gutmann ist das recht, einen ehrlichen Kerl auf eine solche »Probe zu stellen? Heißt es nicht? führe uns nicht in »Versuchung!«

Es erfolgte eine Pause.

»Du hast am Ende Recht!« versetzte der Allzugutmüthige.» Nimm die dummen Erdbeeren mit, aber führe mich »nicht wieder in Versuchung, daß ich Dich in Versu»chung führe.«

Kilian ging, die Erdbeeren verschenkte er unterweges an Peter Wulf; übrigens bestahl*) er seinen Herrn nicht wieder. So viele Gutmüthigkeit hatte ihn doch beschämt. Als ihn aber die Reue zu sehr peinigte, da kündigte er seinem Herrn und suchte sich einen andern.

Wäre Kilian auch wohl gebessert, wenn er den Gerichten überantwortet worden wäre? Ich gebe es zu, daß man unsern Gutmann der Schwachköpfigkeit anklagen kann, ich aber vertheidige ihn mit den Worten Schillers:

»Was kein Verstand der Verständigen sieht;
»Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.«

Für lateinische Leser.

Der Professor und Director Struve in Altona parodirte in der Belagerungszeit Hamburgs, in welcher Altona nur zu sehr einer Einäscherung ausgesetzt war, wenn man irgend einen Angriff auf die Hansestadt unternommen hätte, die bekannten Virgilschen Verse:

Superet modo Mantua nobis,
Mantua væ miseræ nimium vicina Cremonæ.
Bucol. Eccl. IX, v. 27—28.

höchst sinnreich auf folgende Weise:

Superet modo Altona nobis,
Altona væ misero *nimium vicina* Hamburgo.

Miscellen.

Die Gräfin Rossi, geborne Sonntag, ergänzt materiell durch ihre Liebenswürdigkeit den Mangel an Geburt, den

*) Nach dem Oldenburgischen Strafgesetzbuch Art. 234. liegt hier kein Diebstahl sondern eine Unterschlagung vor. Dies zur Versöhnung juristischer Leser.

ihre Ehe nur formell geheilt hat und ist nicht allein eine der ersten, sondern auch der beliebtesten Damen in den vornehmern Gesellschaften. — Sie soll übrigens lieblicher denn je singen.

Der Bankhalter Chabert in Baden=Baden wird seine grünen Todtentische im Jahre 1839 verlassen. Er bezahlte früher etwa 27000 Gulden jährlich. Als nun ein gewisser Benazet aus Paris 45000 Gulden geboten hatte, offerirte Chabert noch 1200 Gulden mehr, was die Regierung nicht annahm. Außer diesen 45000 Gulden übernimmt Benazet die ganze Bauschuld der Badecasse und verwendet jährlich noch 5000 Gulden auf Bauverschönerungen. Bedenkt man nun die Ausgaben für die Croupiers, die Begräbnißkosten für unbekannte Selbstmörder, die sich in den Hallen der Freude und Gesundheit aus Verzweiflung erschießen, so gehört offenbar ein Höllenschlund, ein Zauberrachen dazu, die Thoren anzuziehen ihr Gold und Silber da hinein zu werfen.

Beiträge

für den Deserteller der humoristischen Blätter.

Von Dr. Adolf Stahr.

1) In einer Anzeige der Schrift: die sieben Göttinger Professoren nach ihren Leben und Wirken mit lithograph. Abbildungen (1838 61 Seiten), sagt der mit J. K. v. St. (doch wohl nicht Friedrich Karl von Strombeck??) unterzeichnete Recensent: »wünsche aufrichtig, daß das vorliegende Heft dazu beitragen möge, auf den literarischen Werth der besprochenen Männer aufmerksam zu machen.« Dieser Scandal steht wirklich und wörtlich zu lesen in der Jenaer Allgem. Literat. Zeitung vom März 1838 № 59. So tief ist dies einst berühmte Institut, für das Göthe und Schiller wirkten, gesunken!

2) Der alte Dresdner Kunst=Böttiger seeligen Andenkens hofmeistert in seinen hinterlassenen Weimarischen Klatschmemoiren Schillern, darüber, »daß er statt des Manheimer Buchhändlers Schwan Tochter zu heirathen und als Buchhändler ein glücklich Leben zu führen, aus leidigem Freiheitsdrange das traurige Dichterleben vorgezogen, und es nie zu etwas Reellem *) (der alte Schwan wollte ihm 50000 Gulden vermachen) gebracht habe.« — Wer's nicht glauben will, der lese die: Literarischen Zustände und Zeitgenossen, in Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger handschriftlichem Nachlasse, herausgegeben von seinem Sohne K. W. Böttiger. Leipz. 1838. Erster Band. Seite 134 ff. Gerade so, sagt Arnold Ruge (im Februarheft der Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst) würde sich das Pferd »wundern,« wenn es reden könnte, daß der Mensch ihm den Hafer vorgeschüttet, statt ihn selbst zu fressen.

3) In demselbigen Buche erzählt der alte Böttiger, daß selbst ein Herder Lafontaine's Romane dem Götheschen Meister vorgezogen. Welch' ein Triumph für die Verehrer der Muse des gemüthlichen alten Hallischen Feldpastors! Jetzt wissen wir doch, was wir von Göthe im Vergleich zu ihm zu halten haben.

Zur Nachricht.

Auf einige geschehene Anfragen beehrt sich die Unterzeichnete die Leser und Leserinnen der humoristischen Blätter zu benachrichtigen, daß noch ein Bruchstück aus Immermanns »Münchhausen« im Monate Juli in mehreren nach einander folgenden Nummern mitgetheilt werden wird.

Die Redaction.

*) Einen solchen prosaischen Schwanengesang habe ich auch in Norddeutschland oft genug gehört. D. H.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 11. Donnerstag, 14. Juni. 1838.

General Wardenburg *).

Am 29. Mai Morgens verschied, nach mehrmonatlichen Leiden, der hiesige General-Major und Kommandeur der Oldenburgisch-Hanseatischen Brigade Wardenburg, ein Mann von ächtem deutschen Biedersinn, strengster Rechtlichkeit, kräftigem gewaltigen Charakter. Einer der wenigen Krieger, welcher den Tag von Marengo gesehen, und gegen den gewaltigen Kriegesfürsten des neunzehnten Jahrhunderts von da an in fast allen Hauptschlachten gestritten, hatte er sich, die gelehrte Schule Oldenburgs, kaum dem Knabenalter entwachsen, verlassend, vom Bajonnette an zu einem der höchsten Grade militairischen Ranges durch Thaten und Verdienste emporgeschwungen, deren ausführlichere Schilderung einem mit dem wunderbaren Lebensgange des Verewigten Vertrauteren überlassen bleiben muß. Wie er der Sohn seiner Thaten war, so blieb er auch ein würdiger Repräsentant des Standes, der ihn zu seinen Gliedern zu zählen stolz seyn durfte. Streng gerecht gegen den letzten Tambour, wie gegen die höchsten Mitglieder seines Offizierkorps, barsch und derb gegen alle und jede Anmaßung, leutselig und freundlich gegen Niedere, wöhnlich und behaglich im geselligen Verkehre, erweckte schon seine,

*) Wir hoffen das Publikum baldmöglichst mit einem Nekrolog des Verewigten zu erfreuen. D. R.

durch die Kernhaftigkeit ihres innern Gehalts Jedem ohne Unterschied imponirende Persönlichkeit doch dabei zugleich jene Achtung und selbst Ehrfurcht, die man dem Verdienste, zumal wo es in der Gestalt eines Kriegerveteranen erscheint, so gern und mit einem so eigenthümlichen Gefühle eigener Befriedigung weiht. Schon der Anblick seiner gewaltigen, vom Alter noch ungebeugten kriegerischen Gestalt hatte Etwas, das jene Gefühle hervorrief, wie sich denn auch in der That sein ganzes Wesen nach den geschilderten Zügen in seinem Aeußern scharf und bestimmt ausprägte. Jene Sicherheit, mit der er gleichsam in sich selbst ruhend, seinem Erscheinen und Auftreten den Charakter der Ruhe und festen Beschlossenheit verlieh, erweckte unmittelbar das Vertrauen auf die Gewalt und Thatkraft, auf die sie schließen ließ. Und nicht leicht möchte in einem gleichen Kreise der Tod eines Mannes, in allen Ständen ohne Unterschied, tieferen Eindruck gemacht und herzlicheres Mitgefühl erregt haben, als hier der Fall war. Seit seinem ersten Erkranken verfolgte man im Publikum mit einer durch nichts geschwächten immer nur steigenden Theilnahme den Gang der schmerzvollen Krankheit, die ihn den gewohnten Kreisen entzog. Jede Aenderung, jedes Verschlimmern ward mit ängstlicher Befürchtung, jeder Funke von Hoffnung auf Besserung mit inniger Freude vernommen, und als selbst das Unvermeidliche nahe rückte, hielt man sich doch selbst immer noch mit der Illusion hin, daß die gewaltige Naturkraft, im Bunde mit sorgsamster ärztlicher Pflege, das Unmögliche bewirken könne. Ich habe manches Auge feucht gesehen, als auf seinen Wunsch an einem Abende die Regimentsmusik unter seinen Fenstern ihm »das Mantellied« spielen mußte, und noch heute, wo ich dieses schreibe, drängt es sich mir feucht in die Augen, wenn ich mir den alten Helden auf seinem Sterbelager und die Erinnerungen an zahllose Schlachten und Gefahren denke, die in jenen Augenblicken, wo das fliehende Leben gewaltsam mit dem Tode rang, bei jenen trüben Klängen an seinem inneren Gesicht vorüberziehen mußten. Jetzt ist er versammelt zu seinen vorangegangenen

Waffenbrüdern und zu den großen Feldherren, unter denen, und mit denen er in jenen denkwürdigen Jahren gekämpft und gestritten, geblutet und gesiegt hat.

Sein Leichenbegängniß war feierlich und würdig. Die für Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe seitens der Stadt mit Umsicht und Sorgfalt getroffenen Anstalten fanden in dem allgemeinen Mitgefühle ihre kräftigste Stütze, und trotz der Tausende, die sich zusammengeschaart hatten um den Zug zu sehen, fand doch nicht die allergeringste Störung der Feier statt, und kurz vor dem Beginn des Zuges herrschte, unmittelbar nach dem regsten Verkehre, in der langen Straße, durch welche derselbe hauptsächlich ging, eine wahrhaft feierliche Stille. Die Straßen waren überall bis zum Kirchhofe hinaus mit Sand bestreut. Die Artillerie und eine Truppenabtheilung zog voran, ihr folgte der Graf W., welcher die zahlreichen Orden des Verstorbenen auf einem Kissen trug. Auf dem Sarge, getragen von 16 Unteroffizieren, lagen Schwerdt und Sporen, Hut und Schärpe des Verstorbenen, zu seinem Haupte der wohlverdiente Lorbeerkranz. Hinter der Bahre das Trauerpferd, demnächst die trauernden Angehörigen. Hinter ihnen, sichtbar tief gerührt über den Verlust des treuen Dieners, Se. K. Hoheit der Großherzog, und ihm folgend in langem Zuge die höchsten Militair-, Civil- und Hofchargen, die Geistlichkeit, sowie Leidtragende aller Stände. Zum Schlusse das zweite Regiment, Gewehr im Arm. Aber nicht allein in dem langen Zuge befanden sich die Trauernden. Die Armen und Hülfsbedürftigen, die er still und geräuschlos unterstützt und getröstet, und vor Allem die Kinder, selbst die ärmsten und bettelhaftesten, ja diese vorzugsweise, die er erfreut, beschenkt, gekleidet, versorgt, waren nicht mit darin, und doch werden ihn diese gewiß nicht minder schmerzlich beklagen und bitter vermissen. Er liebte die Kinder*), die ihm das Geschick versagt hatte, und oft genug sah man ihn auf unsern Pro-

*) Am Weihnachtsabend trug der liebenswürdige Kinderfreund von Haus zu Haus reichliche Geschenke. Ist es nicht tief ergreifend, daß das Kindlein Jesus solche Boten wählt? D. H.

menaden halb umgeben von einem ganzen Gefolge solcher kleinen Wesen, die einen in zutraulicher Nähe mit dem »alten Herrn General« plaudernd, die andern in ehrfurchtsvoller Entfernung, auf- und niederwandeln, und ein wunderliches Gefühl beschlich mich jedesmal, wenn ich ihn an einem öffentlichen Orte eines dieser kleinen Wesen auf den Schooß nehmen und herzen sah. Die Kinder aber liebten ihn, und die Kinderliebe wird nur der reinen Liebe gezollt. Damit ist seinem Herzen der schönste Denkstein in hundert andern gesetzt, die seines Namens Gedächtniß auch in den weitesten Kreisen unserer Stadt und unseres Landes nicht untergehen lassen werden.

Am Grabe hielt der Kirchenrath Roth, der Beichtvater des Verstorbenen, eine kurze und aus dem Herzen kommende Rede. Alles stand unbedeckten Hauptes im weiten Kreise, und nach dem letzten Gebete erscholl die Trauermusik, die Geschütze donnerten, die Bataillonssalven krachten und dieselbe Erde, von welcher der Jüngling ausgezogen war, um nahe an zwanzig Jahre dem Zuge des Krieges durch ganz Europa, von Italien bis zu Rußlands Eisfeldern, von Torneo bis zu der Seine-Weltstadt, von Marengo und Austerlitz bis zu den Tagen der Berezina und von Waterloo zu folgen, — dieselbe vaterländische Erde empfing jetzt, nach mehr als vierzig Jahren, des Veteranen sterbliches Gebein.

Adolf Stahr.

Lupo.

Eine Novellette.

Es ist zufällig heute gerade ein Jahr, als Theodor B., so wollen wir einen recht bedeutenden Maler in einer norddeutschen Stadt nennen, schon in aller Frühe sich hastig an seine Staffeley setzte. Das Gesicht des Künstlers war nicht durch weichen Schlaf geglättet, es zeigte nicht die Ruhe des Morgens, — vielmehr zuckten unter den ungeordneten schwarzen Locken die unstät umher schweifenden Augen.

Und doch waren es nur Träume, wie wir bald sehen werden, welche den Maler von seinem Lager, das er seit wenigen Monaten mit seinem liebenswürdigen jungen Weibchen theilte, vertrieben hatten. —

In seiner Hand trug Theodor zwei Bilder, von denen das eine, bereits vollendete, einen braunen Wolfshund mit der Unterschrift: »Lupo, cane fidele«, das andere einen ziemlich bestaubten weiblichen Kopf in seinen ersten Umrissen darstellte.

Er betrachtete lange und nicht ohne Wehmuth abwechselnd beide Bilder, stellte dann, gleichsam einen raschen Entschluß fassend, das Bild des Hundes bei Seite und fing hierauf an das andere zu vollenden. Gar bald bestimmten sich die Linien deutlicher, es traten schöne und stolze Züge hervor, in welchen jeder Kenner nur zu deutlich das Angesicht einer edlen Römerin erkannte. — —

Theodor war der einzige Sohn eines deutschen in B. lebenden Schriftstellers, welcher, trotz eines nicht unbedeutenden Talents und einer seltenen Gelehrsamkeit, es, nach deutscher Poeten Weise, doch nur mit Mühe und entsetzlicher Anstrengung dahin hatte bringen können, sich und sein Kind vor dem Hungertode zu schützen. In jener Zeit war der Stern Fouqué am poetischen Himmel schon erbleicht, der Mond Clauren verdüsterte jedes andere Licht. Wären des alten Poeten B... Buchstaben und Gedanken nicht in fremde Dienste gegangen, d. h. hätte er nicht für seinen Hausherrn, einen gutmüthigen Copisten, Tag und Nacht abgeschrieben, und die in toller Prosa hingeworfenen Geburtstags- und Hochzeitsgedanken seines reichen Nachbaren, eines Bäckers, in die von dessen unverheiratheten langen Tochter aufgegebenen Endreime gebracht, — er hätte, vor Ueberfluß an Appetit, schwerlich die Confirmation seines Sohnes und damit die Aussicht auf eine sorgenlose Zukunft erlebt.

Theodor hatte schon in zarter Jugend ein Talent für seine Kunst gezeigt. Zwar blieb er lange Autodidact, da er, bei den beschränkten Mitteln des Vaters, nur einen ziemlich gründlichen Elementarunterricht bei einem Zeichnen-

lehrer der untern Klasse erhalten hatte. Es gelang ihm die Offenbarung des Unterrichts durch hingebenden Fleiß zu ersetzen und vor allen Dingen sich durch das Copiren guter Meister auszubilden. Uebrigens hatte ihn das Schicksal seiner Jugend wie das des armen Vaters ernst gemacht und menschenfeindlich gestimmt, wenn gleich die Natur ihn durch eine sehr schöne Gestalt für die übrigen Entbehrnisse des Glücks zu entschädigen gesucht hatte.

Der Neujahrstag des Jahres 1824 hatte den Grafen R.*) aus Holstein, während eines Regenschauers, in die Wohnung der copirenden Künstler, des Dichters wie des Malers, geführt. — Des Sohnes Talent hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Eingezogene Erkundigungen reiften bald den Entschluß in ihm, die Ausbildung des Letzteren von dessen Confirmation an zu übernehmen. Mit fürstlicher Freigebigkeit setzte er ihm die erforderliche Unterstützung zu einem Aufenthalte in Düsseldorf, Rom und München auf sieben Jahre aus. —

Vater und Sohn saßen überglücklich am Confirmationstage des letzteren zusammen. Um die bevorstehende Trennung zu erleichtern, hatte der Graf dem alten B... ein Dutzend Flaschen Wein und eine volle Börse gesandt. Während der Papa dem edlen Traubenblute, woran er so wenig gewöhnt war, nicht ohne Herzklopfen über die nahende Trennung von seinem Sohne zusprach, machte er zu seinem ihn wiederum mehr erheiternden Troste einen Ueberschlag, wie viel wol die Druckkosten seiner Gedichte, die ihm schon so viel Porto an nahe und entfernte Verleger verursacht hatten, betragen würden. — Aber siehe! plötzlich erblaßte er mitten in der Freude, und sank, vom Schlage gerührt, noch im Tode lächelnd über seine seeligen Hoffnungen, in die Arme des erschrockenen Sohnes.

Der Graf hielt Wort. Theodor machte in den eben

*) Das Sprüchwort

»Es ist nichts so fein gesponnen,
»Es kommt endlich an die Sonnen.«

gilt vom Guten wie vom Bösen.

genannten Städten schnelle und glückliche Fortschritte. — Die letzten Jahre brachte er in Rom zu, von denen er das Glück hatte, das zweite mit seinem Wohlthäter zu verleben.

An Entbehrung gewöhnt, lebte Theodor trotz seiner glänzenden Unterstützung, zu der noch einiger Erwerb kam, dennoch mäßig, und konnte von seinem Ersparten noch manchem armen Kunstgenossen spenden. Und doch fühlte er sich selten froh. Feinfühlende Menschen, die vom bittern Mangel in glücklichere Lagen kommen, empfinden nichts härter, als wenn die Eltern oder Versorger, die sich zum Theil mit für sie geopfert haben, diesen Glückswechsel nicht mehr erleben.

So gedachte Theodor mitten im Ueberflusse seines geschiedenen Vaters. Er lebte daher, außer in den Stunden, da ihn sein Wohlthäter zu sich bescheiden ließ, oder ihn in seinem Studio besuchte, nur seiner Kunst, täglich freilich mehrere Male von dem treuen Künstlerfreunde »Lupo«, besucht.

Welcher Deutsche, der in den ersten Jahren dieses Jahrzehntes in Rom ein Maler- oder Bildhauer-Atelier betrat, hat nicht Lupo gekannt, jenen Hund, der lieber verhungert wäre, als daß er einen Bissen von einem noch so vornehmen Römer genommen hätte, der immer nur die ausländischen und vor allen die deutschen Künstler nach der trattoria del lepri*), in der via condotti, begleitete, wo er sicher war, wenigstens in gleichem Verhältnisse mit dem ärmsten Künstler gesättigt zu werden?

Lupo war ein herrenloser Hund, deren es in Rom fast so viele, wie es in der Schweiz heimathlose Menschen giebt; welche in Betreff ihres Lebensunterhaltes auf ihre eigene Industrie angewiesen sind, wenn gleich beide die Polizei gefährdet. Uebrigens waren sein Herz und Verstand gleich schätzbar. Er hatte die Klugheit der Schlangen und war ohne Falsch wie die Tauben; Eigenschaften die ein Thier, auch wohl schon um seiner Natur willen, leichter

*) trattoria del lepri, zu deutsch: »Hasenschenke,« in Hannover ein hôtel, wo die Mitglieder der Stände zu logiren pflegen.

als ein Mensch zu erreichen vermag. — Wenn die herrenlosen Hunde in Rom zu stark sich mehren, da wird ihr Tod beschlossen. Die Rathsdiener Roms machen das Herodesgesetz alsdann bekannt, auf daß diejenigen Vierfüßler, welche das Glück haben, nicht herrenlos zu seyn, zu ihrer Rettung Stubenarrest erhalten. Inzwischen werden die leckersten mit Gift geschwängerten Gerichte für die unerfahrenen herrenlosen Köter auf die Straße gelegt. Gar viele derselben erliegen der List, die an das ehemalige Handgeld der Werber erinnert; erfahrene Hunde aber, wie Lupo, und vor allen solche, die zur Mittagszeit in Künstler-Gesellschaft sind, gehen nicht auf die Straße zu Gaste, und entgehen so dem Tode, wie mäßige Leute der Cholera.

Uebrigens verkannte Lupo seine schwierige Stellung in Rom nicht. Er hatte sich bei seinen zweibeinigen Landsleuten schon den Beinamen »tedesco« erworben und mancher derselben hatte ihm den schwarzgelben Tod geschworen.

(Die Fortsetzung folgt).

Nekrolog.

Am 27. Mai starb zu Bremen der Kaufmann Christian Friedrich Muth, dessen Thätigkeit, Rechtschaffenheit und Humanität sprichwörtlich zu werden verdient. Das Muster eines Bürgers in einem Freistaate wurde er den ihn liebenden Angehörigen, seinen zahlreichen Freunden und seinen Mitbürgern, leider! viel zu früh entrissen.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 Rthlr 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 Rthlr 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 12. Donnerstag, 21. Juni. 1838.

Lupo.

Eine Novellette.

(Beschluß.)

Ein Zufall steigerte indessen die Neigung des Malers gegen Lupo noch um Vieles. Als nämlich Theodor im August des dritten Jahres sehr angegriffen von einem gastrischen Fieber, und zufällig von Landsleuten und anderer Bedienung verlassen, danieder lag, benutzte irgend ein welscher Spitzbube diesen Moment, und wollte eben von dem ermatteten Kranken ungehindert dessen Sachen fortschleppen. Er würde auch seine Absicht erreicht haben, wenn Lupo nicht, wie ein deus ex machina, herbei geeilt wäre, und nicht eher die Waden seines Landsmannes wiederum zu dessen freier Disposition gesetzt hätte, bis dieser den Besitz aller ergriffenen Sachen aufgegeben hatte. Gerne hätte Theodor Lupo fortan nicht mehr entlassen, allein dieser liebte, gegen die Hundenatur, nach Künstlers Weise, die Unabhängigkeit, und verschmähte gar oft eine, selbst Theodors Einladung, wenn er seinen Besuch einem Andern zugedacht hatte.

Da nahte im flüchtigen Wechseltanz der Horen dem Jüngling die erste Liebe. Unfern der Fontaine Paul des Fünften begegnete ihm eine Jungfrau, die sein jugendliches Herz urplötzlich in ungekannte Flammenglut versenkte. Ob-

gleich sie ihn nur flüchtig zu beachten schien, so war auch ihr der Blick des Deutschen nicht entgangen. Sie trat in die nahe gelegene Kirche di St. Pietro in Montorio.

War Theodor gleich Protestant, so trug er doch Scheu mit seiner Liebe die heilige Handlung zu stören. Er erwartete das »Ite, missa est« draußen.

Die Römerin warf sofort beim Heraustreten aus der Kirche ihre feurigen Blicke auf den Jüngling, der noch immer wie angewurzelt auf dem Flecke stand, wo er sein Idol zuerst gesehen, und es kaum zu beachten schien, daß ein ihm folgender Römer der Dame seines Herzens die zärtlichsten Blicke nachsandte, die sich aber verfinsterten, als er einige Augenstrahlen auffing, welche sie auf Theodor heftete.

Dieser glaubte übrigens den Römer bereits in Thorwaldsens Werkstätte gesehen zu haben. Er irrte sich nicht, es war der Bildhauer Antonio Stamelli.

Die Schöne trat in das Eckhaus, wo sich die Strada Felice und Strada Pia kreuzen. Maler und Bildhauer blieben beide stehen und sahen sich wechselseitig mit großen Augen an. Da schlug eine Thurmuhr, welche Antonio zu seiner Entfernung zu bestimmen schien.

Er war kaum verschwunden, als die Römerin am Fenster erschien. Ihr auf Theodor gerichtetes Gesicht verzog sich bald zu einem Lächeln. Denn Lupo hatte den Maler gefunden und schien ihn mit den possirlichsten Gebärden an das Diner zu erinnern und gar nicht zufrieden damit zu seyn, daß dieser, ihn als Vorwand benutzend, nicht von der Stelle wich. »Um Gotteswillen! Guiseppa,« raunte er seiner alten Magd entgegen, welche mit einigen Fischen an ihm vorüber ging, »wer ist jener Engelskopf, der dort hin»ter seidenen Gardinen lauscht?« indem er auf das fragliche Haus zeigte. »Das kann Niemand anders als Ange»line seyn, obgleich ich sie nicht deutlich erkenne,« versetzte die kurzsichtige Guiseppa, »die Tochter des alten geizigen »Corelli, des einzigen Bürgers in Rom, der Weinberge hat »wie der Fürst Borghese. Vor zwölf Jahren habe ich dort »gedient. Nicht wahr, sie ist ein schönes Kind? Aber An-

»geline ist auch ein kleiner Teufel, gerade wie ihre Mutter,« endete die forteilende Magd.

Theoder folgte ihr bald, und erfuhr nun von der geschwätzigen Guiseppa, daß dem alten Corelli, der seine Tochter gewaltig hüte, lediglich durch die Violine beizukommen sey. — So geizig er nämlich war, sparte er doch kein Geld, um in den Besitz einer vorzüglichen Geige zu gelangen; hingegen konnte er es nie über das Herz bringen, ein solches Instrument wiederum zu veräußern.

Es war mithin keine andere Möglichkeit die Bekanntschaft des Vaters zu machen, als ihm mit einer guten Violine, die man ihm zum Verkauf anbot, zu nahen. Zu diesem Zwecke mußte Theodor, der selbst nichts von solchem Handel verstand, sich einigen Freunden anvertrauen. Sollten einige derselben diese Zeilen lesen, so werden sie sich auch nicht ohne Lächeln der vielen Abentheuer erinnern, welche vergeblich bestanden wurden, um eine Amati-, eine Guarnerius- oder gar eine Stradivarius-Geige zu erhaschen. Endlich entdeckte Guiseppa durch einen blinden Vetter, welcher Musikus in einem benachbarten Städtchen war, eine Violine, die nach einer gedruckten Bescheinigung eine Amati seyn sollte. Der von der ersten Liebe beflügelte Theodor zählte die dafür verlangten funfzig Ducaten*) und ging unverzüglich damit zum alten Corelli. Diesem mißfiel die Geige nicht, er verlangte sie aber zur Probe, was Theodor ihm gerne bewilligte, der die Bestimmung des Preises fortwährend hinausschob, um auf diese Weise einen Vorwand zu haben, seine Liebe desto öfterer zu sehen. — Angeline hatte sich schon bei dem ersten Besuche Theodors im väterlichen Zimmer eingefunden, die gegenseitige Neigung wurde täglich lebendiger zwischen beiden. Es folgte das Geständniß und endlich der Schwur ewiger Treue. Antonio Stamelli aber, welcher doch wohl sich bisher nicht ohne Grund

*) In Oldenburg sind ächte Geigen theurer, die eine unseres ersten Violinisten kostet tausend Thaler Gold, und einen Violinbogen zum Werth von sechs Pistolen, dennoch war der Verkäufer, selbst ein großer Meister vom Fach, lange bereit den Handel rückgängig zu machen.

eine Hoffnung auf den dereinstigen Besitz Angelinens gemacht hatte, abgewiesen. Zu seiner Ehre sey es indessen gesagt, daß ihn keine gewöhnliche Rache entflammte, daß er mit der Resignation des Ritters Toggenburg schied, weder den alten Corelli aufwiegelte, noch einen, zu jeder italienischen Novelle, also auch hier eigentlich nothwendigen, Meuchelmörder zu dingen suchte.

Dem Papa Corelli blieb übrigens das ganze Liebesverständniß ein Geheimniß. Traf er einmal den Geliebten in seinem Hause, so mußte die Amati-Geige zum Vorwande dienen. Er war auch zu sehr in seine abstracten Wissenschaften vertieft, um den Betrug zu merken, den man ihm listig genug spielte. Angeline aber sann inzwischen bis jetzt vergebens auf ein Mittel, die Einwilligung des Vaters zu ihrer Verbindung mit einem Deutschen ohne Rang und Vermögen zu erhalten.

Nach einigen Wochen des ersten Rausches gab die nähere Bekanntschaft mit Angeline seiner Liebe aber einen düstern Anstrich. Sie war von Guiseppa nur zu wahrhaft geschildert; eine ihr inwohnende dämonische Kraft verbitterte die süße Rolle ihres Cicisbeos auf eine sehr herbe Weise. Herrisch und rechthaberisch nährte sie dabei den ewig glimmenden Heerd der Eifersucht, welcher bei der leisesten Veranlassung in die hellsten Flammen ausbrach, und da ihr der Maler mit seiner deutschen Liebe hiezu gar keinen Grund bot, übertrug sie die Liebesmißgunst sogar auf den treuen Lupo, der nicht ohne Widerwillen und Gretchenmäßige Antipathie es erst unter Stockschlägen erlernen mußte, die ersten Brocken von ihrer Römerhand anzunehmen. —

Ewig grübelte Angeline über den Inhalt der deutschen Zettel, welche Lupo gar oft in seinem Halsband trug, und welche Neuigkeiten, Aufforderungen zu Spazierfahrten und dgl. m. enthielten. Eine fixe Idee ließ sie allezeit billets doux und verliebte Abentheuer ihres Geliebten ahnden. Als sie endlich mit dem Geständniß herausrückte und Theodor sie erst lächelnd dann ernst belehrte, war die Wurzel des Wahns schon zu fest geworden. Da half kein Ausre-

den mehr. — Vergebens suchte Theodor bei seinen neckischen Landsleuten die Halsbandpost zu unterdrücken. —

Die deutschen Maler, unter ihnen, wenn ich nicht irre, die bekannten Künstler Riedel, Kirner, Nehrlich und Winterhalter, hatten sich zu einem Ritte nach Veji verabredet und Theodor die Theilnahme versprochen. Er wollte auch so eben seinen Esel, vom treuen Hunde begleitet, besteigen, als er ein Billet von Angeline erhielt, welche ihn dringend bat, unverzüglich zu ihr zu eilen. Theodor gehorchte. Er fand Angeline weinend. Sie überschüttete ihn mit Küssen und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, nicht nach Veji zu reiten. — »Ich habe den Landsleuten mein Wort gegeben, sie in Veji oder wenigstens in la Storta aufzusuchen,« versetzte er bestimmt.

Angeline fing an zu schmollen, dann zog sie Lupo an sich, fühlte an seinem Halsband und fütterte ihn mit Kuchen.

»Ich hoffe Dich heute Abend freundlicher zu sehen,« sprach nach ziemlicher Pause der Maler. »Gehab Dich wohl! Komm Lupo!«

Aber während Angeline wie an der Leiche einer Nebenbuhlerin starr auf den Hund blickte, ergriff den Maler Entsetzen. Lupo hauchte krampfhaft sein treues Daseyn zu den Füßen seines Gönners aus.

»Ungeheuer!« rief Theodor ahnungsvoll. »Hast Du »dieses Thier vergiftet? Bekenne!«

»Ja! ich that es, ich hoffe Deinem Herzen doch näher »zu stehen, als die unbekannte Buhlerin, die Deiner jenseits »der porta del popolo harrt, und als dieser elende Hund,« rief Angeline in einen wahnsinnigen Thränenstrom ausbrechend, Theodor zugleich mit glühenden Küssen umschlingend.

Aber dieser entwandte sich den Höllenflammen. — Sein Entschluß stand fest. Er eilte nach Veji's Ruinen. Hier gab er vor, daß sein Wohlthäter seine Rückkunft verlange. — Er schrieb keine Sylbe an Angeline, er sprach kein Wort mit seinen Landsleuten über den ganzen Vorfall. Noch bis zum heutigen Tage weiß die deutsche Malerwelt

nur, daß ihr Lupo auf einer Tour nach Veji, aber nicht auf welche Weise er verunglückt ist.

Theodor durchreiste Deutschland. Er konnte Angeline, von der er bald erfuhr, daß sie sich an Antonio Stamelli verheirathet habe, nicht ganz vergessen. Erst im jetzigen Orte seines Aufenthaltes war es der schönen Emilie, der Tochter eines begüterten Kaufmanns, einer gar zierlichen deutschen Blondine, gelungen, die Züge der Römerin an einem Tage zu verwischen, an welchem Theodor das Bild Lupos vollendet und die ersten Lineamente seiner Angeline entworfen hatte.

Die Anstellung Theodors als Hofmaler, sein glänzender und guter Ruf, vermochten den Schwiegervater bald, die Liebe der Tochter zu segnen. Theodor und Emilie wurden, und zwar auf den Wunsch des Vaters, eines gebornen Bremers, im dortigen Dome verbunden.

Indessen hatten sich die beiden Charactere noch nicht ganz in einander gefunden. Wenigstens schien Emilie dem Maler zu kalt, zu vernünftig, und war sogar am Abende, ermüdet von häuslichen Geschäften, bei einer Abhandlung Theodors über Kunst und Alterthum, welche er ihr vorgelesen hatte, eingeschlafen. Ihr baldiges Erwachen war mit einer Bitte an ihren Mann, nicht zu viel Wein zu trinken, begleitet gewesen. Denn der Arzt hatte dem Hitz- und Tollkopf alle reizende Getränke verboten, und die sanft liebende Frau dafür zum verantwortlichen Minister gemacht.

Voll Unmuth hatte sich Theodor zur Ruhe gelegt. Perfide Träume hatten ihm Angelinens reizende Gestalt vor die im Traum befangenen Sinne geführt. Diese hatte ihn so süß um Vergebung gebeten, ja, Lupo sie und ihn abwechselnd, als sey nichts vorgefallen, gekos't.

Träume können bis zum ersten Mittagsessen wunderbar wirken. Theodor hatte das Bett verlassen, er wollte die Züge nicht aus seiner Seele entschlüpfen lassen, die so lebhaft vor ihm standen. — Er malte mit Hast. Lupo, der getödtete, hatte ja vergeben, und Lupo, was war Lupo denn am Ende? Ein Hund, eine Sache, weiter nichts. —

Jetzt knarrte die Thüre. Emilie trat ein, eine Tasse Kaffee in der Hand, nahte sie. Vergieb der Langschläferin, und nimm, was ich Dir freundlich darbiete, sprach sie. — Aber nachdem Theodor nicht ohne komische Verlegenheit den Trank genommen, ihn an die Lippen und dann unwillig auf den Tisch gesetzt hatte, rief er aus: »Das schmeckt ja »wie Gift, flau wie der Tod.«

Schon ehe diese harten Worte ertönten, war Emiliens Gesicht verdüstert. Denn der ihr wohlbekannte Grundriß Angelinens, von der Theodor oft erzählt hatte, war, wie ein Blumenbeet im Mairegen, in so wenig Morgenstunden gar zu sehr gefördert. —

Es erfolgte hierauf eine stumme Scene, in welcher die Gewitterschwüle anfing sich zu entladen. Theodors Augenblitze wurden milder, als Emiliens Thränen flossen. —

Da plötzlich ertönte ein Posthorn vor dem Hause. »Wohnt hier der Herr Hofmaler Theodor B...?« scholl es unten, die Treppenstufen knarrten alle gleichzeitig, dann hörte man einige eilige Fußtritte. Die Thüre ging auf, und in den Armen des verdutzten Ehemannes lag sein hoher Mitbeflißener der Maler R..., welcher direct aus Rom kam.

»Ist das Deine Frau?« fragte der Freund, dessen Scharfblick es nicht entging, wie schnell Emilie bemüht war, die ersten Ehestandsthränen zu trocknen, und, da ein Blick auf das Bild der ihm wohl bekannten Angeline ihn bald zu ahnenden Schlußfolgerungen leitete, fuhr er bei der stummen Bejahung fort: »Was! und hast noch der verworfenen Angeline Bild, wenn so ein Engel Dich anlacht? »Fort mit dem römischen Weibe in Gegenwart der deut»schen!« endete er, indem er mit seiner ihm eigenthümlichen Lebendigkeit das Bild ohne Weiteres und ungehindert in den Winkel warf. — »Denke Dir, Angeline hat nach Dei»ner Abreise den Bildhauer Antonio Stamelli geheirathet, »und denselben aus völlig grundloser Eifersucht vergiftet. »Sie wurde drei Tage vor meiner Abreise eingezogen und »wird dem Arm der Gerechtigkeit nicht entgehen.«

Theodor erblaßte bei dieser Nachricht. Kaum wagte

er sein, durch eine solche Allianz in den besten Humor versetztes und zu aller Versöhnung geneigtes, sich an ihn sanft schmiegendes Weib zu küssen, das ihm auf seinen Wunsch den noch nicht erkalteten Kaffee abermals mit den Worten reichte: »Ach! nimm es nicht übel, lieber Mann! ich habe »Dir, auf Anrathen unsers Arztes, Rockenkaffee bereitet, »den die Tante aus Varel mir geschickt hat. In Olden»burg tractirt man damit in den ersten Gesellschaften, und »behauptet, er sey von dem Moccakaffee nicht zu unter»scheiden. Wer das Gegentheil findet, wird als ungebildet »verschrieen. Die Tante hat dabei die gedruckte Empfeh»lung des bekannten Doctor Meier mitgeschickt, die ich Dir »gelegentlich vorlesen werde, wenn Du dabei nicht einschla»fen willst, wie ich es leider gestern bei Deinem Manuscrip»te über Kunst und Alterthum that.«

Der angekommene Freund hatte diese Worte nur halb beachtet. Seine Blicke waren auf Lupos Bild geheftet gewesen, und nicht ohne Rührung sprach er mit bestätigendem Tone die Worte: »Lupo, cane fedele!«

Eine Grabschrift von Baggesen *).

Der Euch kuschen gelehrt, dem Ihr die Peitsche geleckt oft,
Liegt begraben allhier, jetzt kommt Ihr Hunde und — —
— — bellt.

*) Die obgedachte geistreiche nur zu oft passende Inschrift des verstorbenen dänischen und deutschen Dichters ist meines Wissens noch nicht gedruckt. Fiat applicatio!

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 13. Donnerstag, 28. Juni. 1838.

Der grüne Kohl*).

Ich war schon ein nicht ganz junger Junggesell, erzählte mir ein alter jovialer Mann, als mich das Schicksal, welches mir bereits zwei Bräute durch die sicher mähende Sense des Todes kurz vor der ehelichen Verbindung von der grünen Seite des Lebens gerissen hatte, nach Aurich in Ostfriesland führte, wo eine Waise, zwar über die ersten Blüthen der Jugend hinaus, aber doch noch nicht stark in den Neunundzwanzigen, meiner, nach ihren Briefen, mit einer Zärtlichkeit zu harren schien, wie Romeo dies von Julie nur immer hätte verlangen können. Ich hatte mich gut conservirt, Lebensversicherungen hatten um meine Reception gebuhlt, und noch immer ward ich, par excellence, selbst von den besten Tänzerinnen in den Cotillon geholt; was Wunder also, daß in mir lebensfrohem Menschen, in der mich so freundlich verjüngenden Welt, endlich die Gefühle eines Jünglings erwachten, welche die Studirten, so recht bezeichnend, eingedenk ihrer alten Universitätsjahre, mit dem Worte »Burschikosität« andeuten.

*) Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort (№ 1. vom 5. April 1838) die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer, seinen früheren humoristischen Arbeiten ein Plätzchen anzuweisen. Er macht hiemit von dieser Vergünstigung mit freundlichem Dank Gebrauch.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich hatte kaum Kotzebue's Lied, was so Göthisch klingt, und täuscht wie ein unausgebrütetes Kukuksei, das in fremde Nester gelegt ist,

»Ueber die Berge mit Ungestüm
»Vor der Liebe ein Jüngling lief u. s. w.«

gesungen, als ich, selbst langsam in den Moorwegen gezogen, einen in dieser traurigen Erdschocolate wandelnden Barfüßler erblickte.

Es ist leicht, mit Verliebten umgehen, wenn man Geld von ihnen haben will, lehrt Knigge in seinem, sonst so seichten, Umgang mit Menschen. Sehr wahr; denn kaum war mir Göthe's Spruch:

»Edel sey der Mensch,
»Hülfreich und gut,«

eingefallen, als ich anhalten ließ und den Pilger nach seinem Gewerbe fragte. »Ich bin ein Rothgerbergesell,« war die Antwort des sein Haupt entblößenden Wanderers. »Also »doch kein Weißgerber?« entgegnete ich. »Nein, uf Ehre »nicht!« betheuerte er stolz. »Nun,« versetzte ich, »dann »bitte ich Sie um die Ehre, mit mir nach Aurich zu fahren, und bemerke Ihnen dabei, daß Sie fordern können, »was unterweges die Küchen und Keller der Wirthe vermögen. — Gegen Weißgerbergesellen,« den Handwerksneid, die Contrerevolution Gellerts: Bewahrt und verwahrt das Licht, wohl kennend, fuhr ich fort, »habe ich immer »eine Art von Malice gehabt.« — »Die Idee ist nicht übel,« entgegnete dieser, »ich habe auch nur einen einzigen Weißgerbergesellen gekannt, den ich schätzte, und das war mein »Cousin, der sich nachher ufrappelte und Rothgerber wurde.«

In unsern aufgeklärten pharisäischen Zeiten, wo man nur so viel Liberalismus hat, um den höheren Stand hinter dem Rücken zu verspotten, wird das Studium der Handwerksburschen arg vernachlässigt. Und doch findet man in ihrem Gespräche treffendere Bemerkungen über Deutschland, als manche der gelehrten Frau von Stael erscheinen.

Ich ließ mir von seinen harten Lehr-, wie von seinen ersten glücklichen Wanderjahren erzählen, und hielt in den

Wirthshäusern treulich mein Wort, ihn zu bewirthen. Meine Laune stieg, wie sich Magen und Herz meines Clienten erwärmten.

Als wir aber, unsern Aurich, an ein Gehöft kamen, in dem langer grüner (brauner) Kohl stand, wurde er ernsthaft und still. »Herr!« rief er aus, »der grüne Kohl erinnert mich an meine Leiden. Zwei Bräute sind mir aus »Gram gestorben, weil ich kein Brod hatte, sie zu ernähren, »und doch gönne ich jedem Menschen sein liebendes Mädchen. Sie sind gewiß auch verliebt, sonst wären Sie nicht »so spendabel.«

Nicht ohne Bewegung, durch eigene Erinnerung, sah ich den Redenden erstaunt an, und wollte schon um Erläuterung seines dunkeln Spruchs bitten, als dieser fortfuhr: »Ja, es ging mir mit den Mädchen, wie jetzt mit »dem braunen Kohl. Dieser ist nämlich mein Leibgericht. »Seit zwei Jahren auf der Wanderschaft, ohne Arbeit zu »finden, sehne ich mich immer nach diesem Essen, das ich »heißhungrig verschlingen würde, weil ich mir einbilde, daß »es meinen, von kalter Kost, Bier und Branntwein erschlafften Magen stärken wird. Allein das Schicksal hat es anders »beschlossen. Frage ich die Meisterin auch noch so freundlich: mit Gunst, wann essen Sie ein mal braunen Kohl? »so heißt es entweder: Gestern hättet Ihr kommen sollen, »oder: Uebermorgen, aber so lange dürft Ihr nicht bleiben.«

»So geht es mir immer, »gestern oder übermorgen,« »aber obgleich ich auf diese Weise keinen grünen Kohl erhalte, so freue ich mich doch, daß er auf der Welt ist, »und werde den Menschen nicht gram, die ihn essen.«

»Edel gedacht!« versetzte ich nicht ohne Rührung; »so »denkt kein Weißgerber.«

»Wohl möglich!« versetzte jener; »ich bin aber auch »ein Rothgerbergesell.«

Cochelorum.

Mein Neffe war im Jahrmarkt in eine Taschenspielerbude gegangen. Wie begeisterte ihn der Taschenkünstler, der dem ungewohnten Auge des Knaben tausend Wunderdinge vorführte, die sein kleiner Verstand in dem großen Reiche seiner Phantasie nicht gehörig aufzufassen vermochte. Von nichts, was sich im bunten ewig frischen Wechsel zeigte, wurde er aber so ergriffen, als dadurch, daß der Philadelphia utilis sein Taschentuch vor allen Augen zerschnitt, und es mit dem Zauberworte: »Cochelorum!« dem Knaben ganz unversehrt wieder zustellte.

Als der kleine August zu Hause kam, stibitzte er eine Scheere, zerschnitt sein schon ein Mal durch den Wunderruf curirtes Taschentuch, und sprach nun mit Berge versetzendem Glauben das Wort »Cochelorum« aus. Aber vergebens wiederholte er es drei Male. Der Zauberlehrling hat das Wort behalten, und doch eint es sich nicht wieder. Selbst da keimt noch kein Gedanke von Mißtrauen gegen den Meister in seiner gläubigen Seele auf. Er lies't die einzelnen Stücke des Tuches sorgfältig zusammen, und eilt dann zu dem vor seiner Bude trompetenden Gaukler, dem er mit beiden Händen das polnische Taschentuch vor den Mund hält, indem er bittend ausruft: »Sagen Sie doch Mal Cochelorum, ich bekomme sonst Schläge von der Mutter.«

Der Taschenspieler lacht, der Knabe weint, und ist um seinen Himmel betrogen. Das war das erste Mal, lieber Neffe! Werde nur größer, Du wirst noch Vieles hören und sehen, was Dich begeistert, und am Ende weinend ausrufen: »Das war auch nur Cochelorum!«

Der Hundefreund.

Ein alter, braver, in vorjenaischen Kriegsdiensten erzogener Offizier, der das Wort Feindschaft nur in der Schlacht kannte, übrigens die Wissenschaft und Grammatik zu ver-

achten pflegte, weil er die Erfahrung gemacht hatte, es sey einerlei, ob man zu seinen Kameraden sage: »Frühstückt bei mir oder bei mich« (sie wären in beiden Fällen gekommen), hatte einen Hund, dessen Geschlecht er ungemein liebte, zum Geschenk erhalten. Der Geber hatte ihm dabei den Namen des Hundes mit dem Worte »Lyon« bezeichnet, und hinzugefügt, daß er aus der Stadt gleiches Namens in Frankreich sey. — Der alte Preuße suchte vergebens, mit junkerhafter Hundekenntniß, in Cäsarischer Eile die Liebe des Herrn Lyon zu gewinnen. Es schien, als ob der Nationalhaß der Franzosen wider die Preußen auch in dem Menschengeschlechte zweiten Grades, den Hunden, noch nicht erloschen sey, und nur mit der größten Mühe hatte er es binnen vier Wochen so weit gebracht, daß der Hund schwanzwedelnd auf den doppelten Ruf »Lyon!« vielleicht nur mit Erinnerung an erhaltene Leckerbissen, sich langsam seinem Herrn näherte.

Da war dieser einmal mit seinen Bekannten in die Kegelbahn gegangen, gefolgt von seinem Hunde, der sich keck beim Beginnen des Spiels vor die Musenzahl der Kegel stellte. Der alte Herr wollte ihn rufen, aber indem entschlüpfte der Name des Hundes aus seinem ungeübten Gedächtnisse. Phrasen, wie: »Komm hier, ici, Hund!« bewegten den anonymen Köter nicht. —

»O, du böser Hund!« rief der alte Preuße, und suchte ihn vergebens von der Bahn zu treiben. »Es ist Ihr Landsmann!« rief er einem Franzosen zu. »Ach, nennen Sie mich doch einmal alle Städte Frankreichs.«

Der höfliche Franzose willfahrte mit Paris, Marseille, Bordeaux, Straßburg und mit den übrigen kleinen Contrefaits von Paris. Alles vergeblich. — Die Mitspieler drängten. Der Hund blieb unbeweglich.

»Nun, meinetwegen!« rief der alte Thierfreund dem Hunde zu; »ich habe das Meinige gethan; laß dir todt werfen, ich kann dir nicht rufen!«

Der Diebstahl.

Vor achtzig Jahren fuhr ein schlichter Landmann aus der Umgegend in die nunmehrige Großherzogliche Residenz, damalige dänische Provinzial-Stadt Oldenburg. Unterwegs hatte ihn ein Mädchen, welches eine Schachtel unter dem Arme trug, gebeten, eine Strecke mitfahren zu dürfen. Der mitleidige Bauer hatte es ihr erlaubt. Das Frauenzimmer war am Thore abgestiegen, hatte aber die Schachtel auf dem Wagen gelassen. — Sorgsam trug der Mann diese in das Haus eines Bürgers, der die unverschlossene Kapsel öffnete, und ein neugebornes gesundes Kind in derselben fand. Der Bauer stand wie versteinert. Den zornigen Verdacht seiner bösen Frau, die Lächerlichkeit des Vorfalls, sobald er eclatirte, fürchtend, bat er den Bürger um ein Mittel, ihn aus der Schlinge zu ziehen. Dieser, ein lustiger Vocativus, nahm die Schachtel mit dem Kinde, und legte sie, da es bereits Abenddämmerung geworden war, auf den im Hause stehenden Wagen, den er vor die Thüre zog, mit den Worten: »Die dänischen geworbenen Soldaten stehlen es gewiß gleich.« — Gesagt, gethan! Bald nahte ein kürzlich ausgeprügelter Tambour, und nahm den Land-Moses mit sich. Glücklicher Weise war er nicht roh genug, dem Leben des Kindes zu schaden. Er trug es zu seinem Hauptmann, und nach einem Streit der Behörden über das forum originis und die Paternität, wurde es auf Kosten des Invaliden-Fonds erzogen. Man behauptet, daß eine jetzt in Frankreich ausgezeichnete Künstler-Familie von diesem Findling, der, mit Dankbarkeit gegen seinen Finder, erst Tambour, zuletzt Violinist wurde, abstamme.

Prediger Salomonis. Kap. 7, V. 2.

Ein alter Oelmüller in Holland, der durch allerhand Schlechtigkeit, und besonders durch trügliche Verfertigung seines Fabrikats, sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben

hatte, fiel in seinen alten schlechten Tagen auf die Idee, wodurch so manche schwache Greise sich vor dem Tode zu schützen vermeinen, ein neues Gebäude aufzuführen. Er vollendete es; da ihm indeß nun eine passende Inschrift fehlte, ging er zu seinem Nachbar, einem alten Notar, der von solchen Rathschlägen eine bekannte geistige Niederlage hatte. Dieser, der den heuchlerischen Sinn des sündhaften fragenden Bauherrn kannte, schlug ihm vor, etwas aus der Bibel zu nehmen, was jener unverzüglich mit frömmelnden Blicken annahm. »Nehmt,« rief der alte Jurist, »Prediger Salomonis. Kap. 7, Vers 2. Beter is een gode name, dan gode olie.« — (Nach Luther: »Ein gut Gerücht ist besser, als gute Salbe«). Das Wort Olie (Oel) ergriff den Müller, und schon war er bereit, diese Inscription dankbar anzunehmen, als er sich doch besann, wie viel er dem Oel verdanke, und wie ungerecht es sey, die Quelle seines Reichthums sothaner Weise zu verspotten. — Er theilte auch diese Ansicht dem Notar mit, und bat um eine kleine Abänderung des Spruches. »Nun wohl,« sprach dieser, »so nehmt Gode olie is beter dan een gode name.« (Gutes Oel ist besser als ein gut Gerücht).

Der Sprachkenner.

»Es ist curios,« sagte ein Hamburger jüdischer Kaufmann von einem seiner redseligen stutzerhaften Glaubensgenossen, der sich piquirte, ein besonderer Kenner fremder Sprachen zu seyn, »es ist sehr curios, mit Herrn Cohen seinen »Sprachkenntnissen. Ich war zwanzig Jahre in England, »und habe die englische Sprache gewiß ziemlich wie meine »Muttersprache gelernt, wenn sie aber Herr Cohen spricht, »verstehe ich kein Wort. Französisch hab' ich all' mein Leb»tage nicht gelernt, und verstehe die Sprache nicht, wenn »Herr Cohen sie aber spricht, verstehe ich jedes Wort.«

Der Debitor an den klagenden Creditor.

Schau gnädig meinen Bären an:
Ich hab' kein Geld in cassa,
Und wenn er nicht gleich tanzen kann,
Sey Du nicht gleich der bassa.

Der Menschenfeind und Hundefreund.

Gespräch.

K.

An Ketten legst Du Deinen Poll.
Den treuen Hund, was soll das heißen?

F.

Die Menschen sind jetzt gar zu toll,
Ich thu's aus Furcht, daß sie ihn beißen.

Kaleidoskop der Ideen.

»Mir träumte von Ihnen, Frau Majorin!« »Gar zu gütig, es war eigentlich meine Schuldigkeit von Ihnen zu träumen, Frau Obristlieutnantin!«

Ein Portraitmaler parirt, daß er wenigstens so gut trifft, als ob das Bild ein weitläuftiger Vetter des zu Malenden wäre.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 Rthlr 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 Rthlr 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 14. Donnerstag, 5. Juli. 1838.

Grabbe's letztes Werk *).

Von Dr. Adolf Stahr.

»Stille im Hafen,
Ein grau Einerlei;
Und die Kühnen sie schlafen —
Alles vorbei!«

Der Tübinger Aesthetiker Friedrich Vischer hat in seinem sonst vortrefflichen Artikel: Dr. Strauß und die Würtemberger (im Märzhefte der Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst № 68. S. 538 ff.) folgendes Urtheil über Grabbe drucken lassen:

»Einen Dichter wie Grabbe können wir (d. h. die Schwaben) nicht als eine schauderhaft erhabene Erscheinung ansehen, und wegen seiner bekannten moralischen Versunkenheit, als hätte er den fürchterlichen Riß seiner Seele nothwendig mit Crambamboli ausfüllen müssen, gar noch bedauern. Er ist uns einfacher Schnappslump, der einiges Dichtertalent dadurch verderbte, daß er sich durchaus zu einem Kraft- und Saftgenie aufblasen wollte.« Nach einer sofort folgenden Exemplifikation wird ihm »jede Ader reinen poetischen Gefühls« abgesprochen.

*) Der Herausgeber behält es sich vor, seinen Lesern einige Notizen über Grabbe und zu gleicher Zeit einige Briefe des Verewigten mitzutheilen.

Mit ihrer Erlaubniß, Herr Vischer, dies Urtheil ist in keiner glücklichen Stunde hingeworfen. Wir könnten leicht in die Versuchung kommen, einen wohlfeilen Witz darüber zu machen, und sagen, es sey ein Schwabenstreich und gebe sich ja für nicht mehr als für einen solchen aus. Aber das hieße einen Mann nicht nach seiner Ehre behandeln, der durch sein Werk »Ueber das Erhabene und Komische« unsere Achtung und Neigung gewonnen hat, ein Werk, das seinen Namen schnell über ganz Deutschland hingetragen und ihn gewissermaßen zu einer Autorität in Sachen der ästhetischen Kritik gemacht hat. Aber eben darum, weil ein tüchtiger Mann und kein Lump hier über den unglücklichen Grabbe den Stab bricht, geziemt sich eine ernste Erwiederung. Es ist aber jenes Urtheil nicht bloß ein unrichtiges und ungerechtes, sondern auch, was freilich schon implicite in dem Letztern liegt, ein hartes, liebloses und gefühlverletzendes. Und hier wollen wir nicht den Schutzmantel der Grabespietät in Anspruch nehmen — obschon das alte de mortuis doch seinen schönen tiefen Sinn hat — sondern die Wahrheit der Sache selbst, und Herrn Vischer vielmehr an den frischen Rasenhügel des Heimgegangenen führen, an welchem ein Freund, Eduard Duller, ihm so eben eine Gedächtnißrede hält, die wohl geeignet seyn dürfte, unsern Tübinger auf andere Gedanken zu bringen.

Duller hat nämlich die von ihm nach des Dichters Tode herausgegebene Hermanns-Schlacht durch einen höchst verdienstvollen Aufsatz eingeleitet, in welchem das ganze Leben Grabbe's in seinen Hauptzügen vor unsern Blicken aufgerollt und uns die Einsicht in ein jammervolles Daseyn gegeben wird, in ein Daseyn voll Leidenschaft und Mißverständniß, das an den Eisenstäben der kümmerlichen herz- und geistbeengenden äußerlichen Verhältnisse in stets wachsender oft wahnsinnähnlicher Wuth und Verzweiflungsangst rüttelte, und als sie durchbrochen und die Freiheit gewonnen war, nicht mehr Kraft genug besaß, die Freiheit und das Leben zu bewältigen. Erst jetzt, nachdem eine befreundete Hand alle Schleier gelüftet hat, welche einzelne Lebenspar-

thieen des Unglücklichen verbargen, erst jetzt läßt sich begreifen, wie einer so gewaltigen Natur dennoch die Kraft gebrechen mochte, jener äußern Lebensschranken Herr zu werden; und unser tiefstes vollstes Mitleid, nicht kalter Hohn und übermüthige Wegwerfung, werden hervorgerufen, wenn wir sehen, wie schon die frühste Jugend des Unglücklichen tödtlich vergiftet und von der Seite vergiftet ward, von welcher gerade einzig und allein wirksame Pflege ein tiefes und reiches Gemüth gedeihen lassen mag. Schon Immermann hatte dies angedeutet; Duller hat den Frevel, den hier eine halbverrückte weibliche Natur an dem eigenen Kinde beging, in seiner ganzen Furchtbarkeit enthüllt. Dies ist wahrhafte Gerechtigkeit und Pietät gegen den Todten.

Es ist hier nicht unsere Absicht, die treffliche Lebensschilderung excerpirend unsern Lesern vorzuführen; wir verweisen sie vielmehr auf das Buch selbst. Nur einen Flecken will ich berühren, den ich gern in Herrn Dullers Darstellung entfernt sähe. Es ist die Art und Weise, wie er sich (S. 68 und 70—71) über Immermann ausspricht. Nach den von Immermann selbst darüber gegebenen, jeden Unbefangenen befriedigenden Aufschlüssen hätte doch das mißtönige Geschrei darüber: »daß Immermann Grabbe'n zum Rollenausschreiben gebraucht,« endlich verstummen, am allerwenigsten aber von Herrn Duller in seiner Biographie aufgenommen werden sollen, da sich dieser doch keineswegs verhehlen kann, daß Immermann an dem Unglücklichen brav und in aller Weise nobel gehandelt. Der Adel der Offenheit, mit welcher sich Immermann über sein Verhältniß zu seinem unglücklichen Schützlinge ausgesprochen hat, und seine eigene Geringhaltung dessen, was er an ihm gethan (und wahrlich! Wenige hätten vielleicht Gleiches gethan), mußten ihn gegen eine Anklage schützen, die, nach dem vorliegenden Thatbestande, entweder eine offene Böswilligkeit, oder jene wohlfeile Philanthropie festhalten könnte, die hinter dem warmen Ofen des eignen ungeprüften Egoismus und entfernt von der Möglichkeit einer Feuerprobe ähnlicher Aufopferung, sich mit ihrer Herzenszartheit

und Aufopferungsfähigkeit breit macht. Unter keine von beiden Kategorieen möchten wir Herrn Duller stellen, und daher lieber annehmen, daß der begreifliche Schmerz über den Verlornen, Untergegangenen hier zu einer Ungerechtigkeit verleitet hat.

Doch lassen wir diese Persönlichkeiten und wenden uns lieber der Reliquie zu, die uns hier von dem Dichter geboten wird, den ein neuerer Kritiker nicht mit Unrecht als den wilden Vorläufer des gottgesandten Spielmanns, der da kommen soll, bezeichnet hat. Grabbe's Hermannsschlacht ist ein verstümmelter Torso, wie der Dichter selbst. Alles Wilde und Barocke, alles genial Ungeheuerliche, alles Rohe und Gemeine seiner früheren Productionen findet sich auch hier neben jenen gigantischen Zügen und gewaltigen Schlägen seines vulkanischen Geistes, die ihn, wie Herm. Marggraf sich ausdrückt, zu dem Buonarotti der Tragödie stempeln. Die letzten Funken der fliehenden Lebenskraft verwandte er auf dies »Nationaldrama,« dessen Vorarbeiten schon, wie er selbst dem Freunde schreibt, ihn fürchterlich erschütterten. Und doch, obgleich er der Ausarbeitung buchstäblich fast erlag (»Wer kann,« schreibt er, »das Ungeheuere, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben! Wär' ich todt!«), so durchzuckten dennoch zu gleicher Zeit immer noch andere, eben so riesenhafte Plane zu dramatischen Schöpfungen sein rastlos arbeitendes Hirn. Er wollte eine Tragödie »Alexander der Große« schreiben, ja selbst die Tragödie aller Tragödien, Christus, beschäftigte ihn. Von beiden sind Fragmente erhalten, deren letzteres so großartig und gewaltig ist, daß dieser einzige Säulenstumpf für die Herrlichkeit des Tempels zeugen darf, dessen Intention mit dem Dichter zu Grabe gegangen ist.

Golgatha.

(Christus wird vom Kreuz genommen. Maria weint in die Wunden).

Ein Israelit (kommt).

Das Heiligste im Tempel ist zerrissen

Maria (die Nägelmale küssend).

So ist's!

Ein Israelit.

Die Gräber bersten!

Magdalena (tröstend).

Gottes Sohn zieht ein,
Die Hölle zu besiegen und den Tod!

Maria.

Mir
So schmerzenvoll entrissen!

Soldat der römischen Leibwache
(zu seinen Gefährten).

Vide: mater dolorosa.

Mit dem Entwurf der Hermannsschlacht ward er zu Anfang Sommers 1836 in Detmold fertig. Jetzt sollte es an die Durchsicht, Feilen, Verbesserung und theilweise Umarbeitung gehen. Aber kaum einige Seiten weit war er, wie seine Wittwe im Vorwort meldet, mit dieser Arbeit gediehen, als der Tod sein Opfer ergriff. Grabbe starb den 12. Septbr. 1836 Morgens um zehn Uhr, 34 Jahr und 9 Monat alt.

Daß dem Werke diese letzte Hand des Dichters fehlt, liegt zu Tage in vielen Stellen. Weniger freilich in der eigenthümlichen Art und Weise, mit welcher Grabbe ganze Vorgänge in historischem Tone zwischen die Klammern der kleingedruckten Bemerkungen zusammendrängt und mit diesen ganze stundenlange Pausen füllt, z. B. S. 100: »Unter vielem Verlust erzwingt Varus den Uebergang über die Retlage;« oder: »die Legionen kommen unter beständigem Handgemenge bis auf das Bruch bei Detmold;« oder: »die Legion bricht in der befohlenen Ordnung aus dem Lager auf und die Deutschen müssen weichen.« Oder noch stärker S. 86: »Hermann greift mit der Reiterei die achtzehnte Legion an, wird jedoch abgewiesen, die neunzehnte rückt so unter dem Schutze der achtzehnten ins Thal, und wirft Lagerwälle auf.« — Denn dies sind Eigenthümlichkeiten, die für Grabbe's Schöpfungen, in denen die episch-historischen und dramatischen Elemente ungeschieden durch-

einanderbrodeln, charakteristisch und für seine schlachtenmalerischen Intentionen nothwendig sind. Bei weitem mehr hingegen vermißt man Grabbe's besonders in letzter Zeit schonungslos streichende und in die knappste Enge der Composition wie der Diction das riesige Gewand seiner Stoffe zusammenschnürende Hand an jenen breiten Stellen, wo die physische Mattigkeit des geschwächten Dichters uns in Plattheiten anstöhnt, wie S. 129—133 u. a. a. O. zu lesen sind. Dahin gehört das dünne Auslaufen der Figur der Thusnelda in eine ganz unnöthige Trivialität, die schwache Scene (S. 115 ff.) zwischen Segest und seinen Knechten, (die beiläufig vom Stiefelwichsen reden!) und der ganze Segest; die grasse Karikatur des römischen Advocaten, die einen durch das ganze Stück hindurch belästigt und gegen die des heftigen Varus Geduld geradezu unbegreiflich ist. — Doch wozu hier Fehler aufsuchen, die ausgesprochen sind, sobald man Grabbe's Namen ausspricht, zumal wenn, wie hier, der Tod ihm selbst die seinem Standpuncte gemäße Vollendung mißgönnte? Das wahrhafte dichterische Verdienst auch dieser poetischen Tempelruine besteht in der gewaltigen Intention selbst, in der, vor Grabbe nicht vorhandenen, Kunst der dramatisch-epischen Schlachtenmalerei, in der Fülle einzelner, wie im Lapidarstil in den Granit des Stoffs gehauener ergreifender charakteristischer Züge, in der vor Nichts zurückschreckenden Keckheit seiner Diction, in welcher die einzelnen Worte und Sätze oft wie Eisenkeile die eichenfeste Rinde des Gedankens sprengen und, wie mit einem Zauberschlage, den tiefsten Blick in Zustände, Charactere, Situationen und Verhältnisse gewähren. Daß es zwar hier auch an Fehlgriffen nicht mangeln werde, versteht sich wohl von selbst, denn gerade hier wandelt der Dichter auf dem haarschmalen Stege, der das Erhabene von dem Gemeinen trennt. — Der Schluß des Ganzen ist augenscheinlich nur Anlage, aber hier oder nirgends gilt das ex ungue leonem:

Augustus (sterbend) zu Tiberius und Livia.

Sechshundert und vierzig Jahre stand Rom, als es unter Metellus und Papirius Carbo's Consulat zum erstenmale

hörte, daß die Deutschen in Waffen seyen. Wir vertilgten sie, — doch an Deutschland selbst bezwangen wir mehr als hundert Jahre umsonst — weder der flüchtige Scythe, noch der ebenso leichtfertige Parther wehrten sich gleich den freien wie ihre Eichen auf ihrem Boden eingewurzelten Germanen. — Ihr lächelt? Glaubt mir, Rom altert wie sein Gottesdienst. Es beginnt eine neue Zeit. Nicht bloß aus dem Norden, auch aus dem Osten nahet sie. Der Schilf des Jordans flüstert wunderbare Sagen. Herodes schreibt mir: Drei Könige aus Aethiopien, Arabien und Indien hätten einen Stern gesehen, der ihnen mit Strahlen nach Bethlehem gewinkt. Sie sind dem Stern gefolgt, und haben ein Kindlein gefunden, zwar nur in einer Krippe liegend, doch sammt seiner Mutter umleuchtet von nie geahntem Himmelsglanz. Man sagt dort schon: unsere Götterlehre sey Posse und dieses Kind sey der rechte Sohn der rechten Gottheit.

Tiberius.

Ich werde dem dortigen Präfectus Pontius Pilatus und dem Judenkönig Herodes aufgeben, daß sie dieses Kind sobald als möglich aus dem Wege räumen.

Augustus.

Ihr macht's dadurch nur schlimmer. — Der Gedanke an seine Sendung ist im Volke, und jemehr ihr das Kind verfolgt, so größer wird es: Jesus Christus nennt man den Wunderknaben.

(stirbt.)

Näheres, namentlich eine Vergleichung der Auffassung Grabbe's mit Heinrich von Kleist's Bearbeitung desselben Stoffes, die manches Interessante bietet, vielleicht ein andermal.

Drei Schneider auf Einmal.

Durch unser Dorf, erzählt mein humoristischer Freund, gingen im vorigen Jahre drei fidele Schneidergesellen auf Einmal. Dies unerhörte Ereigniß bildet seitdem bei uns alle Zeitrechnung. »Mein seeliger Mann starb an »dem Tage, da die drei Schneidergesellen auf »Einmal in unser Dorf kamen.« »Was willst Du wet»ten, sie hatte ihm, an dem Tage, als die drei Schnei»dergesellen auf Einmal bei ihrem Fenster vorbei gin»gen, das Jawort noch nicht gegeben?« Und auf ähnliche Weise wird in allen vorkommenden Fällen, wie bei den Türken nach der Flucht Mahomets von Mecca nach Medina, bei uns nach den »drei Schneidergesellen auf Einmal« gerechnet.

Welch einen Gegensatz bildet dieses Aufsehen der Schneider in einem Dorfe zu dem Olim-Erfurtschen? »Ce n'est qu'un roi.« So ist Alles in der Welt nach gewissen Verhältnissen, bald wichtig, bald unbedeutend. — Denken wir in Oldenburg nur an die **drei Tyroler.**

Zur Nachricht.

Dem anonymen Einsender einiger Artikel wider hier lebende Personen und einige andere literarische Blätter, diene zur Nachricht, daß die humoristischen Blätter sich nie zu einer Klatschstube herabwürdigen werden, selbst da, wo neidische Finsterlinge gezüchtigt zu werden verdienen. Der Humor freut sich, daß die Rache nicht in sein Departement gehört. D. H.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 15. Donnerstag, 12. Juli. 1838.

E Bluemestrůßli
vo der Nordsee
dem
gůetige Fůrste und Here
Leopold Großherzog vo Bade
unterthänigst dargebrocht
am nůnezwenzigste Augusti
vom
Oldenburger-Badner-Bott*).

Der Vogel singt, der Chäfer schwirrt,
Und lustig wandle Heerd und Hirt,
Die Sun glänzt scho am Himmelssaal
Der Morge ruuscht dur's Wiesethal —
O! lueg die duftige Wulke do,
Di fallt mer uf Stadt Bade jo.

*) Das vorliegende, Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Baden vor einigen Jahren in Baden-Baden überreichte Gedicht ist von dem Herausgeber, einem gebornen Holsteiner, auf Hebels Leier gedichtet. Es hat das Glück gehabt, die strengste grammatische Censur bei den Badischen Oberländern zu passiren. — Der Ausdruck »Oldenburger-Badner-Bott« bezieht sich auf eine alljährliche Reise, welche der Verfasser mehrere Jahre hinter einander in das herrliche Paradies des Südens, zu den gemüthlichen Badensern, unter denen sein liebster Freund weilt, gemacht hat.

Doch nei! es bliebt des Wülkli stöhn,
Drus fliegt en Engeli wunderschön,
O liebe Gott! was ischs ä Pracht
Wenn so 'ne Engeli fründli lacht,
Streut Bluemli gel un roth und wiiß;
'S sin Rösli usem Paradies. —
Weisch nit daß Gott des hett bischert
Und üsern Leopold fründli ehrt?
Die Engeli streu'n Segen us
Uf Ihn und's ganzi Fürstehuus.
»Ne bessere Her treit d' Erde nit,
'S isch Sege was Er thut und git,«
Doch hat Er au 'ne bravi Frau,
Wie Er, liebt Sie üs alli au,
Sie macht em frische, frohe Mueth,
Isch fründli mit em, g'schiidt und guet,
Und Chinder hen Sie, wit und breit
Luegt mer nit so 'ne Herrlichkeit,
Find't mer nit so 'ne Chinderpracht,
Wie do der liebi Gott het g'macht.
O schützt ihr Blüemli wiiß und roth
Und gel, Sie Alli! — segn' es Gott!
Ziehnt d' Chappen ab, rüeft lut es us:
»Es wachs' und trüeih' das Bad'sche Huus!«

Angenehme.

In dem holsteinischen Flecken Uetersen, in dem gar viele meiner Erzählungen spielen, weil dort die Träume der Jugend mein Haupt umkränzten, gab es zur Napoleonischen Zeit, in welcher der ganze Ort von Spediteuren, Schmugglern und Douanen erfüllt war, eine gar große Menge Wirthshäuser. Man konnte dreist jedes dritte Haus für ein solches rechnen. Die Verhältnisse der Wirthe unter einander aber beruheten auf Gegenseitigkeit; denn ein Jeder, der nicht gerne seine Nahrung verlieren wollte, mußte bei allen Col-

legen vorsprechen, und hatte so, vom Ost- bis zum Westende, fast einen vollen Tag nöthig, um den nur eine Stunde langen Ort zu durchwandeln. Das Bier- und Branntweintrinken war dabei nur ein formelles, das eigentlich von den Contrebandiers, die sich der Anhänglichkeit dieser Wirthe versichern wollten, eingeführt war. Denn man trank das Bestellte nicht, sondern winkte nur nippend wenigstens fünf Male zum abermaligen Einschenken, ehe man das Getränk, und dann oft auch nur theilweise, genoß. That Einer dieses nicht, so sprach man achselzuckend oft hinter seinem Rücken: »Der Mensch nippt höchstens zwei Male.« Auf diese Weise mußte ein simpler Einwohner eine Wanderung durch seinen Flecken oft mit einigen Ducaten bezahlen.

Die Geldaristokratie, das Unkraut der schönen menschlichen Blume Industrie, fing allmählig beim steigenden Wohlstande an, zu wuchern. Wer ein Mitglied der Schützengilde war, ging zu Staats Cölln oder zu dessen Nachbar Joachim Stahl, wo sich auch die gelehrten Honoratioren des Ortes am Abend versammelten. Beide Clubbs waren aber in der Tendenz verschieden, in dem einen stieß man auf das Waffenglück Napoleons, in dem andern auf das Alexanders an.

Einige junge dandys, reiche Bürgersöhne, pflegten Abends, beim Zuhausegehen sich mit dem Worte »Angenehme« zu verabschieden, indem sie wahrscheinlich als nachfolgend das Wort »Ruhe« supplirten. Wurde auch anfangs darüber gelächelt, so ward der Ausdruck am Ende doch wie ein Vaudevillewitz eingebürgert und verlor das Scherzhafte. — Bald aber trat er in starrer arristokratischer Form ein. Das Recht »Angenehme« zu sagen, wurde ein stillschweigend zugestandenes Privilegium, wehe dem! der sich dessen, bediente ohne hiezu durch den Rang der Glücksverhältnisse legitimirt zu seyn; ein solcher mußte sich hübsch mit dem dummen einfachen »Gute Nacht!« begnügen. Wagte es aber dennoch einmal Einer, der noch nicht weit genug in der Verpuppungsperiode der Wohlha-

benheit vorgeschritten war, da zischelten sich die Optimaten einander höhnisch in die Ohren: »Der sagt auch schon so mir nichts, dir nichts: »Angenehme.«

Zur Ehre des ersten Aprils.

Unsere humoristische Kammer ist bekanntlich am 1. April d. J. eröffnet. Ein bekannter deutscher Schriftsteller hatte eine Eröffnungsrede an den Herausgeber gesandt, womit dieser sonst gerne, anstatt mit der seinigen, das Publicum hätte haranguiren lassen. — Allein die Zusendung kam, leider! zu spät. — Wir entheben daraus indessen die humoristische Conjectur zur Ehre des ersten Aprils, daß es wahrscheinlich auch an diesem Tage gewesen ist, an welchem Xeuxis die Vögel mit den gemalten Weintrauben gefoppt hat.

Treue eines Koffers.

»Mein Gott! da treibt ja unser Koffer!« rief im Herbste vorigen Jahres die Frau eines Tagelöhners in unserm jeverschen Dorfe Hooksiel, welche in aller Frühe sich zur Weser begeben hatte, um von dieser einen Eimer Wasser zu leihen. — Der Koffer schien diesen Ausruf zu hören, denn mit hündischer Treue schmiegte er sich, unterstützt vom Wellenschlag, an das Ufer, wo ihn seine Gebieterin in Empfang nahm. Halb zog sie ihn, halb hob er sich. — Zu ihrem Erstaunen aber fand sie denselben mit ihren besten Sachen erfüllt, welche vom Seewasser arg verdorben waren. —

Wie kam der Koffer in den Fluß? Das Räthsel lös'te sich bald. Ihr Ehemann, der wegen seiner Arbeiten oft Tage und Nächte lang abwesend zu seyn pflegte, hatte am Tage vorher den Koffer vom Boden stibitzt und war damit nach Bremerhaven geeilt, Gott Hymen hatte ihn aber dem Neptun überantwortet, die rächenden Fluthen hatten nur den Koffer, welchen die Frau ihrem Manne eingebracht hatte, derselben wiedergegeben, oder, um mich juristisch auszudrü-

cken sie bei dem Lebensbankerotte ihres Mannes mit einem Koffer separirt. Der fliehende Gatte war mit dem verunglückten Schiff »Friedrich Wilhelm« untergegangen.

Sans rime et sans raison.

Ein Landedelmann der alten Zeit, welcher aus kurzem Militairdienst in Friedenszeiten nur einige Erinnerung an ausgetheilte Stockschläge und geleerte Flaschen mitgebracht hatte, begleitete immer seine stereotypen Erzählungen mit entsetzlichen Flüchen, zu denen er eine Menge unschuldiger Vocabeln aus allen Sprachen gepreßt hatte. — Dazu gehörte auch die Phrase »sans rime et sans raison.« Er hielt diese, da er ihren Sinn nicht kannte, für etwas erstaunt Gotteslästerliches und wagte sie auch nur im höchsten Zorne oder in der ärgsten Trunkenheit auszusprechen. Aber dann donnerte er auch die grimmigen Worte und auf diese Weise die possierlichste Wahrheit. So prügelte er einst seinen Bedienten, der ihm seinen porcellanenen Pfeifenkopf zerbrochen hatte, unaufhörlich mit der großen Fluchphrase: »Warte Kerl, ich will dich prügeln sans rime et sans raison!!«

Das Wort Schafskopf als Ehrentitel.

Wenn man unsere Haiden betrachtet, wo die Schafe oft mit der größten Geschicklichkeit ihr fast nicht zu sehendes Futter aus dem unwirthlichen Boden suchen und finden, da sollte man dies edle Thier nicht mehr als Vehikel grober Injurien benutzen, vielmehr könnte man es als ein großes Compliment ansehen, wenn von Einem, der unter den ungünstigsten Umständen sich und die Seinigen mit geringem aber verdaulichem Futter speis't, gesagt würde: »der Mann »nährt sich weise wie ein Schafskopf.«

Oldenburgische Angelegenheit.

Am Montage, den sechszehnten Juli, werden die Gebrüder Engel ein Concert im von Hartenschen Saale geben. Die Verhältnisse dieser Knaben, welche uns schon so oft ganz unentgeldlich mit ihrem schönen Talente erfreuten, sind einem Jeden bekannt, Wenige wissen es aber, wie schwer es dem braven unvermögenden Vater wird, seine Kinder zu tüchtigen Künstlern heran zu bilden. Wir wollen in einer Violinen-Stadt, die einen Kiesewetter, einen Lafont den ihrigen nannte, wo Potts glänzendes und Franzens liebliches Spiel ertönt, wo schon oft zwei Neffen des erstern, die beiden Krollmanns, zeigten, daß sie Jünger ihres Oheims sind, keine Eichhörnchen-Loblieder singen, das verdirbt die Kinder und entzweit das Publikum. Aber das dürfen wir im Namen Gottes und der Erde verkünden, daß es eine Ehrensache ist, in dies Concert zu gehen, und daß sich die Engel, im Himmel wie auf Erden, über jeden Besucher freuen werden.

Literatur.

Ueber eine Geschichte der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen († 1231. 19. Novbr.)

(Eingesandt.)

Bei Debécourt, rue des Saints-Pères № 69., in Paris, ist so eben die zweite vermehrte Auflage der Geschichte der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen, vom Grafen Montalembert, Pair von Frankreich, in zwei Bänden erschienen.

Diese Geschichte der frommen Elisabeth schildert uns nicht das Leben einer Heiligen, die vorher durch heftige Stürme des Schicksals gebeugt, mit reuigem Gemüthe zur Buße bewogen wurde, wie dies bei so vielen andern Heiligen der Fall war, die die Kirche dennoch mit vollem Rechte

als ausgezeichnete und glückselige Helden der Legende verehrte, sondern von zarter Jugend her war ihre Seele ganz der Frömmigkeit geweiht. Ihr Lebenslauf war kurz, sehr kurz, aber thatenreich, kaum 24 Jahre alt, war sie für den Himmel reif. —

Der Graf Montalembert erwähnt zunächst, wie er veranlaßt sey, dies Werk zu schreiben und mit welchen Gefühlen er am Jahrestage der Heiligen, deren Geschichte er schrieb, die Basilica in Marburg, die ihren Namen führt, besucht habe. Jetzt ist diese Kirche dem lutherischen*) Gottesdienste gewidmet, und es hat sich keine Spur von einer Verehrung oder auch nur von einem würdigen Andenken an jene treue Dienerin des Herrn, die einst das katholische Deutschland seine liebe heilige Elisabeth nannte, erhalten. Ihr Name und ihre Tugenden sind verschollen im weiten Raume der Zeit, und somit ist die würdige Aufforderung zur Nachahmung für Tausende verloren, die schon durch die Erkenntniß ihres Lebenswandels und ihrer Gesinnungen unfehlbar würden beglückt seyn. Nichts, als der Rumpf einer Marmorsäule hinter einem schmutzigen Vorhange hat sich dort erhalten. Die kostbaren Reliquien dieser Heiligen, die ebenfalls daselbst verwahrt waren, sind von einem ihrer Nachkommen, der Protestant geworden war, dem Spiele der Kinder preisgegeben. Das Unternehmen des Grafen M. ist daher um so rühmlicher, und es giebt wohl keine anziehendere Darstellung als diese, die das fühlende menschliche

*) Ganz historisch richtig scheinen die Notizen des Herrn Grafen Montalembert übrigens nicht. Im Jahre 1817 war die fragliche Kirche zum Simultangottesdienste eingerichtet. Katholiken und Protestanten wechselten in der Ausübung des Kultus nach Stunden. Der Sarg der heiligen Elisabeth wurde hinter einem Gitter gezeigt. Er war noch reich geschmückt mit Edelsteinen, von denen leider die besten der Einladung des Königs Hieronimus, unter dessen Regierung, nach Kassel gefolgt sind. Die hölzerne Bettstelle der heiligen Elisabeth steht auf der Wartburg, die Füße derselben werden, wie die von Luthers Tisch, worauf das antidiabolische Dintenfaß gestanden haben soll, da sie häufig Splitter hergeben müssen, gewöhnlich alle fünf Jahre rekrutirt. D. R.

Herz zur Theilnahme und zur Nacheiferung erweckt, wodurch der Nutzen dieses Werks nicht zu ermessen ist.

Der jugendliche und schon so berühmte Verfasser ist von dem Geiste dieser Heiligen tief ergriffen und schildert in den schönsten Ergießungen einer frommen und zartfühlenden Seele die Gedanken und die Thaten jener ehrwürdigen Frau, die Unschuld ihres kindlichen Alters, die vielfachen Segnungen des Herrn, ihre Ehe mit dem Landgrafen Ludwig, ihre Flucht von Marburg, als ihr Gemahl, der Landgraf, auf seiner Wanderung nach dem gelobten Lande starb und die aufrührerischen Barone des Landes sie mit ihren kleinen Kindern vertrieben, ihr verborgenes Leben, ihr seeliges Ende, das Gott durch Wunder verherrlichte, und ihre Heiligsprechung durch den Pabst Gregor IX. —

Der Graf M. giebt die Quellen an, aus denen er mit seltener Kenntniß der deutschen Sprache und der deutschen Literatur geschöpft hat; die historische Einleitung kann als die vollendetste Arbeit angesehen werden, die seit langer Zeit im Felde der classischen Literatur erschienen ist. Als Historiker, als Jurist und als Canonist schildert er die Zeit, in welcher die heilige Elisabeth zugleich mit so vielen ausgezeichneten Männern lebte und in der so große Thaten geschahen, und nicht ohne Bewunderung kann man das Gemälde des großen Pabstes Innocenz III. beschauen, der das von Gregor VII. unternommene Werk fortführte und mit seinen Nachfolgern, mit Einschluß Bonifaz III., das heilige Zeitalter der Päbste schuf, die, wie Petrus, mit unbesiegbarem Eifer gegen die Feinde der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Kirche kämpften und das vollendetste Vorbild des alleinherrschenden Pabstes, des Stellvertreters Christi auf Erden, lieferten. —

Es ist sehr zu wünschen, daß recht bald eine Uebersetzung dieses Werks für das deutsche Publikum erscheine.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 16. Donnerstag, 19. Juli. 1838.

Seebadeanstalt zu Wangeroge.

Sey mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimath rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinn'rung erzählt mir auf's neue,
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den rothen Corallenbäumen,
Goldfischen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnißvoll bewahrest
Dort unten im klaren Kristallhaus.

So sang Heine vor etwa zehn Jahren, freilich nicht in dem Oldenburgischen Seebade Wangeroge, sondern auf der benachbarten Hannoverschen Insel Norderney. Während er die Thorheiten der Menschen mit den Wellenschlägen seines Witzes geißelte, dichtete er hier seine beiweitem schönsten Lieder, welche so viel poetisches Salz enthalten, daß ein Göttermahl damit gewürzt werden kann.

Selbst unter den Sängerinnen herrscht bekanntlich kein Neid, der mit dem zu vergleichen ist, womit sich Bäder von gleicher Substanz und Wirkungen befehden. Dort kann

man so recht die Niederträchtigkeit an der Quelle studiren. — Ich nehme fast alle deutsche Bäder zu Zeugen, oder versetze sie, besser gesagt, fast alle in den Anklagezustand des gemeinsten Neides. Und, um nicht in den Schein eines solchen Fehlers zu verfallen, wollen wir unserm vaterländischen Bade keine größere Heilkraft, als den beiden Schwesterinseln »Helgoland« und »Norderney« vindiciren. Aber das dürfen wir behaupten, daß an Billigkeit, Bequemlichkeit und Güte der dargereichten Speisen und Getränke kein einziges deutsches Bad mit Wangeroge, obgleich es alle Bedürfnisse vom Lande aus erhält, verglichen werden kann. Hiebei darf freilich auch nicht vergessen werden, daß die Oeconomie und die Verwaltung sämmtlicher Angelegenheiten der Badeanstalt durch eine Badecommission unserer Regierung verwaltet wird, an deren Spitze der biedere Geheime Hofrath Westing steht, dessen höchst achtbare vortreffliche Gattin mit dem seltensten wirthschaftlichen Tacte sämmtliche Angelegenheiten leitet, die, nach der Melodie von Ebbe und Fluth, mit der größten Pünktlichkeit besorgt werden. — Es gilt hier das Wohl der Gäste und der Kranken, die Regierung scheut keine Opfer, ohne irgend eins von ihren Gästen zu verlangen. — Die Badegäste bilden Eine große Familie, aus der nur Gefühl der Unbeholfenheit oder Bedürfniß nach roherer Unterhaltung entfremdet. Und so muß es auch seyn; die Bäder sind Erziehungsanstalten für Geist und Körper. Schon frühe morgen zeigen sie, daß wir alle Menschen sind; das Conversationshaus lehrt, daß nur der, welcher, wie Leopold Schefer so herrlich sagt, redlich ist, der mit dem Menschen reden kann,

Die Redlichkeit besteht nur durch das Reden,
Und davon hat sie ihren Menschennamen.

und indem man in einem Orte, wo jeder für sein gutes Geld lebt, sich der humansten Annäherung befleißigt, zeigt es sich, daß es im Bade mit den hochmüthigen Leuten wie sonst mit den Gespenstern geht. *Sie sind nämlich nur* für die da, welche daran glauben.

Daher lieben Leser und Ihr schönen Leserinnen eilt nach Wangeroge

Und freiaufathmend begrüßt dort das Meer,
Das liebende, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

Skizzen aus Oldenburg.

Von Dr. Adolf Stahr.

I.

Es ist Sonntag Nachmittag. Auf den stillen Straßen spielen, ungestört durch den rasselnden Werkeltagsverkehr und ungeschreckt durch das Schlagen der Schulstunde, geputzte Kinder. Die Alten haben eben das Mittagsschläfchen beendet, und setzen sich jetzt mit dem Pfeifchen auf die Bank vor der Thür, und sehen dem Treiben der Kinder und Enkel zu. Ein Paar verspätete Wagen rollen dem Geistthor zu, nach Rastede und Zwischenahn — unserm Versailles und Montmorency — hinaus. Selbst die Postenablösungen schreiten in der Paradeuniform gemessenen Schritts durch die Straßen, kurz Alles ist sonntäglich still, friedlich-beschlossen, die Sonne scheint lustig darein, die Schwalben flitzen nur so vor den Augen vorbei, die Spreen girren vergnügt auf den Dächern — was will man mehr von einem Sommersonntagsnachmittag in Oldenburg? Und doch wird's mir gerade an solchen friedlich-stillen Sonntagsnachmittagen so wunderlich eng um das Herz, als wäre der Friede da noch nicht eingekehrt, und als müßt ich hinaus, weit, weit hinaus über die öden weiten Haideflächen den luftig blauen Bergen, der alten, noch immer nicht verschmerzten Heimath zu. Ach! es ist so wunderbar mit den Eindrücken der Jugend. Mit wie ganz andern Augen sehen wir jede Straße, jedes Haus, jeden Baum, jeden Stein der Jugendheimath an! und stehen nicht in diesem Augenblicke die Umgebungen, die den Rahmen meiner Jugenderlebnisse bilden, viel heller, schärfer und sprechender vor den

Augen meiner Seele, als die Straße, in welche ich so eben hinab schaue, vor den leiblichen? das sind die Abdrücke avant la lettre! weiterhin verwischen, verschleifen, stumpfen sich die Züge ab, die Schärfe des Gepräges verliert sich und verschwindet endlich in ein trübselig Grau in Grau.

Und nun gar ein Sonntag. Von jeher, seit den ersten Tagen der erwachenden Jugendreflexion und schwärmenden Träumerei, hatte der Tag für mich etwas Melancholisches, während ich den Sonnabend lieb hatte und fröhlich begrüßte mit seinem freien Schulnachmittage, seinem Feierabendläuten und seiner — Perspective auf den Sonntag, der immer etwas Besonderes, Unerwartetes, Außergewöhnliches bringen sollte, und nichts brachte, als sich selbst und die Aussicht auf den Werkeltag. Es liegt mehr Poesie in dem »blauen Montage« der Handwerksburschen, als unsere Vernunft sich träumen läßt.

Aber wo gerathe ich denn hin? ich wollte über Oldenburger Zustände berichten und verliere mich in empfindsame Sonntags- und Sonnabendsbetrachtungen, und schreibe, ein moderner Bileam, ganz andere Dinge, als ich eigentlich beabsichtigte. Dem Dinge muß Einhalt gethan und der Sentimentalität ein ordentlicher Querriegel vorgeschoben werden; ich will daher in aller Geschwindigkeit hinaus vor's Thor gehen und einige Pot Kegel spielen, dann wird sich die rechte Berichterstatterstimmung wohl einstellen. Bis dahin also einen Strich gemacht. A revoir!

Das Kegeln ist eine vortreffliche Erfindung. Wie ungeberdig stellte ich mich an, als mir hier zum erstenmale dies ächt nationale Spiel an allen öffentlichen Orten in die Quere kam. Wie hochmüthig mitleidig belächelte ich die Leute, die Tag aus Tag ein sich daran erfreuen konnten. Wie satirische Bemerkungen machte ich im Stillen über dieses gänzlich hingebende Versinken in die Betrachtung, Berechnung, Würdigung und Kritik jedes einzelnen Wurfs! diese speculativen Theorieen über An- und Aufsatz,

Schrauben, Streifen, Einfall der Kugel, günstigen oder ungünstigen Stand der neun hölzernen Musen, Geschick oder Ungeschick Apoll's in der Gestalt des Kegeljungen — absorbirten sie nicht alles Interesse der jedesmal versammelten Gesellschaft? machten sie nicht jedes anderweitige Gespräch, jeden Gedankenaustausch zu einer absoluten Unmöglichkeit? — Wie anders sehen jetzt, nach einigen Jahren, diese Dinge in meinen Augen aus! — Hier lernt man recht, daß man nicht von Außen heran an den Kern und Gehalt der Dinge kommt. Man muß sie von Innen heraus begreifen, d. h. sich selbst entwickeln und gestalten lassen; mit andern Worten: man muß selbst mitten darin und dabei seyn, um sich darüber erheben, sie richtig auffassen zu können. Jetzt erst, nachdem der Weg durch alle Stadien, von Nöthigung und Zwang zur Erträglichkeit, Gewohnheit, Interesse, Neigung und Liebe, von dem ersten täppisch ungeschickten Behaben bis zur Schwelle der Meisterschaft zurückgelegt ist, jetzt erst ist mir auch das wahre Verständniß dieses edlen Spieles und aller dabei stattfindenden Erscheinungen aufgegangen; ich schäme mich meiner früheren blödsichtigen Engherzigkeit, und fange an, dem schmählich verkannten sein volles Recht angedeihen zu lassen. Denn abgesehen von dem heilsamen Einflusse, den das stete Anschauen der rollenden Kugel, als Symbol des Unbestandes menschlicher Dinge, das stete trotzige Erstehen und der stets erneuete Fall der Kegel und des mit ihrem Aufstellen beschäftigten modernen Sisyphus, auf das Gemüth des sinnigen Betrachters nothwendig haben muß; abgesehen ferner von der notorisch wohlthätigen und gesegneten Wirkung, die das edle Spiel auf die Gesundheit seiner Freunde übt, eine Wirkung, die in unserem dem Unterleibe mehr wie je feindseligen Jahrhunderte der Schreibesel und Studierpulte nicht hoch genug angeschlagen werden kann — abgesehen, sage ich, von allen diesen Dingen, ergeben sich bei näherer Betrachtung noch andere Seiten, die an Wichtigkeit die angeführten beiweitem übertreffen möchten. Wir meinen die sittlich-moralische und die politische. Denn, um es rundherauszusagen, das

Kegelspiel befördert die Sittlichkeit und christliche Nächstenliebe, stärkt das Vertrauen auf die gerechte Sache und ist eine Stütze ächter Loyalität und politischer Zufriedenheit. Wir könnten den geneigten Leser leicht mit einer ausführlichen, zweigetheilten Predigt über dieses Thema beglücken, allein für heute mögen einige Andeutungen genügen. Vielleicht daß sich später einmal Gelegenheit findet, die skizzenhaften Züge zu einem lebensvollen Gemälde zu gestalten.

Zunächst von dem sittlichen Momente. Hier begegnen wir gleich einer höchstwichtigen Erscheinung. Denn indem das Kegelspiel das absoluteste und ausschließlichste Interesse aller Theilnehmer gefangen nimmt und innerhalb der engen Schranken der Bahn fixirt und bannt, ist hiemit zugleich allem gesellschaftlichen Geklätsch über den Nächsten, aller Medisance und vergiftenden Persiflage, aller Moquerie über das Thun und Treiben des Herrn X. und der Dame Z. sogleich die Möglichkeit des Aufkommens und der Existenz genommen. In den heiligen Hallen einer Kegelbahn wird kein guter Ruf gemacht, aber auch keiner zerstört, als höchstens der eines Kegelvirtuosen als solchen. Geschicklichkeit und Glück finden nicht nur vor der verbündeten, sondern auch vor der unabhängigen Jury der übrigen Versammlung Beifall und Anerkennung, die Ungeübtheit und Unerfahrenheit Belehrung, das Unglück herzliches und aufrichtiges Mitgefühl und Trost auf bessere Chancen. Der freudige Ruf: »endlich siegt die Tugend« wird nirgends öfter als in diesen friedlichen Räumen gehört, und nie werden die Freunde das seeligstrahlende Lächeln vergessen, womit der jetzt aus unserer Mitte leider geschiedene Napoleon der Oldenburger Kegelanten jedesmal diesen Ausruf begleitete, ein Lächeln, das jedesmal auch auf den Gesichtern der umgebenden Genossen wiederstrahlte und alle in schöner Sympathie der edelsten Empfindung vereinte. Möge der Ferne in dem kalten G., wenn er dies lies't, einen Nachklang verschwundener glücklicher Stunden unschuldiger Freuden vernehmen.

Ein zweites Gift moderner geselliger Zustände, das keine ächte Heiterkeit und Behaglichkeit gedeihen läßt, ist

die Politik, und politische Kannegießerei, das ewige Raisonniren und Schwadroniren über Absolutismus und Liberalismus, Verfassung, Stände, Charten — die nur zu oft Spielcharten sind — Abgaben und Auflagen, Preßfreiheit und andere Freiheiten. Aber wer vernahm je von solchen Dingen ein Wort in einer Kegelgesellschaft? Was kümmert uns, ob die rechte oder die linke Seite der Deputirtenkammer siegt, uns, denen es viel wichtiger ist, ob die Kegel »nach rechts« oder »nach links« gut stehen und ob die Kugel rechts oder links einfallen muß, um den Siegespreis der heiligen Neunzahl zu erringen. Das Centrum ist uns vollends gleichgültig, da es persönlich und allein so unverletzlich ist, wie je ein König, mag er nun absolut oder constitutionell seyn. Denn wer hat je anders als in Mythen von einem allein getroffenen Kegelkönige auch nur gehört? Es ist eine Unmöglichkeit, die zu überwinden sich daher auch nur wahnsinnige Sand- oder Lohhasen einfallen lassen, aber nie eine loyale Kugel. Desto lauter jubelt man vielmehr, wenn das ganze Volk der achte in heroischer Aufopferung um den unerschüttert stehenden König in den Staub sinkt, und nur eine Begeisterung giebt es, welche über diese steigt, wenn er in rühmlicher Schlacht selbst, wie Leopold von Oestreich nach Johannes von Müller »mit den Seinen auf den Seinen« in schönem Tode erliegt.

»So stirbt ein Held! anbetungswürdig.«

Und dazu die freie Gottesluft, die Schönheit der Natur, die man in Zwischenmomenten beim Anfang und Ende der Parthien zu bewundern Zeit genug findet, die Dankbarkeit, mit der man sich des günstigen Wetters freut, die erquickende Befreiung von aller Denkthätigkeit, die Abwesenheit aller ästhetischen, philosophischen und sonstigen aufregenden Discussion, höchstens in einer Ecke unter wenigen Bleibenden zuletzt ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,

Wenn hinten, weit in der Türkei
Die Völker auf einanderschlagen.

da überkommt uns wirklich, wir wissen nicht wie, »himm-

lisches Behagen.« Aber man sieht nicht »nach den Sternen,« sondern nach der Uhr, trinkt sein Gläschen aus, brennt die Cigarre noch einmal an und

Kehrt am Abend froh nach Haus
Und segnet Fried und Friedenszeiten.

Tu veux en vain me séparer de malaga.

(Aus einem französischen Vaudeville.)

Zu dem Vorsteher eines Mäßigkeitsvereins, dessen vortreffliche Tendenz wir übrigens durch diese Anecdote nicht herunter würdigen wollen, kam vor einiger Zeit eine Bauerfrau und rief: Sie haben meinen Mann in seinem Katzenjammer für Ihre neue Gesellschaft geworben. Geben Sie ihn doch wieder los, sonst gehen wir zu Grunde; denn die »Mäßigkeit kostet ihm zu viel.«

»Wie das, liebe Frau?«

Er ruft den ganzen Tag: »Gott sey Dank, daß ich »den Schnapps hassen gelernt habe! Es ist doch ein süßes »Ding um die Mäßigkeit.« Aber hinter jedem Ausruf trinkt er ein Glas Malaga.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ₰ 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ₰ 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische Blätter.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 17. Donnerstag, 26. Juli. 1838.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Roman:

Münchhausen,

von Karl Immermann.

Die Wunder im Spessart.

Waldmährchen*).

Bist du wohl schon, liebe Lisbeth, an einem klaren Sonnenmorgen durch einen schönen Wald gegangen, zu dem der blaue Himmel durch die grünen Kronen einblickte, wo dich der Othem der Bäume wie ein Hauch Gottes anwehte und dein Fuß von den Spitzen der Gräser tausend blitzende Perlen streifte?

Wohl bin ich das, Herr Jäger, erst noch neulich, als ich durch das Gebirg nach den Zinsen und Gülten ging. Es ist gar herrlich im grünen, frischen Wald; ich könnte Tagelang hindurchwandern, ohne einem Menschen zu begegnen, und fürchtete mich nicht. Der Rasen ist der Mantel Gottes, man ist wie von tausend Englein beschirmt, man stehe oder sitze darauf. Jetzt ein Hügel und dann eine Ecke; ich lief und lief, weil ich immer dachte, dahinter schwebe der Paradiesvogel mit blau und rothen Schwingen

*) Ein junger Mann, welcher der »Jäger« im Buche heißt, erzählt seiner Geliebten dieses Mährchen.

und dem Goldkrönchen auf dem Haupte. Ich lief mich heiß und roth, und nicht müd; man wird nicht müde im Walde!

Und sahst du hinter Hügel und Hecke den Paradiesvogel nicht schweben, so standst du athmend still und hörtest weit, weit aus dem Eichenthal herauf den Schall der Axt, die Uhr des Forstes, die da ansagt, daß auch in solcher lieben Einöde dem Menschen seine Stunde rinne.

Oder weiterhin, Herr Jäger, die freie Sicht den Hang hinauf zwischen dunkeln, runden Buchen und oben doch wieder der Kamm der Halde von hohen Stämmen beschlossen! Da weideten rothe Kühe und schwangen die Glöcklein, der Thau im Grase gab der Senkung im Sonnenlicht einen silbergrauen Schein, und die Schatten der Kühe und der Bäume spielten darauf Versteckens mit einander.

An einem solchen sonnenklaren Morgen begegneten vor vielen hundert Jahren zwei Jünglinge einander im Walde. Es war in dem großen Waldgebirge, der Spessart genannt, welches die Markscheide zwischen den lustigen rheinischen Gauen und dem gesegneten Frankenlande macht. Das ist dir ein Wald, liebe Lisbeth, der zehn Stunden in der Breite und zwanzig in der Länge, Ebenen und Berge, Thäler und Klüfte bedeckt.

Auf der großen Heerstraße, die querdurch vom Rheinlande nach Würzburg und Bamberg läuft, begegneten einander die Jünglinge. Der Eine kam von Abend, der Andere von Morgen. Ihre Thiere und Kleider waren so verschieden als ihre Wege. Der vom Morgen saß auf einem gelben fröhlich tanzenden Rößlein und stolzirte gar stattlich im bunten Wappenrock unter rothem Sammetbarret, von welchem die Reiherfedern herabwallten; der vom Abend trug eine schwarze Kappe ohne Abzeichen, einen langen Schülermantel gleicher Farbe, und ritt auf einem bescheidenen Maulthiere.

Als der junge Ritter dem fahrenden Schüler sich auf Rosseslänge genähert hatte, hielt er seinen Gelben an, bot dem Andern freundlich die Zeit und sagte: Guter Gesell, ich wollte so eben absteigen, und meinen Morgen-Imbiß

halten, da nun aber zur Minne, zum Spiele und zum Mahl Zwei gehören, wenn diese drei lustigen Dinge gehörig von Statten gehen sollen, so wollte ich Euch fragen, ob Ihr nicht auch absteigen und mein Partner seyn wollt? Eurem Grauen würde ein Maulvoll Gras nicht minder schmecken, als meinem Gelben. Der Tag wird heiß werden, und den Thieren ist einige Rast vonnöthen.

Der fahrende Schüler war mit dem Vorschlage zufrieden. Beide stiegen ab und setzten sich an der Straße auf dem wilden Thymian und Lavendel nieder, von welchem, wie sie sich setzten, eine ganze Wolke Wohlgeruchs emporstieg, und hundert Bienchen, die in ihrer Arbeit gestört wurden, sich summend erhoben. Ein Knapp, der mit einem schwerbeladenen Gaule dem jungen Ritter gefolgt war, nahm die beiden Thiere in Empfang, reichte seinem Herrn aus dem Schnappsack Flasche und Becher nebst Brod und Fleisch, kandarte die Thiere ab und ließ sie seitwärts vom Heerwege grasen.

Der fahrende Schüler faßte in die Seitentasche des Mantels, zog die Hand verdrießlich zurück und rief: O über meine ewige Zerstreuung! Hatte ich mir doch heute Morgen in der Herberge das Frühstück so sauber zurecht gelegt und eingewickelt, da muß mir etwas Andres eingefallen seyn, und über diesen Gedanken habe ich meine Kost vergessen.

Wenn es weiter nichts ist, rief der junge Ritter, hier ist genug für Euch und mich! Er theilte Brod und Fleisch, schenkte den Becher voll und reichte Festes und Flüssiges dem Andern hin. Hiebei faßte er ihn schärfer ins Auge, und so that der Andere auch, und da entfuhr ihnen Beiden ein Ausruf des Erstaunens. Seyd Ihr nicht . . . . Bist Du nicht? riefen sie. Freilich bin ich der Konrad von Aufseß! rief der junge Ritter. Und ich Petrus von Stetten! der Andere. Sie umarmten einander und konnten sich vor Freude über dieses unvermuthete Wiedersehen kaum fassen.

Es waren Spielkameraden, die sich zufällig im grünen Spessart trafen. Die Väter hatten auch Freundschaft mit einander gehabt, die Söhne zusammen Ball geschlagen, sich

hundertmal des Tages gezankt und eben so oft versöhnt. Der junge Petrus war aber von jeher stiller und nachdenklicher gewesen als sein Gefährte, dem Nichts im Kopfe sitzen blieb, als die Namen der Waffenstücke und des Reitzeugs. Endlich hatte Petrus dem Vater erklärt, er wolle gelahrt werden, und war gen Cöln gezogen, zu den Füßen des berühmten Albertus Magnus zu sitzen, der aller bekannten Wissenschaften Meister war, und von dem das Gerücht sagte, er sey auch in geheime Künste tief eingeweiht.

Manches Jahr verfloß seitdem, in welchem Keiner etwas von dem Andern hörte. Nachdem der erste Sturm der Freude sich jetzt gelegt hatte, und das Frühstück beseitigt worden war, fragte der Ritter den Schüler, wie es ihm denn gegangen sey?

Darauf, mein Freund, kann ich Dir eine sehr kurze und müßte ich Dir eine sehr lange Antwort geben, versetzte der Schüler. Eine kurze, wenn ich Dir bloß die äußere Figur und Schaale meines zeitherigen Lebens vorzeichnen soll; eine lange, o eine unendlich lange, begehrst Du, den innern Kern aus dieser Schaale zu kosten!

Ei, Närrchen, rief der Ritter, was für schwere Reden führst Du da! Gieb mir die Schaale, und ein Stückchen vom Kern, wenn die ganze Nuß zu groß für eine Mahlzeit ist.

So wisse, erwiederte der Andre, daß mein sichtbares Leben zwischen engen Ufern rann. Ich wohnte in einem kleinen düstern Gäßchen, bei stillen Leuten, im Hinterhause. Mein Fenster ging auf den Garten hinaus, dessen Bäume und Stauden ihren ernsten Hintergrund von den Mauern des Tempelhauses erhielten. Ich hielt mich sehr einsam und für mich, knüpfte weder mit den Bürgern, noch mit den Schülern Umgang an So ist es gekommen, daß ich von der großen Stadt Nichts kennen gelernt habe, als die Straße von meinem Häuschen nach den Dominicanern, wo mein großer Meister lehrte.

Wenn ich nun in meine Klause zurückgekehrt war und die Mitternacht bei der Studirlampe herangewacht

hatte, so blickte ich wohl aus dem Fenster, um die erhitzten Augen an dem dunkeln Sternenhimmel abzukühlen. Dann sah ich nicht selten in dem gegenüberliegenden Tempelhause Licht; bei dem Scheine rother Fackeln zogen die Ritter in ihren weißen Ordensmänteln, wie Geister, durch die Gallerien, verschwanden hinter den Pfeilern und kamen dann wieder zum Vorschein; im äußersten Eck des Flügels wurden vor den Fenstern Vorhänge niedergelassen, durch deren dünne Stellen aber ein wundersamer Schein drang, und hinter welchen sich Weisen vernehmen ließen, welche süß und schaurig, wie verbotenes Gelüste, durch die Nacht drangen.

So gingen meine Tage hin, unscheinbar von außen, innen aber ein glänzendes Fest aller Wunder. Albertus zeichnete mich bald vor den übrigen Schülern aus; nicht lange, so merkte ich, daß er gewisse Worte, die den Andern unbeachtet vorüberschlüpften, gegen mich mit einer besondern Betonung zu wiederholen pflegte; Worte, die auf den geheimnißvollen Zusammenhang alles menschlichen Wissens und auf eine tief unten in dunkler Verschwiegenheit treibende gemeinsame Wurzel des großen Baumes hinwiesen, welcher da droben am Lichte seine gewaltigen Zweige als Grammatik, Dialectik, Redekunst, Zahlenlehre, Geometrie, Astronomie und Musik auseinanderlegte. — Sein Auge ruhte bei solchen Worten durchdringend auf mir, und meine Blicke ließen ihn erkennen, daß er eine tiefe Sehnsucht nach den letzten und größten Schätzen seines Geistes in mir entzündet hatte.

So kam es dann allgemach, daß ich der Vertraute seiner heimlichen Werkstatt und der Lehrling wurde, auf den er einen Theil seines Pfundes als kostbares Vermächtniß vererben wollte. Es giebt nur ein Mark der Dinge, welches hier im Metall lastet und wieget, dort in der schwankenden Pflanze, im leichtsinnigen Vogel vom Urkern sich abzulösen ringt. Alles wandelt und verwandelt sich; Gott wirkt zwar in der Natur, aber die Natur wirkt auch für sich, und wer der rechten Kräfte Meister ist, der kann

ihr eigenes und selbstständiges Leben hervorrufen, daß ihre sonst in Gott gebundnen Glieder sich zu ganz neuen Regungen entfalten. Mein hoher Meister führte mich an sicherer Hand dem Brunnen zu, wo jenes Mark der Dinge quillt. Ich tauchte meinen Finger hinein, da wurden alle meine Sinne voll übermenschlichen Schauens. In der rußigen Schmelzküche saßen wir seitdem oft zusammen, und schauten in die Gluthen des Ofens; er vorn auf niedrigem Schemel, ich hinter ihm kauernd, mich fest an ihn drückend und ihm die Kohlen oder die Erze darreichend, die er mit der Linken in den Tiegel warf, denn mit der Rechten hielt er mich liebreich gefaßt. Da wehrten sich die Metalle, die Salze und die Säuren prasselten, wie in einer festen Burg wollte sich der hohe König, der alle Welt regiert, inmitten scharfwinklichter Krystalle vertheidigen, zornig entbrannten die rothen, blauen und grünen Vasallen und streckten uns die glühenden Speere abwehrend entgegen, aber wir brachen die Werke und kämpften die Mannen danieder, und über Schlackentrümmer hinüber lieferte sich uns demüthig der glänzende Fürst aus. Das Gold an sich ist Nichts für den, der sein Herz nicht an Irdisches hängt, aber diese theuerste und köstlichste Gabe der Natur in Allem und Jedem, auch in dem Geringfügigsten und Unscheinbarsten zu erkennen, das gilt dem Weisen viel. Zu andern Stunden wiesen uns die Sterne ihre Kreise, die als Geschichte sich ablösten und zur Erde sanken, oder die innigen Verwandtschaften der Töne und der Zahlen wurden wach, und zeigten uns die Bündnisse, welche zu schildern kein Wort genügt, die sich vielmehr nur wieder in Zahl und Ton offenbaren. In allem diesen geheimen Wesen und Weben aber schwebte, daß es nicht wieder zu kalter klebriger Gestaltung gerinne, ewig verbindend und ewig lösend, sich in dem Hader nieverwelkender Jugendkraft in sich und an den Dingen entzweiend, das Große, Unergründliche; der dialektische Gedanke.

O selige, genügende Zeit des erschlossenen Verstehens, des Wandelns durch die inneren Säle des Pallastes, an

dessen metallner Pforte die Andern vergeblich anklopfen! Endlich — —

Der fahrende Schüler, dessen Lippen bei der Erzählung sich in einem dunkeln Rothe immer glühender gefärbt hatten, und dessen Augen von einem seltsamen Feuer blitzten, hielt hier, wie aus seiner Begeisterung plötzlich ernüchtert, inne. Der Ritter wartete vergeblich auf die Vollendung der Rede, dann sagte er zu seinem Freunde: Nun? Endlich...

(Die Fortsetzung folgt).

Miscellen.

An einer Schule, wo die Scholaren, welche sich nicht den gelehrten Studien widmen wollen, »deutsche Schüler« genannt werden, befand sich in der lateinischen Sexta ein Knabe, den die hochfahrenden Eltern gerne dem Gelehrtenstande geweiht hätten. Das Früchtchen war aber zu faul und empfand dabei in sich die Gewißheit, daß es bald wieder in die Realschule versetzt werde. Denn als sein Lehrer ihn wegen seines ungrammatischen Liebens tadelte, da er nicht einmal das Präsens Indicativi von »amo« wußte, versetzte er: »O, was brauche ich etwas zu lernen, Ostern »werde ich wieder ein Deutscher!«

Das Bremer Conversationsblatt, welches in der Buchhandlung des Herrn Heise erscheint, zeichnet sich durch manche gute Aufsätze vortheilhaft aus. Recht geistreich und treffend sind einige Correspondenz-Artikel aus Oldenburg, worin auch des Redacteurs der humoristischen Blätter freundlich gedacht, aber einer ihrer ersten und besten Mitarbeiter, der Herr Doctor Stahr, anscheinend ignorirt wird. Den leisen Vorwurf an den Herausgeber der humoristischen Blätter, als streiften einige seiner Beiträge etwas an die Natur des vademecum, setzen wir außer der Bemerkung, daß größere Aufsätze oft den Zuruf des »vadetecum« hervor locken, die billige Berücksichtigung entgegen, wie schwer es ist, auf so engem Raume größere fortlaufende Arbeiten, ohne Er-

müdung des Lesers, zu geben; dann aber erinnern wir auch an Göthe, den Eckermann sagen läßt*):

»Nehmen Sie sich in Acht vor einer großen Arbeit. »Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejeni»gen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Stre»ben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, »was es mir geschadet hat. — Was ist da nicht alles in »den Brunnen gefallen! Wenn ich alles gemacht hätte, »was ich recht gut hätte machen können, es würde hundert »Bände reichen.«

»Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im »Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das »will und soll ausgesprochen seyn. Hat man aber ein grö»ßeres Werk im Kopfe, so kann nichts daneben aufkommen, »so werden alle Gedanken zurück gewiesen und man ist für »die Behaglichkeit des Lebens selbst so lange verloren. Wel»che Anstrengung und Verwendung von Geisteskraft gehört »nicht dazu, um nur ein großes Ganzes in sich zu ordnen »und abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige un»gestörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig »auszusprechen. Hat man sich nun im Ganzen vergriffen, »so ist alle Mühe verloren; ist man ferner bei einem so »umfangreichen Gegenstande in einzelnen Theilen nicht völlig »Herr seines Stoffes, so wird das Ganze stellenweise man»gelhaft werden und man wird gescholten; und aus Allem »entspringt für den Dichter, statt Belohnung und Freude »für so viele Mühe und Aufopferung, nichts als Unbehagen »und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter »täglich die Gegenwart auf, und behandelt er »immer gleich in frischer Stimmung, was sich »ihm darbietet, so macht er sicher immer etwas »Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas »nicht, so ist nichts daran verloren.«

*) Gespräche mit Göthe. Erster Theil, S. 51.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 18. Donnerstag, 2. August. 1838.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Roman:

Münchhausen,

von Karl Immermann.

Die Wunder im Spessart.

Waldmährchen.

(Fortsetzung.)

Endlich, versetzte der Schüler mit einem gezwungen gleichgültigen Tone, mußten wir uns doch trennen, wenn auch nur auf kurze Zeit. Mein hoher Meister schickt mich jetzt nach Regensburg, aus der Sakristei des Domes gewisse Schriften zu erbitten, die er als Bischof dort zurückgelassen hat. Ich bringe sie ihm und werde dann freilich meine Tage, wenn es angeht, bei ihm verleben.

Der junge Ritter tröpfelte den Rest des Weins in den Becher, sah hinein und trank den Wein bedächtiger als er früher gethan hatte. Du hast mir da wunderbare Sachen vertraut, hob er nach einigem Schweigen an, Sachen, in die ich mich nicht wohl zu finden weiß. Gottes Welt scheint mir so schön geputzt, daß es mir kein Vergnügen machen würde, diese lieblichen Schleier abzustreifen, und, wie Du sagst, in das Innere der Creatur zu schauen. Der Himmel blaut, die Sterne leuchten, der Wald rauscht, die Kräuter=

lein duften, und ist dieses Blauen, Leuchten, Rauschen und Duften nicht das Allerschönste, hinter welchem es kein Schöneres mehr giebt? Verzeihe mir; aber ich bin nicht neidisch auf deine geheime Wissenschaft. — Du Armer! Roth macht sie nicht, diese Wissenschaft. Deine Wangen sind ganz bleich und eingefallen.

Einem Jeden werden seine Pfade gewiesen, dem Einen dieser, dem Andern jener, versetzte der Schüler. Nicht der Sprung des Blutes macht das Leben aus; weiß ist der Marmor, und Marmorwände pflegen die Räume einzuschließen, in welchen Götterbilder aufgerichtet stehen. — Doch genug davon, und nun zu Dir. Was hast Du denn getrieben, seit wir uns nicht sahen?

Ach davon, rief der junge Ritter Konrad mit seiner ganzen Lustigkeit, ist wenig zu vermelden. Ich stieg zu Roß, und stieg wieder herunter, fuhr an manchen guten Fürstenhöfen umher, verstach manchen Speer, gewann manchen Dank, misste manchen Dank, schaute in manches minniglichen Weibes Auge. Meinen Namen kann ich schreiben, meinen Degenknopf drücke ich daneben in Wachs ab, ein Lied kann ich reimen, wenn auch nicht so gut, wie Meister Gottfried von Straßburg. Schwerdtleite und Waffenwacht brachte ich hinter mich und empfing den Ritterschlag zu Forchheim, jetzt reite ich gen Maynz, wo der Kaiser das Turnier halten will, mich baß zu tummeln und des Lebens zu freuen.

Der Schüler sah nach dem Stande der Sonne und sagte: Es ist traurig, daß wir nach diesem herzlichen Treffen uns so bald wieder trennen sollen. Aber doch wird es, wenn wir unser Ziel heute zu erreichen wünschen, nothwendig seyn. —

Komm mit gen Maynz! rief der Andere, indem er aufsprang und den Schüler in einer sonderbar gerührten Stimmung, die gleichwohl ein Lachen zuließ, ansah. Laß das finstere Regensburg und den Dom und die Sakristei; erheitere dein Antlitz unter fröhlichen Gesellen am runden Tisch in der Weinlaube und vor den Blumenfenstern lieb-

licher Mädchen, laß deine Ohren durch Flöten- und Schallmeienklang rein baden von den schauerlichen Vigilien der Tempelherren, die ja in der ganzen Christenheit für arge Ketzer und Baffomoluspriester gelten. Komm mit gen Maynz, mein Petrus!

Die letzten Worte sprach er schon im Sattel. Er streckte dabei wie flehend seine Hand nach dem Freunde aus. Dieser wandte sich seitwärts ab und zog seinen Arm verweigernd zurück. Was fällt Dir ein? rief er unwillig lächelnd. Ach, mein Konrad, hätte ich nicht vorher gesagt, daß Jedem seine Straße gewiesen sey, so würde ich Dir zurufen: Kehre Du um, Du Leichtsinn, Du Fahrlässiger! Die Jugend vergeht, der Scherz verklingt, das Lachen will eines Tages plötzlich nicht mehr gelingen, weil das Antlitz zu starr geworden ist, oder grinset widerwärtig aus welken Runzeln! Wehe dem, wessen Scheuren dann nicht voll, wessen Kammern nicht gerüstet sind! Ach! es muß etwas Trübes um so ein kahles, verarmtes Alter seyn, und das Sprichwort hat wohl Recht, welches sagt: Zu lustig am Morgen, schafft Abends Kummer und Sorgen. Wenn ich Dich so ansehe, mein Jugendbruder, kann mir recht bange um Dich werden, o wer weiß, wie verwandelt ich Dich wieder treffe!

Der Ritter schüttelte dem ernsten Schüler herzlich die Hand und rief: Vielleicht bist Du verwandelt, stoßen wir wieder auf einander, prunkst in Sammet und Seide, und thust's uns Allen zuvor! Er sprengte davon, und aus der Ferne hörte der Schüler ihn noch ein Lied singen, welches damals von Mund zu Munde ging und ungefähr so lautete:

Die schönste Rose, die da blüht,
Das ist der rosenfarbne Mund
Von wonniglichen Weiben;
Sie thut sich erst als Knospe kund,
In sich geschlossen, und bemüht,
So recht für sich zu bleiben!

Der Mai küßte alle Rosen wach,
Auf rosenfarbnen Mund der Kuß:

Die Lippe kommt zum Blühen;
Drum keine Lippe ohne Kuß,
Und jedem Kuß an seinem Tag
Der schönsten Lippen Glühen!

Ein Schmetterling flog vor dem Schüler auf. — Ist das Leben der meisten Menschen nicht dem Flattern dieses Falters zu vergleichen? sagte er. Bunt und leicht prunkt er dahin und doch sind seine Freuden so kurz und öde. Mit gewaltigen, großen Augen blickt er umher, aber die matten Spiegel empfinden nur eine leere Abwechselung von Licht und Schatten, nicht die volle Gestalt, die feste Farbe. — Der Wald sah ihn aus seinen grünen Tiefen mit unwiderstehlichem Blick an. Was thut's, rief er, wenn mein geduldig Thier auf diesem Rasen eine Weile allein zurückbleibt! Es läuft mir nicht davon, ich spüre so eine innige Sehnsucht, ein Stündchen da hinein zu wandern, wie labend muß es da tief, tief drinnen seyn!

Er schritt seitab von der Landstraße auf einem engen Pfade, der sich nach kurzem Gehen zwischen den hohen Stämmen zu Thale senkte, in den Wald, und war bald in einer völligen Einsamkeit, in der es um ihn her rauschte, flüsterte, schwirrte, und nur einzelne Sonnenlichter, grünlich gebrochen, wie Irrlichter ihn umspielten. Zuweilen war es ihm, als ob sein Name hinter ihm aus der Ferne gerufen werde, er wußte selbst nicht, der Ruf kam ihm widerwärtig und hassenswürdig vor, dann hielt er den Ton auch wohl wieder für eine Täuschung, aber er mochte dies oder das denken, fürbaß schritt er nur immer tiefer in den dunkeln Forst. Große knorrige Baumwurzeln lagen wie Schlagen quer über den Weg hin gespannt, daß der Schüler beinahe über sie gestolpert wäre, Hirschkäfer standen wie Edelwild im Moose. Aus kleinen Felsgrotten leuchtete der Psittigglanz des Goldmooses. Der Schweiß stand ihm vor der Stirne, wie er so immer hastiger sich in das Dickicht hineinarbeitete und vor der lichten Sonnenwelt da draußen floh. Aber es war nicht bloß der Gang, der ihm heiß machte, auch sein Gemüth arbeitete unter der Last schwerer

Erinnerungen. — Endlich kam er, nachdem ihm der Pfad längst unter den Füßen geschwunden war, auf einen schönen, glatten, dunkeln Platz unter mächtigen Eichen. Noch immer hörte er aus der Ferne seinen Namen rufen. Hier wird mich der rohe Laut von da draußen nicht mehr erreichen, sagte er, hier werde ich still geborgen seyn. Er sank an einem großen moosbedeckten Steine nieder, seine Brust wogte, er kämpfte mit einem gewaltigen Gelüste. Vergieb mir, hoher Meister, meinen Fürwitz, rief er; aber es giebt ein Wissen, dem die That folgen muß, sonst erdrückt es den Sterblichen! Hier, näher dem Herzen der großen Mutter, wo unter dem Sprießen und Wachsen schon vernehmlicher ihre Pulse klopfen, hier muß ich es aussprechen, das Zauberwort, welches ich von deinen schlafenden Lippen ablauschte, als Du es im Traume sprachest; das Wort, auf dessen Ertönen die Creatur den Schleier hinwegwirft, die Kräfte sichtbar werden, die unter Rinde und Haut und im Kerne des Felsens arbeiten, und die Sprache des Vogels dem Ohre verständlich klingt.

Seine Lippen zuckten, das Wort zu sprechen, aber noch hielt er inne, denn vor sein Auge trat der kummervolle Blick, mit dem ihn sein großer Meister Albertus gebeten hatte, nach seinem Beispiele von der zufällig erlangten Kunde keinen Gebrauch zu machen, da schwere Dinge dem Menschen bevorständen, der mit Absicht das Zauberwort spräche.

Plötzlich jedoch rief er es, wie von dem Verbote und von der Furcht nur um so gewaltiger vorwärts gestoßen, laut in den Wald, indem er seine Rechte ausreckte.

Alsobald that es in ihm einen Schlag und einen Ruck, daß er meinte, der Blitzstrahl habe ihn getroffen. Seine Augen erblindeten, und es war ihm, als ob ihn ein reißender Wirbelwind im Kreise durch den unermeßlichen Raum schleudere. Als er entsetzt und schwindlicht mit den Händen umhergriff, fühlte er zwar den moosigen Stein, an dem er gestanden, und kam dadurch in seinem Innern wieder zur Erde zurück, aber nun geschah an ihm ein neues unheimliches Zeichen. Denn wie er vorher, gleich einem Sand-

korn, durch das All geschleudert worden war, so kam es ihm nun vor, als ob sich sein Leib in das Unendliche ausdehne. Unter furchtbaren Schmerzen trieb die neue in ihm aufgewachte Kraft seine Gliedmaßen zu ungeheurer Größe, daß er meinte, er müsse an den Himmel rühren. Die Wände seines Haupts und seiner Brust wurden tempelweit, in sein Ohr fielen Töne, fremd, zerreißend, himmlisch, und er sagte zu sich: das ist der Gesang der Sterne in ihren goldnen Bahnen. Endlich machten die Schmerzen einer prickelnden Wollust Raum, in welcher er seinen Körper wieder zu gewöhnlichem Maaße zusammenschrumpfen fühlte, während die Riesengestalt wie eine äußere Schaale oder eine Art von Atmosphäre in luftigen Umrissen um ihn stehen blieb. Die Finsternisse wichen von seinen Augen, indem sich große, gelbglänzende Lichtflächen, wie bei dem Gefühle der Blendung, von den Aepfeln ablösten und in die Augenwinkel zogen, wo sie allmählig verschwanden.

Während er so wieder sehend wurde, sang ein feiner, süßstimmiger Chor um ihn her; er wußte nicht, waren es die Vögel allein, oder gaben auch Zweige, Stauden und Gräser ihren Beitrag? ganz vernehmlich:

Wir dürfen's ihm sagen,
Er muß es ertragen;
Gehört uns nun eigen,
Wird balde
Im Walde
Erkalten und schweigen.

In dem moosigen Felsblock murrte es leise aber hörbar, es war, als ob der Stein sich regen wollte und könne es nicht, wie ein Scheintodter. Der Schüler blickte auf die Fläche des Steins, ach! da liefen die grünen und rothen Adern zu einem uralten Antlitz zusammen, welches ihn aus müden Augen so wehmüthig und hülfeflehend anschaute, daß er sich erschüttert abwandte und bei den Bäumen, Pflanzen und Vögeln Trost suchte.

(Die Fortsetzung folgt).

Eine neue Erfindung.

»Catharine! Da sind die Thürme der Stadt,« rief ein sehr parlanter Dorfschulmeister seinem an seiner Seite gehenden jungen Weibchen zu, »in einer halben Stunde sind »wir beim Thore, dann sollst Du Kieck in die Welt Mal »Wunder über Wunder schauen. Da geht es anders zu, »als in unserm Dorfe. — Da . . . .«

Wir ersparen dem Leser die superklugen Reden unseres ländlichen Pädagogen und heften lieber den Blick auf die schönen blauen Augen seiner Begleiterin, aus denen, trotz ihrer Unbekanntschaft mit Welt und Menschen, fast eben so viel Mutterwitz, als Eigendünkel aus den Blicken ihres Eheherrn leuchtete.

Da flog ihnen rasch ein Wagen entgegen, in welchem ein englischer Lord saß, der den Postillon besser mit Trinkgeld, als der Bediente den Wagen geschmiert hatte.

Die Räder waren in Brand gerathen, der unerfahrene Postillon vom Bock gestürzt, die ihres Führers beraubten Phaetonpferde aber suchten dem sie ängstigenden Rauche durch einen Schnelllauf zu entrinnen.

Der Wagen lief gerade bergauf, ein kühner Griff und die Deserteure waren gehalten. —

»Um Gotteswillen! Nicklas halt doch die Pferde, sie »laufen immer ärger, es sitzt ein Mensch im Wagen,« rief Catharine.

»Dumme Trine!« versetzte der Schulmeister lächelnd und verweisend, »da würde ich mich schön blamiren. Von »dem Dinge habe ich noch vorgestern gelesen. Das ist ein »neuerfundener Dampfwagen, der sechs Meilen in Einer »Stunde macht.«

Catharine aber hatte die letzten Worte nicht mehr gehört. Mit Amazonenschnelligkeit war sie vor die Pferde geeilt und hatte sie in einem Nu zum Stehen gebracht. Der gerettete Lord aber klatschte ihr Beifall wie einer Sängerin, und preßte ein »very well!« durch die geschlossenen Kinnladen.

Vater und Sohn.

Der Sohn eines reichen norddeutschen Marschbewohners hatte, wider Willen seines Vaters, Mathematik studirt, etwas Tüchtiges gelernt, und in London, dem großen Markte des Verstandes, den seinigen gar bald zu Gelde gemacht. Nach zehn Jahren besuchte er mit einer von Banknoten erfüllten Brieftasche den Vater. — Dieser sang alsbald wieder ein Loblied des Landlebens, und bewies durch seine Papiere dem Sohne, daß er auf einem demselben zugedachten Bauerhofe eine gleiche Summe in derselben Zeit verdient habe. Dabei suchte er fortwährend den Sohn zu bereden, die Hauptstadt Englands zu verlassen und die väterlichen Fluren zu bebauen. »Siehst Du nicht ein, mein »Sohn!« endete er belehrend, »Du verdienst hier eben so »viel Geld wie in London, und das ohne alle Mühe. Alles »wächst Dir hier nur so zu.« »Das mag seyn,« erwiederte der Residenzbewohner, »aber wie steht es denn mit dem »Verzehren? Das wüßte ich hier doch wahrlich nicht an»zufangen. Und Geld verdienen kann man überall, ver»zehren aber wahrhaftig nur in wenigen Orten. Nein, »mein Vater, ich gehe nach London zurück.«

Hagestolz.

Ein sehr vornehmer französischer Reisender, welcher sich vor einigen Jahren eine Frau aus Deutschland holte, passirte bei dieser Gelegenheit Trier. Obgleich er der deutschen Sprache nicht unkundig, war ihm doch das Wort »Kellner« entfallen. Eilig ergriff er sein Dictionaire, und da er bei dem Worte »garçon« die Uebersetzung Hagestolz fand, rief er laut: Hagestolz, Hagestolz!

Man berichtet uns, daß seit der Zeit alle Aufwärter in und bei Trier Hagestolz titulirt werden.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 19. Donnerstag, 9. August. 1838.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Roman: Münchhausen, von Karl Immermann.

Die Wunder im Spessart.

Waldmährchen.

(Fortsetzung.)

Unter denen war auch Alles verwandelt. Wann er auf das kleine braune Moos trat, so ächzte es und schrie über den unsanften Druck, und er sah, wie es die behaarten Händchen rang, und die gelben oder grünen Häuptlein schüttelte. Die Stengel der Pflanzen und die Stämme der Bäume befanden sich in einer immerwährenden schraubenförmigen Bewegung, und zugleich ließ ihn die Rinde oder die äußere Haut in das Innere blicken, worin feine Geisterlein zartglänzende Tröpfchen in die Röhren schütteten. Dann stieg das klare Naß von Röhre zu Röhre, indem sich unaufhörlich Klappen öffneten und zuschlossen, bis es oben in den Haarröhrchen der Blätter zu einem grünen Dufte wurde. Leichte Verpuffungen und Feuer entzündeten sich nun in dem Geäder der Blätter; ein Aetherisches, Flammendes spieen unaufhörlich ihre fein geschnittenen Lippen aus, während eben so unaufhörlich der schwerere Theil jener feu-

rigen Erscheinungen in weichen Dampfwellen durch die Blätter hin und her schlich. In den blauen Glockenblumen, die auf dem feuchten Waldgrunde standen, war ein Klingen und Singen; sie trösteten mit einem schönen Liede das arme alte Antlitz im Steine und sagten, wenn sie nur vom Boden los könnten, so würden sie ihm herzlich gerne die Erlösung bringen. Aus den Lüften blickten den Schüler sonderbare grüne, gelbe und rothe Zeichen an, die immer sich zum Bilde fügen wollten und dann wieder auseinanderbrachen, von allen Seiten kroch und schritt das Gewürm und Gekäfer an ihn heran und trug ihm verworrne Anliegen vor; der Eine wollte dies seyn, der Andere das, der Eine begehrte eine neue Flügeldecke, der Andere hatte sich den Rüssel abgebrochen; was in den Lüften zu schweben pflegte, bettelte um Sonnenschein, das Kriechende dagegen um die Feuchtigkeit. Dieses ganze Gesindel nannte ihn seinen Herrgott, so daß ihm fast wieder die Sinne zu schwanken begannen.

Auch bei den Vögeln war des Zwitscherns, Plapperns und Erzählens kein Ende. Ein Buntspecht kletterte an der Borke einer großen Eiche auf und nieder, hackte und pickte nach den Würmern und ward nicht müd' zu schreien: Ich bin der Förster; ich muß für den Wald sorgen! Der Zeisig erzählte dem Finken, wohin er sein Nest gemacht habe, er solle es aber nicht verrathen, denn die andern Vögel stählen ihm sonst den Stein heraus, der es vor Menschenaugen unsichtbar mache, sie seyen alle neidisch auf ihn. Der Fink versetzte: Ich freß' mein Korn und kümmre mich sonst um Nichts; ich hab' ganz andre Sorgen, zu meinem Waldschlag lern' ich die eigentlichen kunstmäßigen Weisen nur hiezu, wenn sie mich blenden; es ist aber schrecklich, daß aus Einem erst was Rechtes wird, wenn man so hart verstümmelt worden ist. — Von Diebstählen plauderten die Andern und von Mordthaten, die Niemand gesehen, als die Vögel:

Sie fliegen wohl über den Kreuzweg hin,
Schaut Keiner nach ihnen hin!

Dann setzten sie sich auf den Zweigen straff zurecht, kuckten den Schüler spöttisch an und zwei freche Kohlmeisen riefen: Da steht der Zauberer und hört uns zu, und weiß nicht, was mit ihm geschieht; nun, der wird Augen machen! — Der wird Augen machen! schrie der ganze Haufen und flog mit einem Gezwitscher davon, welches wie ein halbes Lachen klang.

Indem bekam der Schüler einen Wurf in das Gesicht, er blickte empor, da sah er ein ungeschliffnes Eichhorn, das hatte ihm die hohle Nuß auf die Stirne geworfen, lag platt auf seinem Aste auf dem Bauche, stierte ihm ins Gesicht, und rief: Die hohle für Dich, die volle für mich! — Ihr ungezognes Gesindel, laßt den fremden Herrn doch zufrieden! rief eine schwarz und weiße Elster, die wackelnd durch das Gras herzugeschritten kam. Sie setzte sich dem Schüler auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: Ihr müßt nicht uns Alle nach jenen unhöflichen Bestien beurtheilen, gelahrter Herr, es giebt auch unter uns wohlgezogne Leute. Da seht einmal durch die Oeffnung hindurch jenen weisen Mann, das Wildschwein, wie es ruhig steht und seine Eicheln verzehrt, und dabei im Stillen seine Gedanken hat. Herzlich gern will ich Euch Gesellschaft leisten und Euch erzählen, was ich nur weiß, das Reden ist mein Vergnügen, besonders mit alten Leuten.

Wenn das ist, so wirst Du bei mir Deine Rechnung nicht finden, ich bin noch jung, versetzte der Schüler.

Ach Himmel, wie sich die Menschen täuschen können! rief die Elster und sah ganz gedankenvoll vor sich hin.

Indem war es dem Schüler, als höre er aus noch größerer Tiefe des Waldes ein Seufzen, dessen Ton ihm durch das Herz drang. Er fragte seine schwarz und weiß gesprenkelte Gesellschafterin nach der Ursache, die sagte ihm aber, sie wolle zwei Eidexen darum ausforschen, die dort ihr Morgenbrod äßen. Er ging nun mit der Elster auf der Schulter nach dem Orte, wo diese Thierchen sich befinden sollten. Da hatte er eine wunderhübsche Schau. Die beiden Eidexchen waren gewiß vornehme Fräuleins, denn

sie saßen unter einem großen Pilze, der wie ein prachtvolles Schirmzelt sein goldgelbes Dach über ihnen ausspannte. Dort saßen sie und schlürften mit den braunen Züngelchen den Thau vom Grase, dann wischten sie sich die Mäulchen an einem Hälmlein ab und gingen mit einander im anstoßenden Lusthain von Farrenkräutern spazieren, welcher vermuthlich der Einen zugehörte, die ihre Freundin bei sich zum Besuch hatte. Schack! Schack! rief die Elster; der Herr möchte gern wissen, wer geseufzt hat? Die Eidexchen hoben die Köpfchen empor, wedelten mit den Schwänzchen und riefen:

Prinzessin in der Laub' am Bronnen,
Der Kanker hat sie eingesponnen.

Hm! Hm! sagte die Elster, und wackelte mit dem Kopfe, daß man so vergeßlich seyn kann! Ja freilich, freilich, in der nahen Hainbuchenlaube schläft die schöne Prinzessin Doralice, die der böse König Kanker eingesponnen hat. O möchtet Ihr sie erretten, gelahrter Herr! Den Schüler trieb das Herz, er fragte die Elster, wo die Laube sey? Der Vogel flog voran von Zweig zu Zweig, den Weg zu zeigen; so kamen sie an eine stille Wiese, rings eingeschlossen, durch welche ein Bächlein, aus einer Felsenspalte springend, floß, wo gar artige Läublein von Hainbuchen standen. Die Bäumchen hatten ihre Zweige zur Erde geschlagen, so daß sie den Boden wie ein Dach überwölbten, durch diese Dächer aber stachen die Fächerblätter des Farrenkrauts und schufen den Laubhäuslein die Luken und Giebel. Die Elster sprang auf eins der Laubhäuslein, schaute durch eine Luke und flüsterte geheimnißvoll: Hier schäft die Prinzessin. — Mit klopfendem Herzen trat der Schüler herzu, knieete vor der Oeffnung der Laube nieder und blickte hinein — ach! da wurde ihm ein Anblick, der ihm Sinn und Seele in noch gewaltigeren Aufruhr jagte, als da er das Zauberwort aussprach. Auf dem Moose, welches wie ein Pfühl die schöne Last umquoll, ruhte die reizendste Jungfrau und schlummerte. Ihr Haupt lag etwas erhöht, den einen Arm hatte sie unter den Nacken geschoben, die weißen

Finger leuchteten aus dem Goldbraun der Locken, welche in langen weichen Fluthen sich zärtlich um Hals und Busen schmiegten. Mit unsäglicher Wonne und Wehmuth schaute der Schüler in das herrliche Antlitz, auf den Purpur der Lippen, auf die Blüthe der Glieder, von denen ein verklärender Wiederschein auf das dunkle Mooslager fiel. Daß die Schläferin, wie von einem geheimen Drucke belastet, in süßer Angst zu athmen schien, machte sie in seinen Augen nur noch verlockender, er fühlte, daß sein Herz auf immerdar gefangen genommen sey, und nur an diesem Munde sein Lechzen stillen könne. Ist es nicht Schade, sagte die Elster, die durch die Luke in die Laube gehüpft war, und sich der Schläferin auf den Arm setzte, daß eine so schöne Prinzessin sich hat müssen einspinnen lassen? — Wie? Einspinnen? fragte der Schüler; sie ruht ja, in ihren weißen Schleier gehüllt. O Thorheit! rief die Elster, ich sage, es sind Spinnweben und der König Kanker hat sie eingesponnen. — Wer ist der König Kanker?

Im menschlichen Zustande war er ein reicher Garnspinnerherr, versetzte die Elster, indem sie wohlgefällig mit dem Schwanze wippte. Er hatte seine Garnspinnerei nicht weit von hier, außer dem Walde, am Flüßchen, und an die hundert Arbeiter spannen unter ihm. Das Garn wuschen sie im Flüßchen. Darin wohnt aber der Nix, und der war ihnen schon lange bitterböse, weil sie mit der ekelhaften Wäsche seine klaren Fluthen trübten, und weil alle seine Kinder, die Schmerlen und die Forellen, von der Beize abstanden. Alles mögliche versuchte er, sie von seinem Wasser zu scheuchen. Er wirrte das Garn untereinander, die Wellen mußten es über den Rand des Ufers schleudern, er trieb es abwärts in die Strudel, um den Spinnerherrn zu warnen, aber Alles war vergeblich. Endlich, am Johannistage, an welchem die Flußgeister Macht haben, zu wandeln und zu verwandeln, spritzte er der ganzen Garnwäscherzunft und ihrem Haupte, da sie eben wieder ihre Wäscherei recht frech und gewissenlos trieben, Feienwasser in das Antlitz, und, wie wilde und blutdürstige Menschen Währ-

Wölfe und Währ=Kater werden können, so sind die Garner und ihr Haupt Kanker geworden. Sie liefen Alle vom Flüßchen zum Walde und hangen mit ihren Geweben überall an Bäumen und Sträuchern umher. Die Spinner sind gewöhnliche kleine Kanker geworden, fangen Fliegen und Mücken; ihr Herr aber hat fast seine frühere Größe behalten und heißt der Kanker=König. Er stellt den schönen Mädchen nach, umspinnt sie, betäubt sie mit seinem giftigen Dunste und saugt ihnen dann das Blut vom Herzen. Zuletzt hat er diese Prinzessin überwältigt, welche von ihrem Gefolge im Walde abgekommen war. Sieh dort — dort — dort regt er sich zwischen den Büschen.

Wirklich war es dem Schüler, als sehe er durch die Zweige gegenüber einen riesigen Spinnenleib schimmern, zwei haarige Füße, dick, wie Menschenarme, arbeiteten sich durch das Laub; eine entsetzliche Angst um die schöne Schläferin ergriff ihn, er wollte dem Ungeheuer entgegenstürzen. Umsonst! rief die Elster und schlug mit den Flügeln; alle verzauberte Menschen haben nicht zu besiegende Kräfte, das Ungethüm würde Dich in der Umknotung ersticken, aber streue Deiner Schönen Farrensamen auf die Brust, der macht sie unsichtbar vor dem Kanker=König, und so lange nur ein Stäubchen davon liegt, dauert der Segen aus. Eiligst streifte der Schüler den braunen Staub von der untern Fläche eines Farrenblattes ab, und that, wie ihm der Vogel gesagt hatte. Indem er sich hiebei über die Schläferin beugte, rührte ihr Othem seine Wange. Verzückt rief er: Giebt es kein Mittel, dieses geliebte Bild zu befreien? Oh! schrie der Vogel, und schoß wie toll in Zickzackflügen um den Schüler, wenn Ihr mich um so ein Mittel befragt, das giebt es wohl. Unser weiser Alter in der Kluft hat den Eibenbaum in Verwahr, wenn Ihr davon einen Zweig bekommt und mit demselben die Stirne der Schönen dreimal berührt, so weicht alle Fesselung von ihr,

Denn vor den Eiben
Die Zauber nicht bleiben;

sie wird in Eure Arme sinken und Euch, als ihrem Retter, angehören. In diesem Augenblicke war es, als ob die Schlafende die Reden des Vogels vernehme. Ihr schönes Gesicht wurde von einer zarten Röthe überzogen, ihre Züge nahmen den Ausdruck einer unendlichen Sehnsucht an. Führe mich zum weisen Alten! rief der Schüler halb von Sinnen.

Der Vogel sprang in die Büsche, der Schüler eilte ihm nach. Die Elster flatterte einen engen Felsenweg empor, der bald nur noch über Morast und wildumhergeworfene Steinblöcke gefährlich hinanleitete. Von Block zu Block mußte der Schüler klimmen, wollte er nicht im Sumpfe versinken. Seine Kniee zitterten, seine Brust keuchte, seine Schläfe bedeckte kalter Schweiß. Er rupfte in der Eile Blumen und Blätter ab, und streute sie auf die Steine, damit er den Weg wieder finden möchte. Endlich stand er auf bedeutender Höhe vor einem geräumigen Felsenportal, aus dessen dunklem Schlunde ihm eine Eisluft entgegenstrich. Die Natur schien hier noch in der uralten Gährung zu seyn, so fürchterlich und zerrissen starrte das Gestein über, neben, vor der Höhle.

Hier wohnt unser Weiser! rief die Elster, indem sich ihre Federn vom Kopf bis zum Schweife sträubten und kraus'ten, so daß sie ein unheimliches und widerwärtiges Ansehen bekam. Ich will Dich bei ihm anmelden und fragen, wie er über Deinen Wunsch gesonnen ist? mit diesen Worten schlüpfte sie in die Kluft. Sie kam aber gleich wieder herausgesprungen und rief: Der alte ist mürrisch und eigensinnig, er will nicht anders Dir den Eibenzweig geben, als wenn Du ihm alle Ritze der Höhle stopfest, denn er sagt, die Zugluft sey ihm empfindlich. Aber ehe Du damit fertig wirst, kann manches Jahr vergehn. — Der Schüler raffte des Mooses und Krautes zusammen, so viel er fassen konnte, und ging nicht ohne Schauder in die Höhle. Drinnen sahen ihn von den Wänden Tropfsteinfratzen an, er wußte nicht, wohin er sein Auge vor den abscheulichen Gestalten retten sollte. Er wollte tiefer in den Felsgang

dringen, da schnarchte es ihm aus der hintersten Ecke entgegen: Zurück! Störe mich nicht in meinen Forschungen, treibe da vorne Dein Wesen! Er wollte entdecken, wer da spreche, sah aber nichts als ein Paar glührothe Augen, die aus dem Dunkel leuchteten. Nun gab er sich an seine Arbeit, stopfte überall Moos und Kraut ein, wo er eine Spalte sah, durch welche ein Schimmer des Tageslichtes drang, aber das war ein schwieriges und, wie es schien, unendliches Werk. Denn, glaubte er, mit einer Spalte fertig zu seyn und sich zu einer Andern wenden zu können, so fiel das Eingestopfte wieder heraus, und er mußte von vorn beginnen. Dazu schnarrte das Schnarchende im Hintergrunde der Höhle Töne und Laute ohne Sinn ab, und ließ nur bisweilen verständliche Worte ausgehen, die so klangen, als ob es sich seiner tiefen Forschungen berühme.

(Die Fortsetzung folgt).

Die Möglichkeit der Unmöglichkeit.

»Warum kommt Ihr denn zwei Stunden später als Ihr »geladen seyd?« fragte ein Richter einen in den Gerichtssaal hinkenden Bauer.

»Ich habe gewiß eher Lob als Tadel verdient,« versetzte dieser, indem er dem Richter einen Schein übergab. »Sehen Sie nur, ich habe sogar eine ärztliche Bescheini»gung, daß ich unvermögend bin, den Weg ins Gericht zu »Fuße zu machen. Und es war auch eigentlich unmöglich, »aber meine Frau, die immer so spaßhaft ist, meinte, der »Herr Richter und der Doctor würden sich doch beide wun»dern, wenn ich doch herginge. Und nur meiner Frau zu »Liebe habe ich die Unmöglichkeit möglich gemacht.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 20. Donnerstag, 16. August. 1838.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Roman:

Münchhausen,

von Karl Immermann.

Die Wunder im Spessart.

Waldmährchen.

(Fortsetzung.)

Die Zeit schien dem Schüler im reißenden Fluge unter seiner verzweiflungsvollen Arbeit vorüber zu eilen. Tage, Wochen, Monate, Jahre kamen, so dünkte ihm, und schwanden, und dennoch spürte er weder Hunger noch Durst. Er glaubte sich dem Wahnwitze nahe, und wiederholte sich still mit einer Art von rasender Leidenschaft die Jahreszahl und daß er am Tage Peter und Paul zu Walde gegangen sey, um nicht gar aus aller Zeit zu treten. Wie aus weiter Ferne sah ihn das Bild seiner geliebten Schlummerden an, er weinte vor Sehnsucht und Trauer und doch fühlte er keine Thräne über die Wangen rinnen. Auf einmal war es ihm, als sehe er eine bekannte Gestalt sich der Schläferin nähern, entzückt sie betrachten, und sich dann wie zum Kusse über sie beugen. In diesem Augenblicke übermannte ihn Schmerz und Eifersucht, Alles um sich her vergessend stürzte er gegen den dunkeln Hintergrund der Höhle.

Den Eibenzweig! rief er heftig. Da wächst er! antwortete das Glühende, Schnarchende, und zugleich fühlte er die Zweige eines Baumes in der Hand, der aus einer finstern Spalte der Grotte emporstand. Er brach an einem Zweige, da that es ein Winseln um ihn her, das Glühende schnarchte stärker als jemals, die Höhle schwankte, schütterte, stürzte zusammen, Nacht wurde es vor den Augen des Schülers, und unwillkührlich rief es aus ihm hervor:

Vor den Eiben
Kein Zauber thut bleiben.

Als seine Augen wieder helle wurden, sah er sich um. Ein dürrer, sonderbar mißfarbiger Stecken lag in seiner Hand. Er stand zwischen Gestein, welches sich zu einer Kluft wölbte, die aber nicht eben mächtig war. In der Tiefe klangen schrillende, pfeifende Töne, wie sie die großen Eulen von sich zu geben pflegen. Die Gegend umher war wie verwandelt. Es war eine mäßige Anhöhe, kahl und ärmlich, mit unbedeutenden Steinen übersäet, zwischen denen auf der einen Seite nach der Tiefe zu durch feuchtes Erdreich der Weg hinableitete, den er heraufgekommen war. Von den großen Felsblöcken war keiner mehr zu erschauen. Ihn fror, obgleich die Sonne hoch am Himmmel schien. Es bedünkte ihn, als habe sie denselben Stand, wie damals, als er ausgegangen war, den Zweig zu holen, der nun zum dürren Stecken in seiner Hand geworden war. Er ging den Pfad über die Steine hinab, das Wandern fiel ihm beschwerlich, er mußte sich auf den Stecken stützen, das Haupt hing auf der Brust, er hörte seinen Othem, der mühsam aus ihr hervordrang. An einer schlüpfrichten Stelle des Pfades glitt er aus und mußte sich am Gebüsch halten. Dabei kam ihm seine Hand dicht vor das Auge, die sah grau und runzlicht aus. Herr Gott! rief er, von einem Schauder gepackt, bin ich denn so lange — —? Er wagte seinen eignen Gedanken nicht auszusprechen. Nein, sagte er, sich gewaltsam beruhigend, es thut die kühle Waldluft, daß mich so friert, matt bin ich von der Anstrengung geworden, und das gebrochne fahlgrüne Licht, welches durch

die Büsche fällt, giebt den Händen die seltsame Farbe. Er schritt weiter und sah auf den Steinen die wilden Blumen und Blätter liegen, welche er bei dem Hinaufklimmen dahin gestreut hatte, den Weg zu merken. Sie waren frisch, als seyen sie eben hingelegt worden. Damit war ihm ein neues Räthsel gesetzt. Ein Köhler hockte seitwärts vom Wege im Gehölz und schnitt Aeste ab, den fragte er nach dem Tage. Ei Vater, versetzte der Köhler, seyd Ihr ein so böser Christ, daß Ihr Apostelntag nicht kennt? Wir haben Peter und Paul, wo der Hirsch aus dem Wald ins Korn tritt. Ich will meinem Jungen da aus dem Maserast ein Spielwerk schneiden, sonst arbeit' ich nicht an dem Tag, aber das ist zur Lust und Ergötzlichkeit, und die ist erlaubt, sagt der Caplan.

Ich bitte Dich, Gesell, rief der Schüler, den das Grauen immer stärker durchrieselte, sag' mir an, welche Jahrzahl schreibt Ihr in der Christenheit? Der Köhler, von dem auch die Feiertagswäsche den Ruß nicht hatte bringen mögen, hob sich mit seinen mächtigen Gliedern schwarz zwischen den grünen Büschen empor, und sprach nach einigem Besinnen die Jahreszahl aus. — O du mein Heiland! schrie der Schüler und stürzte, von seinem Stecken nicht gehalten, auf den Steinen zusammen. Dann schleuderte er den Stecken hinweg und kroch zitternd den Steinpfad hinab.

Verwundert trat der schwarze Köhler, den Maserast in der Hand, aus den Sträuchen auf die Steine, sah den Stecken liegen, bekreuzte sich und sprach: Der ist von der Eibe, die da droben wächst im Eulenstein, wo der Schuhu horstet. Sie sagen, sie schaffe den Zauber, und löse geschaffnen Zauber. Gott behüte uns! der Alte hatte böse Dinge auslaufen lassen. — Dann ging er in die Büsche zurück, seiner Hütte zu, um das Spielwerk für seinen Knaben zu schnitzen.

Unten auf der lustigen Waldwiese neben der Hainbuchenlaube, am klaren Wässerlein, welches dort seine Ränder zu einem breiten Becken auseinander gespült hatte, saßen

der junge Ritter Konrad und die Schöne, welche er ohne magische Künste aus dem Schlummer geweckt hatte. Lieblich drängten sich rothe, blaue und gelbe Kelche aus den Gräsern um sie her, und das Paar blühte in Jugend und Schönheit, der Ritter in seinem bunten Schmuck, die Jungfrau in ihren silberglänzenden Schleiern, als die herrlichste Blume aus diesem Schmelz empor. Er hatte seinen Arm sanft um ihren Leib gelegt und sagte, ihr treu und zärtlich in das Auge sehend: Bei der Asche meiner lieben Mutter, und bei dem heiligen Zeichen auf dem Griffe dieses Schwerdts, ich bin, der ich mich Dir genannt habe, Herr meiner Schlösser und meiner Tage, und beschwöre Dich nun, Du holdseliges Wunder dieses Forstes, daß Deine Lippen das Wort sprechen, welches mich auf ewig Dir in den Besitz geben wird, den der Priester vor dem Altare weihen und segnen soll. —

Was für ein Wort begehrst Du noch? sagte die Schöne leise, indem sie züchtig die Wimpern senkte. Hat nicht mein Auge, meine Wange, mein klopfender Busen Alles gesprochen? Minne ist eine gewaltige Königin; sie fährt daher unversehens und ergreift, den sie mag, ohne Widerstand zu dulden. Bringe mich, bevor der Tag sinkt, nach dem Kloster am Odenwald zur frommen Aebtissin, sie wird mich unter Schirm nehmen, dort will ich zwischen stillen Mauern harren, ob Du kommen und mich heimführen willst. Sie wollte aufstehen, der junge Ritter hielt sie aber sanft zurück und sagte: Laß uns an diesem Platze, wo meine Seligkeit wie ein goldnes Mährchen emporsproßte, noch einige Augenblicke verweilen. Fürchte ich doch noch immer, daß Du mir, gleich einer reizenden Waldnymphe verschwindest! Hilf mir, daß ich an Dich glaube und an Deine holde Sterblichkeit. Wie bist Du hergekommen? Was war mit Dir?

Ich war, versetzte die Schöne, heute Morgen zu Walde geflohen, vor meinem Vormunde, dem Grafen Archimbald, dessen Absichten plötzlich, ich weiß nicht ob auf mich, oder auf meine Güter, bös und erschreckend hervorgetreten waren.

Was hilft der Jugend und dem Weibe reiches Erbe? Es ist immerdar schutzlos und verlassen. Ich wollte mich zur Aebtissin flüchten, ich wollte den Kaiser in Maynz antreten, kaum wußte ich selbst, was ich wollte. So kam ich in diese grünen Baumhallen. Mein Herz war nicht auf den Helfer gerichtet, meine Gedanken haderten mit dem Himmel.

Auf einmal, wie ich diese Wiese schon vor mir liegen sah, war mir, als würde da drüben in den Büschen etwas gesprochen, worauf ich mich, und Alles um mich her, verwandelt fühlte. Ich kann Dir das Wort, oder den Laut nicht beschreiben, mein Geliebter! Der Gesang der Nachtigall klingt heiser gegen seine Süßigkeit und das Rollen des Donners ist, mit ihm verglichen, nur ein schwaches Flüstern. Es war gewiß das Geheimste und Zwingendste, was es zwischen Himmel und Erde geben kann. Auch auf mich übte es eine unwiderstehliche Gewalt, da es in meinen fassungslosen Geist, in das Getümmel meiner Sinne fiel und kein Gedanke des Heils ihm in mir entgegentrat. Meine Augen schlossen sich und doch sah ich den Weg vor meinen Füßen, den die Füße, wie von unsichtbaren, weichen Händen gelenkt, wandeln mußten. Ich schlief und schlief doch nicht, es war ein unbeschreiblicher Zustand, in dem ich endlich unter jener Laube auf weichem Moose niedersank. Es sprach und sang Alles um mich her, in mir fühlte ich den Wogenschlag der jubelndsten Wonne, jeder Tropfen Blutes leuchtete und tanzte durch die Adern und doch saß mir im tiefsten Herzen das alleräußerste Grauen vor dieser Verfassung, und die heißeste Bitte um Erweckung aus meinem Schlafe. Aber ich spürte, daß von dem Grauen Nichts in mein Antlitz trat, wunderbarer Weise konnte ich mich selbst schauen und sah, daß meine Wangen von der Wonne lächelten, als würden mir himmlische Freudenlieder zugesungen. Immer weiter griff die Wonne in mein Herz, immer weiter drängte sie das Grauen zurück, eine furchbare Angst befiel mich, daß dieses Pünktchen ganz aus mir getilgt und ich eitel Wonne werden würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge
für den
Deserteller der humoristischen Blätter.

1.

Das stattliche Perückenhaupt des Altvaters Gottsched, das über so Vielem gesonnen und gegrübelt, hatte schon vor nun bald hundert Jahren die Ursache des moralischen Uebels in der Welt heraus gebracht. Mit Bezug auf einen Artikel Bayle's (Dict. Art. Epicure Note R) bewies er nämlich höchst scharfsinnig, daß Epikur, der Heide, in grobem Irrthume befangen sey, wenn er behaupte, daß die Gottheit unmöglich Schöpfer einer so fehler- und lastervollen Welt seyn könne, denn, »Gott dulde vielmehr das moralische Uebel, weil auch Gutes daraus entstehe,« z. B., fügt er durchaus ernsthaft hinzu, »duldet Gott die Räuber und Diebe, damit das Schlosserhandwerk etwas zu verdienen habe.« Das ist doch noch ein Argumentum ad hominem! Wie weit sind unsere hyperspeculativen Moral- und Religionsphilosophen von dieser rührenden Naivität entfernt.

2.

Im dritten Theile der 1806 zu Augsburg erschienenen »Unterhaltungen über den Menschen« sagt der misanthropische Verfasser: »Welcher Nachdenkende könnte ohne Wehmuth, daß der Mensch sich so sehr von der einfachen Natur entfernen konnte, einen Speisezettel bei dem Pariser Restaurateur Very lesen und auf demselben einhundert und funfzig Speisen, fünf und funfzig feine Weine und fünf und zwanzig Liqueurs verzeichnet finden!«

»Es ist gar nicht zu begreifen,« ruft hierbei 1838 der bei weitem philosophischere Gastronom Antonius Anthus aus, »wie man hier »»Wehmuth empfinden«« soll, es müßte denn seyn, daß man nicht gleich alle 150 Speisen essen kann.« Offenbar ist dieser moderne Gastronom ein Geistesverwandter des trefflichen griechischen Eßkünstlers,

von dem uns Aristoteles erzählt (Ethic. Nicom. lib. III, cp. 10): daß er sich einen Hals, länger als der eines Kranichs, gewünscht, freilich in der irrigen Meinung, dadurch den allzu kurzen Genuß des Schmeckens zu verlängern.

3.

Naturbetrachtung eines Gastronomen.

Der obengenannte Antonius Anthus, dessen vortreffliche Vorlesungen über die Eßkunst in den Händen aller Freunde dieser edlen Kunst, vor allen aber zugleich als warnender und richtender Code Napoleon auf den Tischen aller Gasthöfe und Tables d'hôtes (»Tischen aller tables!« welcher Styl! ruft hier der Kritiker aus), zu finden seyn sollten, ergießt sich, wahrscheinlich bei Gelegenheit einer Reise durch unsere Marschen, in seinem Reisetagebuche unter andern in folgende Betrachtungen, die der Anblick des meilenweiten saftgrünen, mit dem herrlichsten Rindvieh geschmückten Wiesenteppichs in ihm hervorrief: »Wir erblickten Heerden von Rindern, behaglich fressend von dem großen immer für sie gedeckten, grünen Tische. Ach! es muß der entzückendste Gedanke seyn, den ein Ochs haben kann, wenn er, soweit sein Auge reicht, den saftgrünen Grasboden überblickend sich sagt: dieß Alles ist eßbar, und schmeckt so süß, und liegt mir vor der Nase, und ich brauche blos meinen Kopf zu bücken, so hab ichs.«

In dem uns vorliegenden Exemplar der »Vorlesungen« finden wir hier von unbekannter Hand mit Bleistift folgende Randbemerkung zu dem ausgehobenen Passus hinzugefügt:

»Die Innigkeit der tiefsten Empfindung, die uns hier in jeder Zeile des gefühlvollen und sinnigen Betrachters entgegentritt, rief auch bei uns nothwendig ähnliche Gefühle hervor, und indem wir seine Ideenassociationen verfolgten, konnten wir es uns nicht versagen, die Kette derselben noch um einige Glieder zu verlängern. Verlassen wir die Gedankenbewegung des Ochsen und wenden uns

zu seinem Betrachter. Da steht er vor ihm in seiner Herrlichkeit, der wohlgenährte, schwerwandelnde, krummgehörnte Mastochs, nicht unwürdig, der Homerischen Schaar der Rinder des Sonnengottes anzugehören, an denen sich des herrlichen Dulders Odysseus Gesellen leider das Verderben aßen! Welche köstlichen Rostbeefs, welche duftende Schaar von Beefsteaks, welche delikaten Kraftbrühen (der Markknochen gar nicht einmal zu gedenken) wandeln hier, freilich nur noch an sich, aber mit der sichersten Aussicht zur Wirklichkeit zu gelangen, vor den entzückten Augen unsers Betrachters. Und führt nicht eine nothwendige Ideenassociation zugleich mit diesen Köstlichkeiten alle die andern Tafelfreuden vor die Seele, zu denen dieselben die Veranlassung geben werden, die Fest- und Feier-, Geburts-, Hochzeits-, Tauf- und andere Schmäuse, die durch sie verschönert, die behagliche, frohe, zufriedene Stimmung der Genießenden, zu deren Erweckung auch sie beitragen werden! O ihr Stoiker, mit schwachen Mägen, oder ihr Zeloten, die ihr heimlich unter den Fesseln der magern Küchendiät eurer gestrengen Coeur Dame seufzt und bei den Rindern leider nur der sieben magern Kühe Pharaonis gedenken könnt, gesteht's offen, ist es etwas weitres als Neid, wenn ihr mit der Scheinheiligkeit des Fuchses am Weingeländer, seufzend und augenverdrehend bei den Freudenempfindungen des Antonius Anthus und seiner Verehrer salbungsvoll über die Lüste der Welt klagt? Oder hat euer Großvater Rousseau etwa Recht mit seinem: Tout est bien, sortant de la main de l'auteur des choses, tout dégénère entre les mains de l'homme? — Nun so geht hin und freßt den Kohl und die Rüben, das Fleisch und die Fische roh (die Hunnen legten das erstere doch wenigstens unter ihre Sättel und ritten es sich gar), und kleidet euch in Schafs- oder Wolfspelze, wie ihr Lust habt.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 21. Donnerstag, 23. August. 1838.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Roman:
Münchhausen,
von Dr.*) Karl Immermann.

Die Wunder im Spessart.

Waldmährchen.

(Beschluß.)

In dieser Noth, und dem Verschwinden alles Bewußtseyns nahe, gelobte ich mich dem, der mich erwecken und befreien werde, zu eigen. Ich sah nun durch meine geschloßnen Augenlieder eine dunkle Gestalt sich über mich beugen. Das Antlitz war edel und groß, und doch fühlte ich einen tiefen Widerwillen gegen Diesen und es flog wie ein Schatten durch meine Empfindung, daß er es gewesen seyn möchte, der das verdammliche Wort gesprochen habe. Aber immer rief ich stumm in mir und doch laut für mich: Wenn er dich weckt und befreit, so mußt du ihm für diese überschwengliche Wohlthat angehören, denn du hast es gelobt. — Er hat mich nicht geweckt!

*) Wir beehren uns, den vielen Verehrern des großen liebenswürdigen Dichters die angenehme Nachricht zu verkünden, daß die philosophische Facultät in Jena ihn und sich durch die Uebertragung des Doctorhutes geehrt hat. D. R.

Ich, ich habe Dich geweckt, mein theures Lieb, und nicht mit Zauberspruch und Segen, nein, mit heißem Kuß auf Deine rothen Lippen! rief der junge Ritter entzückt, und hielt die schöne Emma fest umschlungen.

Das sind wohl rechte Wunder im Spessart gewesen, die uns zusammengeführt haben. Ich hatte mich draußen am Heerweg von meinem geliebten Freunde Petrus getrennt nach seltsamen verfänglichen Gesprächen. Als ich einige hundert Schritte geritten war, überfiel mich noch einmal eine große Sorge um ihn, ich saß ab, und wollte wiederholt ihm ans Herz legen, seine dunkeln Wege zu lassen und mit mir gen Maynz zu ziehen. Als ich mich wandte, sah ich ihn in den Wald schlüpfen. Ich rief seinen Namen, er aber hörte mich nicht. Die Sporen verhinderten mich am raschen Gehen; ich konnte ihm nur von Weitem folgen, doch ließ ich nicht ab, hinter ihm her zu rufen, was aber vergeblich blieb. Endlich verschwand mir sein schwarzer Mantel zwischen den Bäumen. Auch ich sah die schöne grüne Wiese schimmern, und wollte mir den lichten Blumenschein besehen. So kam ich her, nachdem ich noch die Kreuz und Quer nach meinem Freunde gesucht hatte. Auch mich umgab es hier im Walde aus den Lüften wie ein Wühlen und Schwingen, das Gewürm war in einer Bewegung, die Vögel verführten ein so eignes Flattern und Zirpen. —

Weil ich aber an die helle gute Straße dachte, auf die ich den Petrus gern bringen wollte, so hat mir vermuthlich das Wesen nichts anhaben können. Als ich Dich schlummernd fand, drang mir mit der Gewalt der süßesten Liebe ein ungeheures Mitleid um Dich in das Herz, ich frohlockte und weinte doch Thränen, die heißesten, die je aus meinen muntern Augen gekommen. Ich glaube, daß mir vergönnt war, in den Winkel zu schauen, wo Dir das Graue wohnte. Schluchzend und lachend rief ich:

Die schönste Rose, die da blüht,
Das ist der rosenfarbne Mund
Von wonniglichen Weiben;

Am Kuß des Mai'n die Ros' erglüht,
Es soll der schönste Rosenmund
Nicht ungeküsset bleiben!

und da boten meine Lippen in Gottes Namen den Deinen ihren Gruß. . .

Und die Fesseln fielen ab von mir, ich erwachte, und mein erster Blick fiel in Dein treues weinendes Auge, rief die schöne Emma. Ich dankte Gott, auf dessen Namen ich mich jetzt wieder besann, daß ich erlöset sey, und dann dankte ich ihm, daß Du es gewesen, der mich befreiet habe, und nicht jener Dunkle. —

Der junge Ritter war nachdenklich geworden. Ich fürchte, sagte er, alle diese geheimnißvollen Waldwunder stehen mit Petrus in Zusammenhang. Ich fürchte, daß ich an dem Tage, wo ich meine Liebe gewann, meinen Freund verloren habe. Wo mag er nur geblieben seyn?

Das Paar fuhr erschreckt auseinander, denn sie sahen in dem Wasser zu ihren Füßen zwischen ihren blühenden Häuptern ein eisgraues, greises abgespiegelt. Hier ist er, sagte ein zitternder, gebeugter, schneeweißer Alter, der hinter ihnen stand. Er trug den neuen, schwarzen Mantel des Schülers.

Ja, sagte der Alte mit schwacher, erloschener Stimme; ich bin Dein Freund Petrus von Stetten. Ich stand schon lange hinter Euch, und hörte Eure Reden, und die Geschicke sind klar geworden. Es ist noch der Peter- und Paulstag, an dem wir uns trafen und trennten draußen auf dem Heerwege, der kaum tausend Schritte weit von hier läuft und seit wir von einander gegangen sind, mag eine Stunde verlaufen seyn, denn der Schatten, den der Strauch da auf den Rasen wirft, ist nur um ein Geringes gewachsen. Wir waren vier und zwanzig Jahre alt vor dieser Stunde, Du bist darin um sechszig Minuten, ich aber bin derweile um sechszig Jahre älter geworden. Ich habe vierundachtzig. — So sehen wir uns wieder; ich habe es freilich nicht gedacht.

Konrad und Emma waren aufgestanden. Sie schmiegte sich scheu an den Geliebten und sagte leise: Es ist ein armer Irrsinniger. Nein, Du schöne Emma, sagte der Alte, ich bin nicht irre. Dich habe ich geliebt, mein Zauber fiel auf Dich, und ich hätte Dich haben können, wäre es mir vergönnt gewesen, in Gottes Namen Dir den rothen Mund zu küssen, was der einzige Segen ist, womit schöne Minne erweckt wird. Statt dessen mußte ich nach dem Eibenzweige gehen, und den Schuhu seine Klause vor Wind und Wetter verwahren helfen. Nun, wie es gekommen ist, so mußte es kommen. Er hat die Braut, und ich habe den Tod davon getragen.

Konrad hatte immerfort starr in das Gesicht des Alten gesehen, um durch die Runzeln und Falten hindurch ein früheres Lineament des Jugendfreundes zu entdecken. Endlich stammelte er: Ich beschwöre Dich, Mensch, uns zu verkünden, wie diese Verwandlung hat zugehen können, damit uns nicht ein Schwindel faßt und zu schrecklichen Dingen treibt!

Wer Gott versucht und die Natur, über den stürzen Gesichte, an denen er rasch verwittert, antwortete der Alte. Dabei bleibt der Mensch, wenn er auch die Pflanzen wachsen sieht, und die Reden der Vögel verstehen lernt, so einfältig wie zuvor, läßt sich von einer albernen Elster Fabeln von der Prinzessin und vom Kankerkönige aufbinden, und sieht Frauenschleier für Spinnweben an. Die Natur ist Hülle, kein Zauberwort streift sie von ihr ab, Dich macht es nur zur grauen Fabel.

Er schlich langsam in die Waldgründe. Konrad wagte nicht, ihm zu folgen. Er leitete seine Emma aus dem Schatten der Bäume nach der heitern Straße, wo das Licht in allen Farben um die Kronen der Stämme spielte.

Noch einige Zeit lang hörten die Wandrer im Spessart hinter Felsen und dichten Baumgruppen zuweilen mit einer hohlen und geisterhaften Stimme Reime sprechen, die dem Einen wie Unsinn, dem Andern wie tiefe Weisheit klangen. Gingen sie dem Schalle nach, so fanden sie den Alten, der

noch so wenige Jahre zählte, wie er, erloschnen Auges, die Hände auf die Kniee gestützt, starr in die Weite blickte, und die Sprüche vor sich hinsagte, deren Keiner aufbehalten geblieben ist. Nicht lange aber, so wurden sie nicht mehr gehört, und auch den Leichnam des Alten fand man nicht.

Konrad freite seine Emma; sie gebar ihm schöne Kinder und er lebte bis zu späten Jahren mit ihr in großer Freude und Lust.

Ueber Portraitmalerei.

Von

Dr. Adolf Stahr.

Es ist nicht gar lange her, daß mir in irgend einem Aufsatze über den gegenwärtigen Zustand der Malerei neben allerhand Invectiven gegen die Portraitmalerei, als nicht eigentlich zur Kunst berechtigt, die heftige Aeußerung in die Augen sprang: »Es gäbe Künstler, die sich eher den Arm abhauen ließen, ehe sie ein Portrait malten.« Ich kann mich irren, aber mich dünkt es war der geistreiche S. F. Grappe, der in dem ersten Jahrgange von Büchners deutschem Taschenbuch (1837) dieses Anathem über die armen Portraitmaler schleuderte, und mit jenen leidenschaftlichen Worten einer nicht unbeträchtlichen Zahl strebender Kunstjünger unserer Tage aus dem eigentlichen Heiligthume der Kunst hinaus wies.

Es giebt der Narren viele in der Welt und so mag es auch wohl hier und da einen närrischen Historien- oder Landschaftsmaler geben, dem in einer hochmüthigen Stunde jene armabhauende Bemerkung entfahren ist. — Aber sie kann auch wohlberechtigt gewesen seyn, und w i e? das soll der geneigte Leser sofort erfahren.

Der Natur der Malerei nach erhält nämlich gerade in ihr, vorzugsweise vor allen andern bildenden Künsten, die

besondere, individuelle Gestalt und der subjective Charakter das Recht für sich herauszutreten und zur Erscheinung zu kommen. So ist der Uebergang zur Portraitmalerei von selbst gegeben.

Nur kann man zunächst gegen die Berechtigung der Portraitmalerei, freie Kunst zu seyn, die verständige Reflexion anführen, daß ja in ihr das Produciren des Malers eben kein freies, sondern ein unfreies sey. Und hiermit ist wirklich etwas Wahres gesagt. Denn in der That sind dem Künstler hier mehr wie in andern Regionen die Hände gebunden und seine Augen an einen individuellen partikularen Gegenstand gefesselt, den er, oder vielmehr dessen geistigen Ausdruck er von der Leinwand wiederscheinen lassen soll. Aber es ist damit auch zugleich etwas Falsches gesagt. Denn eben innerhalb und mit dieser Bestimmtheit ist ihm zugleich die Freiheit gegeben: aus der ihm gegenüberstehenden Individualität, aus diesem besonderen Daseyn den Ausdruck innerer geistigen Lebendigkeit herauszulesen und Kraft seiner Kunst dieses Charakteristische zur Erscheinung zu bringen, das sich gerade diese Formen des Gesichts geschaffen hat. Hier gilt es aber nicht die Treue, die der eben vorhandene momentane Ausdruck der Züge sclavisch abschreibt oder gar in dem sorgfältigen Nachbilde aller Particularität in dem »täuschenden« Nachahmen der Haare, Runzeln u. s. f. dieses Geist- und Leblosen, nach dem Ruhme Denner's strebt, dessen Bilder allerdings wahrhaft naturgetreu in diesem Sinne genannt werden mögen. Der Portraitmaler muß vielmehr seinen Gegenstand studieren, muß sich durch dieses Studium von der Herrschaft, die der momentane Ausdruck in seiner Zufälligkeit und Veränderlichkeit übt, befreien — denn jeder Tag ändert an diesem Zufälligen — er muß gleichsam durch diese Oberfläche hindurch zu demjenigen hindringen und nur das in sich aufnehmen, was ein Gesicht zu der Einheit des individuellen geistigen Charakters ausprägt. Jedermann glaubt sein Gesicht zu kennen, wie sich selbst, und doch erweis't schon das tägliche Leben oft genug das Gegentheil. Von dem wahr-

haften Portraitmaler, der in der angegebenen Weise schaffender Künstler ist, kann man dagegen sagen, er lehre die Leute ihr eigen Gesicht erst kennen; er zeigt ihnen wie sie aussehen; oder um einen Mann reden zu lassen, den wir bald nennen werden: »ein vollkommen gelungenes Portrait muß gleichsam getroffener, dem Individuum ähnlicher seyn, als das wirkliche Individuum selbst.« So soll Tieck, als er seine Büste von David sah, gesagt haben: »er habe nie geglaubt, daß er wirklich so gut aussehe, und doch müsse er's glauben, denn er sehe nichts ihm Fremdes in seinem Bilde.«

Nun laufen aber freilich Gesichter genug auf Gottes Erde herum, an denen die Kunst mit ihrer Anforderung: der Stempel des Geistes in seiner Einheit und Geschlossenheit als Charakter darzustellen, zu Schanden werden muß, weil er ihnen eben fehlt; und wo nichts ist, da hat nicht der Kaiser allein sein Recht verloren.

(Der Beschluß folgt.)

Oldenburg 7. August *).

— — — Wir bedauren Euch von Herzen, lieber Papa, auf Eurer unwirthlichen Insel, in feuchten Zimmern, bei diesem unerhört schlechten Wetter, den ununterbrochen fortdauernden Stürmen und Regengüssen. Wir haben freilich dasselbe Wetter, leiden aber weniger dabei, und ich gestehe Dir, daß ich gerade unter diesen Umständen mich in der Sicherheit des schützenden Hauses, der gewohnten bequemen Zimmer mehr als sonst heimisch-geborgen und in meinen häuslichen Beschäftigungen gefördert und befriedigt finde. — Gestern zogen plötzlich so schwere, dicke, schwarze Wolken am Himmel herauf, schienen sich niederdrückend auf unsere alten Eichen zu legen, der Regen strömte, die Winde schwiegen, es war so finster geworden, daß wir die Arbeit aus der Hand legen mußten, tiefe, tiefe Stille rings nach allen

*) Eingesandt von H. v. R.

Seiten, und wir blickten ängstlich umher, was es werden sollte — da schlich, in der tiefen Dämmerung, durch die Stille sicher gemacht, ein kleines, kleines Mäuschen hinterm Ofen hervor, blickte erst schüchtern umher, trippelte weiter in's Zimmer, schien in den fremden Räumen umher zu spüren, ob sich was zu naschen fände, wurde immer dreister, ja muthwillig, stellte sich aufrecht, putzte das Schnäuzchen mit den Vorderpfötchen, lief eine Strecke weiter, guckte hinter den Ofen, als wollte es ein ander Mäuschen rufen, wandte sich wieder schnell und lief in großen Sprüngen dem Fenster zu, schnupperte am Divan, stellte sich aufrecht an die Polster, als wollte es hinauf. — Da sprang die kleine Cäcilie lustig herein, und tödtlich erschreckt lief das scheue Mäuschen mit Blitzesschnelle in seinen Versteck. Ich winkte der Kleinen und zeigte nach dem Ofen hin, sie verstand mich augenblicklich, war stille, stille, forschte mit langem Halse, stellte sich auf die Zehen, hatte lange, lange Geduld, wohl drei Minuten lang — es half nichts, das Mäuschen kam nicht wieder, zu ihrem großen Leidwesen. Unterdessen hatte die Finsterniß etwas nachgelassen, von irgend her mußten einzelne Sonnenstrahlen durchbrechen, denn von unten wurden die niedrigen Wolken dunkelroth und golden gesäumt, was durch die Eichenzweige ganz allerliebst durchschimmerte. Nach und nach erhoben sich wehende Lüftchen, die Zweige bewegten sich auf den strahlenden Farben, der Wind wehete stärker, die Wolken wurden blaßer, die Farben schwanden — ich hatte starke Gewitter erwartet, vergebens! Bald war es hell aber grau geworden und ein leiser Frühregen erfüllte die Luft und ward dann wieder Wind und starker Regen wie seit Wochen täglich. Die kleine Cäcilie fragte noch: Ob das Mäuschen wohl wiederkommt? —

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 22. Donnerstag, 30. August. 1838.

Ueber Portraitmalerei.

Von

Dr. Adolf Stahr.

(Beschluß.)

Die Kunst aber ist in den Aeußerlichkeiten des Lebens nur zu oft unfrei. Nur selten braucht sie nicht nach Brod zu gehen, und da mag es denn manchem braven Künstler — von den Handwerksmalern, die zur Noth auch Affen portraitiren, und ihren Dutzendarbeiten ist natürlich keine Rede — oft sauer genug ankommen, wenn die Leerheit ihres Geldbeutels sie zwingt, dieselbe durch Darstellung anderer Leerheit und Plattheit zu kuriren. Der Hofmaler B. erzählte mir von einem tüchtigen Künstler, der sonst von Natur wortkarg in solchen Fällen sich den ungemessensten Scheltworten überließ, und zur großen Verwunderung der Sitzenden oft die schmählichsten Verwünschungen gleichsam taktmäßig vor sich hinmurmelte, wobei er denn, befragt, zu erklären pflegte: er schimpfe auf seinen Vormund, der ihn um sein Vermögen betrogen habe. Hier allerdings mag jene Phrase von Armabhauen an ihrem Platze und vollkommen berechtigt seyn.

Man sagt zuweilen von einem Bilde: es sey zum Erschrecken ähnlich. Dies ist durchaus richtig, und enthält in nuce alle unsere bisher gemachten Bemerkungen. Alle Dop-

pelgängerei hat etwas Furchtbares, Entsetzliches, Grauenhaftes. Mein vorgenannter Freund befand sich einmal in dem Falle, ein Schneiderehepaar für eine Schuld malen zu müssen. Aergerlich über das unaufhörliche Tribuliren der Leute, die ihn sogar, wenn er nicht bald Anstalt mache, zu verklagen drohten, malte, oder schrieb er vielmehr beide mit der größtmöglichsten Treue dergestalt ab, daß die Bilder das vollständigste Paßsignalement lieferten, was selbst den argusäugigsten Policisten zufrieden gestellt haben würde. Der Kleiderkünstler erschrack vor diesem Contrefei, noch mehr aber seine, von der Natur wo möglich noch reizloser ausgestattete Ehehälfte, deren Zorn sich zu einer solchen Höhe steigerte, daß sie ihren Ehemann zwang, den schelmischen Maler gerichtlich zu verklagen. Das Gericht aber erklärte die Portraits für »frappant getroffen,« und absolvirte den Künstler, während es jedoch das klägerische Ehepaar, welches dagegen erklärte: solche Bilder unmöglich in seinem Zimmer aufstellen zu können, da alle Welt darüber lachen und ihr eigner Aerger sich stets erneuern werde, von der Nothwendigkeit, die incriminirten Bilder behalten zu müssen, ebenfalls lossprach.

Es ist aber die Verbreitung richtigerer Ansichten über das Wesen der Portraitmalerei und die Art, wie man ihre Leistungen zu beurtheilen hat, keineswegs etwas Unwichtiges. Denn dieser Zweig der Kunst ist für bei weitem die meisten Menschen das einzige, oder doch das hauptsächlichste Vehikel, durch welches ihr Interesse für die Kunst überhaupt vermittelt wird. Jeder Mensch hat sein Gesicht lieb und hält es in Ehren, sieht es nicht ungern dargestellt; jeder erfreut sich der Leistungen der Portraitmalerei, und kann sich deren erfreuen, da es in dem kleinsten Orte nicht an solchen fehlt. Aber jeder hält sich — so willig er auch sonst auf alle und jede Kunstkennerschaft verzichtet, hier wenigstens für einen durchaus kompetenten Richter an, denn — er hat ja den Maßstab entweder unmittelbar vor Augen, oder findet ihn doch in jedem Spiegel. Und doch giebt es gerade nicht allzuviele, die hier ein richtiges Urtheil haben.

So kann man z. B. Zehn gegen Eins wetten, daß je besser und vollkommner ein Portrait, je größer sein Anspruch ist, ein Kunstwerk im vollen Sinne des Worts zu heißen, desto mehr die Leute geneigt seyn werden es für »geschmeichelt« auszugeben. Versteht sich, etwa mit Ausnahme des Originals. Und doch merken die guten Leute nicht, daß sie in solchem Falle, ohne es zu wissen und zu wollen, meist gerade das Richtige, gerade ein Lob des Künstlers, also das Umgekehrte von dem aussprechen, was sie selbst meinen. Sie haben also die Wahrheit an sich, aber noch nicht für sich, d. h. haben sie noch nicht in Besitz genommen. Wir wollen ihnen aber dazu verhelfen, indem wir den Satz aufstellen: »daß ein vollkommnes Portrait schmeicheln soll und muß, um wahrhaft Kunstwerk zu seyn.« »Aber das sind ja Paradoxien, Philosophie, vielleicht gar Hegelsche Philosophie!«

Mit Beschämung und Demuth gestehe ich, daß wirklich dergleichen Ketzerei, die in guter Gesellschaft noch immer perhorrescirt wird, dahinter steckt. Aber am Ende — was Philosophie, was Hegelei! Sehen wir doch lieber die Sache an, der Name thut ja nichts. Also: ein gutes Portrait kann nicht nur, sondern muß sogar schmeicheln. Das heißt nichts anders als: es soll und muß alles fortlassen, was dem bloßen Zufalle der Natur angehört, z. B. alle Sommersprossen, Leberflecken, Mäler, Narben u. s. f. und nur das Gesicht wiedergeben, welches der Geist verarbeitet und sich gleichsam erarbeitet hat, mithin nur das, aber auch Alles das aufnehmen und schauen lassen, was einen Beitrag zur Charakteristik des Individuums selber in seinem eigensten innersten Wesen liefert.

Ich brauche ein Gleichniß. Man sagt: die Liebe ist blind, und Amor trägt deshalb eine Binde. Freilich ist das Auge des Liebenden und Freundes blind für das Aeußerliche, Zufällige, der Idee nicht Gemäße, was dagegen alles dem Fremdesten, und diesem am meisten (und der Haß ist noch scharfsichtiger) in die Augen springt. Aber die Liebe und Freundschaft ist in einem andern Sinne auch tausend-

fach geschärfter. Denn das Auge des Freundes beschwört den Geist auch in der unangemessenen Form, es ist nicht blind für den Geist und die Wahrheit, sondern schaut tiefer und durch die Oberfläche hindurch, und ist so vorzugsweise seherisch, während das fremde Auge eben darin die Blindheit der Liebe findet. Oder wollen wir wirklich sagen, Verehrteste, daß der Fremde, oder respective der Hassende, in dem angeschauten Individuum das Wahre, Eigenthümliche, Geistig-Charakteristische sieht, und nicht die Freundschaft, nicht die Liebe? Das sey ferne von uns! Nun, dann müssen wir auch zugestehen, daß Freundschaft und Liebe nicht nur schmeicheln, sondern mit Recht schmeicheln, und müssen eben dasselbe auch von dem Portrait gelten lassen.

Und kann denn wirklich jeder, so wie er geht und steht, über den Ausdruck eines Gesichts urtheilen, ihn fassen und zur Einheit zusammenhalten? Dann wäre die Welt voll Portraitmaler und voll vortrefflicher dazu. Denn das Technische läßt sich erlernen, zu jenem aber gehört ein Künstlerauge und das läßt sich schärfen aber nicht gewinnen. Giebt es doch Menschen (Beobachter sagen immer, ein Paar unter hundert und noch weniger), die nicht einmal die Farben unterscheiden können, obgleich sie selbst es nicht wissen.

Mit dieser Schmeichelei aber, wie wir sie aufgefaßt, verwechsele man nicht die heutzutage grassirende Mode: allen Gesichtern, um sie freundlich zu machen, einen Zug des Lächelns zu geben. Dies ist gefährlich und kann leicht zur Fadheit und Süßlichkeit führen, und den Charakter, statt ihn herauszuheben, vielmehr verwischen. Jedenfalls ist dazu eine Situation, ein wenn auch nur angedeutetes Motiv erforderlich. Fehlt dies im Bilde, so wird der Ausdruck leicht platt, und der Beschauer fühlt sich unbehaglich einem Gesichte gegenüber, das ihn anlacht, er weiß nicht warum.

Also — um wieder auf den Anfang zurückzukommen, die Portraitmalerei ist nicht nur Kunst, sondern es läßt sich auch sagen: »daß die Fortschritte der Malerei darin bestanden haben, sich von ihren unvollkommneren Versuchen an zum Portrait hinzuarbeiten. Der fromme andächtige Sinn

war es zuerst, der die innere Lebendigkeit hervorbrachte; die höhere Kunst belebte diesen Sinn mit der Wahrheit des Ausdrucks und des besondern Daseyns, und mit dem tieferen Eingehen auf die äußere Erscheinung vertiefte sich auch die innere Lebendigkeit, um deren Ausdruck es zu thun war.«

Wollen die Portraitmaler sich für diese erhebende Würdigung ihrer Kunst Seitens der Aesthetik bedanken — und ich denke sie haben Ursache dazu — so mögen sie ihre Huldigung den Manen des unsterblichen Denkers darbringen, dessen Name jetzt nur noch dem Trosse der Halbgebildeten, oder einigen denkscheuen Realisten ein, freilich mit Recht, gefürchteter ist. Hegel hat den Schlachtruf des Geistes, den Ruf zur Freiheit des Geistes, der sich selbst erfassen und gewinnen und das γνῶϑι σαυτόν der Alten im höchsten Sinne erfüllen soll, von Neuem laut über die Welt erschallen lassen. Er hat sie kühn geschwungen die »Streitart der Gedanken.« Der Goliath des flachen Vorurtheils ist in den Staub gesunken vor dem Schleuderwurf des verspotteten Gegners; »da aber die Philister sahen, daß ihr Stärkster todt war, flohen sie« (1 Sam. Kp. 17. v. 51.).

Was verlangt man von Don Carlos?

Ein sehr bekanntes Handelshaus in Süddeutschland erhielt vor einiger Zeit von einem Wiener Bankier einen Antrag, der den Ankauf einer nicht unbedeutenden Quantität der Papiere des Don Carlos betraf. Da indessen die spanischen Schlösser dieses Herrn bis jetzt noch zu tief im Nebel der Politik liegen, um von einem merkantilischen Auge gehörig gewürdigt zu werden, so schüttelte der Disponent des Hauses verneinend das Haupt, dann aber rief er, da er sich selbst mit nützlicheren Dingen beschäftigen wollte, einem alten Commis zu: »Antworten Sie, daß wir auf dergleichen »Propositionen uns nicht eher einlassen können, bevor Don »Carlos in Madrid fixirt ist. —«

Der Commis gehorchte und schrieb:

»Wir haben Ihr Werthes vom 6. d. M. empfangen »und bedauern, nicht früher Papiere des Don Carlos auf »hiesigem Platze gebrauchen zu können, bevor derselbe sich »häuslich in Madrid niedergelassen hat.«

Der Chef unterzeichnete lächelnd die lakonische Antwort.

Ein Mephistopheles von Papier.

In Brüssel erscheint unter dem Namen »Mephistopheles« ein Journal, welches vom glühendsten Franzosenhaß dictirt wird. — Es werden darin hauptsächlich schlechte und lächerliche Handlungen erzählt, die von Ausländern begangen worden sind, und heißen alle diese Taugenichtse »*fransquillons*.« Ist aber ein Nationalfranzose der Thäter, so wird er par excellence, »*fransquillon de pure sang*« (von Geblüt) genannt.

Ernst Willers in Rom.

Wir freuen uns in der dritten Nummer dieser Blätter der Prophet eines Propheten gewesen zu seyn, der, nach Maßgabe dessen was er jetzt in Rom auf der Künstlerbörse gilt, auch in seinem Vaterlande im Course steigen wird. »Ernst Willers aus Oldenburg,« so heißt es in vielen deutschen Blättern, »hat eine große Landschaft von der Umgegend von Olevano ausgeführt. Der Künstler hat das Motiv von Olevano genommen, ohne eine ängstliche Veduta »vorstellen zu wollen. Die Farbe ist harmonisch schön und »das Ganze mit einer Präcision ausgeführt, welche wenigen »deutschen Künstlern eigen ist.«

Major Holschen.

Zu Dülmen in Westphalen, der Residenz eines Herzogs und spanischen Granden, von dem erzählt wird, daß er auf dem Wege nach Madrid jede Nacht in seinem eignen Schlosse schlafen könne, wo die begeisterte Nonne bei absoluter Diät so viele Wunder that, zu Dülmen, sage ich, hat das neumodische rationalistische Wassertrinken einen, so zu sagen, poetischen Charakter angenommen,

Auf dem Markte vor der Post steht nämlich eine Pumpe, welche die Inschrift »**Jugendbrunnen**« trägt. Auf den verschiedenen Seiten lies't man folgende Wasserverse:

Trink von diesem Trank
So wirst du selten krank.

* * *

Gesundheits- und Ersparungstrank
Für Familienwohl zu großem Dank.

* * *

Meide den Branntwein
Wegen des Wohlseyns.

* * *

An der Pumpe hängt, an einer eisernen Kette befestigt, ein schwerer silberner Becher, welcher die Bestimmung hat, mit frischer Silberfluth die Lippen der Durstigen zu erlaben. Er trägt die originelle Inschrift:

»Empfohlen dem siebenten Gebot.«

Der Erbauer dieser unschuldigen Apotheke ist ein preußischer Major, ein Herr v. N. N. Es geht mir wie dem Postillon, ich weiß seinen eigentlichen Familiennamen, obgleich ich ihn vernommen, nicht mehr. Auch heißt der Herr in Dülmen uud in der Gegend nur »Major Holschen« (Holzschuh). Er soll nämlich ein Schlesier seyn, dort aber zur Beförderung der westphälischen Industrie die bisher unbekannten Holzschuhe eingeführt haben. Das dankbare Volk aber hat ihm den gewiß ehrenwerthen Namen »Major Holschen« zugebilligt, der in der Friedenszeit mehr werth ist, als ein Napoleonischer Herzogsname.

Polnisches Erstaunen.

Ein polnischer Flüchtling ging mit einem deutschen Gutsbesitzer durch ein Dorf, wo ein Knabe, welcher auf der Erde lag, den letzteren ziemlich nonchalant fragte, wie viel die Uhr sey. — Halb unwillig, halb begeistert durch diese Anfrage, rief der Pole erstaunt aus: *O divine liberté!*

An
die verehrlichen Redactionen der deutschen Journale.

Das günstige Urtheil, welches in so vielen deutschen Zeitschriften über meine humoristischen Blätter gefällt ist, verpflichtet mich gegen meine geistreichen Mitarbeiter, und rücksichtlich meiner eignen Productionen gegen meine nachsichtigen Kritiker zum schönsten Dank. Wenn aber jener Beifall so weit geht, daß man sich meine Aufsätze, wie irgend eine Wissenschaft, ganz und gar zu eigen macht und sie wörtlich, wie Originalaufsätze, abdruckt, so ist das ein Mißverstehen meiner Bitte um **gütige Aufnahme** meiner Blätter. Von der Billigkeit der Redactionen erwarte ich sonach, daß in Zukunft die Quelle genannt wird, damit ich nicht, wie ein literarischer spiritus familiaris, gezwungen werde, die Zeitschriften mit Artikeln zu versorgen, wofür mir nur das Recht der Unsichtbarkeit concedirt wird. Ich diene gerne mit dem was ich habe, aber ich darf doch auch den Dank der Anerkennung verlangen.

Theodor von Kobbe.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 Rthlr 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 Rthlr 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.** Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 23. Donnerstag, 6. September. 1838.

Entfaltung.

Der Mond mit seinen Sternen schien
Am weiten Himmelsraume,
Die Rosenknospe schlief im Grün,
Die Maid im weichen Pflaume;
Da tönte laut des Jünglings Sang,
Der selbst im Traum zur Jungfrau drang.

Und als das Mägdlein war erwacht,
Die Knospe war zersprungen.
»O Röslein! wer hat diese Nacht,
»So wunderschön gesungen?
»So süß singt nicht die Nachtigall,
»So tönet das harmonisch All.«

Die Rose nickt verschwiegen fein. —
»Komm, stille meine Schmerzen,
»Du sollst fortan mein eigen seyn
»An meinem kranken Herzen.
»Denn beide seyd Ihr aufgeblüht
»In stiller Nacht beim Zauberlied.«

Kurzer Commentar
zu
Goethe's Faust II. Theil*).
Vom Professor St.

Die Einleitung (1. Act Seite 3.)
ist eine Versöhnung durch die Zeit, eine Reinigung von der Schuld der Jugend. Ein neuer Tag geht auf dem Manne, dem thätigen. Der Jüngling (Faust war ja der Verjüngte) suchte und träumte im Leben und seinen Genüssen; aber nichts kam dabei heraus, als die Schuld und eine stechende Wirklichkeit.

Dem Manne ziemt nur bewußtes Streben nach der Wahrheit, dem Schönen und Guten.

Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift. (5.)

Faust ist entschlossen zum höchsten Daseyn immer fortzustreben (6). Doch macht er die Erfahrung, daß der Erdensohn am endlichen Abglanz des Unendlichen sich zu begnügen habe (7). Die Idee, nach welcher gestrebt wird, ist hier in poetischer Form die aufgehende Sonne; der Wasserfall und seine Farben sind das daseyende Leben, an welches er sich zu halten ausspricht. Von der unvergleichlich schönen Form dieser Gedanken sage ich dem Kundigen gar nichts.

1. Lebensbild. (1. Act Seite 8.)

Der Staat ist die höchste Form der Vernunft. Staatsleben und zwar das bewegteste, das im Gähren begriffene, die Revolution (11) ist es, in welcher Faust zuerst auftritt.

*) Der vorstehende, von einem der ausgezeichnetsten Aesthetiker Deutschlands uns mitgetheilte Commentar dürfte dem gebildeten Leser ein willkommner Schlüssel zu dem großen Feenschloß seyn, das sich unsern Blicken erst gezeigt hat, nachdem der große Dichterfürst die seinigen geschlossen hat. Und wer, den die Unmittelbarkeit des ersten Theils von Faust bezaubert hat, wird nicht froh seyn, diese überzeugende Erklärung des zweiten allegorischen zu lesen? D. R.

Hier ist er am rechten Platze. Denn nur begabter Männer Natur- und Geistes-Kraft (15) vermag dem Verderben zu steuern und die wilden Elemente zu ordnen. Thätigkeit (21), ernster Wille des Guten, Besonnenheit, Geduld und Glaube (22) sind die ordnenden Kräfte.

Nun rollt der Meister von Seite 22—61 ein großes Gemälde des modernen Lebens vor den erstaunten Sinnen auf, wie einen Achillesschild. An dessen Schlusse droht der Mißbrauch des Reichthums dem ganzen Staate Gefahr, damit Faust als Finanzminister, die Seele heutiger Staaten, Rettung bringen kann. Es ist die Erfindung des Papiergeldes (65) nicht zu mißachten; darin ist vielmehr die Macht der Vernunft ausgedrückt, die auch ohne das edle Metall, das die Natur zufällig giebt, zu helfen weiß. Das giebt Gelegenheit zu einer neuen Reihe von Lebensbildern, in der die Weisen aufgeführt werden, wie die Menschen das Geld anwenden (S. 68—70).

Faust, der nach dem höchsten Daseyn strebt, kann sich nicht mit dieser Thätigkeit begnügen. Er muß die Idee selber erstreben, denke man sich dieselbe in Kunst oder Wissenschaft. Göthe benutzt die Fabel dazu, nach welcher Faust die Helena, hier die Idee, die Schönheit, aus der Unterwelt entführt. Aber der Weg zur Idee ist das Abstreifen des endlichen Lebens mit seiner Begierde und Leidenschaft, des endlichen Wissens mit seinen Irrthümern und Vorurtheilen; nur auf diesem Wege gelangt er zu den Principien alles Seyenden, aus oder in dem Nichts soll ihm das All entstehen (75). Die Principien heißen die Mütter. Es schaudert den noch lebensvollen Faust vor der Einsamkeit der Abstraction, vor der Entsagung; ergriffen fühlt er tief das Ungeheure (76). Es ist hier durchaus nicht an Gretchen zu denken; bei dem Schlüssel nur an die Vernunft. — Wie es dem Verstand, dem negirenden, ohne Principien, ohne die Vernunft ergeht, ist auf S. 78—81 an dem Beispiele der Medicin ergötzlich dargestellt.

Die Schönheit wird heraufgeführt; was sie der Sinnlichkeit und dem gemeinen Verstand, was sie dem Faust ist,

ausgelegt (87). Faust's Worte bei ihrem Anblick gelten ebenso der Wahrheit, dem Guten, es ist nur Eine Idee. In der Form der Kunst, die ja die Form des Dichters ist, heißt sie die Schönheit. — Seine Leidenschaft, Selbstsucht (als Eifersucht und Begierde nach Alleinbesitz), also sein Menschseyn, machen es aber unmöglich und zu thörichtem gefährlichem Beginnen, die Schönheit, die Idee, ganz erfassen zu wollen. Sie entschwindet ihm (91).

2. Lebensbild. (2. Act Seite 92.)

In diesem tritt die antike Kunstwelt auf. **Wagner** ist's, der auf seine Weise nach dem höchsten Daseyn (nach der Idee) strebt. Er bringt den homunculus heraus, der auf dem Wege der Gelehrsamkeit (Philologie und Symbolik) zur antiken Schönheit gelangen will. Aber obgleich ihm nur der Anblick einer Galate im Muschelwagen zu Theil wird, zerschellt doch das Gefäß (Laterne) des Scheins (178), mit dem er sich statt des Schlüssels der Vernunft seinen Forschungen überließ. —

Indessen Faust die wahre Helena in der antiken Kunst aufsucht, geleitet durch Chiron, den weisesten der Heroen, der das rastlose Streben nach Weisheit (Philosophie) andeutet, und wieder in die Unterwelt den Weg des Orpheus hinab gewiesen wird; wandelt der arme homunculus, das Produkt des Wagner, meist mit Mephistopheles, dem alle Schönheit läugnenden Verstand, der kältesten Prosa und gemeinsten Sinnlichkeit, nicht in den Götterhallen der antiken griechischen Kunst, sondern auf dem Blocksberge der Symbolik. Statt die Schönheit zu erfassen, zerfährt homunculus zuletzt in's Element, und die Liebe herrscht über des beklagenswerthen Menschen Bestrebungen nach der Idee (178).

3. Kein Lebens-, ein Kunstbild. (3. Act Seite 179.)

Die antike Schönheit tritt auf im Gegensatz mit der Häßlichkeit und begleitet von der Mittelmäßigkeit. Hier ist die Schönheit die Kunst, die nun dem Menschengeist, der nach dem höchsten Daseyn strebt, nachdem er durch den Geistestod einer Periode der Weltgeschichte hindurchgegan-

gen und als kräftiger, der Innerlichkeit zugewandter germanischer Geist wieder auferstanden ist, zugeführt wird, und mit ihm die romantische Poesie erzeugt, deren Spitze und vollendetster Sänger Byron (Euphorion) war. Aber auch an diesem Ziele entschwindet dem Faust die Göttin, ihre Vereinigung konnte nur vorübergehend seyn, es bleibt ihm nur das Gewand der Schönheit (245).

Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die Du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene Dich der hohen,
Unschätzbaren Gunst und hebe Dich empor,
Er trägt Dich über alles Gemeine rasch,
Rasch am Aether hin, so lange Du dauern kannst.

4. Lebensbild. (4. Act Seite 251.)

Wir sehen Faust auf jener gereiften Lebensstufe, wo der Geist, der nach dem höchsten Daseyn strebt, die Schönheit, die Idee, welche ihn so hoch erhoben hat, zum Gegenstand seiner Betrachtung macht; ein Gegenstand, welcher

Spiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn; (252)

wo er sich gerne der Vergangenheit und ächter Naturbetrachtung zuwendet, weil auf der Welt in der Gegenwart Alles verkehrt ist und der Verstand, die Teufelei, die Oberhand gewonnen hat (253 höchste Humoristik). Ihm genügt jetzt nur die That, die aus Nichts Etwas schafft, der Gebrauch der Schöpferkraft.

Die That ist alles, Nichts der Ruhm (257.)

Hier tritt nun eine große Episode ein, als Commentar zu diesem Spruch, in der neuesten Zeit — der Krieg, den die Revolution entzündet hat, — der Kampf mit dem großen Manne der That, der des Kaisers Reich zu zertrümmern und die Freiheit in die Fesseln des Despotismus zu schlagen droht. Gelegenheit genug zur Thätigkeit. Faust wird auf der erhaltenden und siegenden Seite seyn. Aber nicht durch ihn, durch Mephistopheles wird der Sieg erfochten. Eine trügerisch herbeigeführte Begeisterung (275), ein Commandostab mit dem Zeichen des Kreuzes (281), eine Allianz des Raufbold, des Habebald und des Haltefest,

sind es, die wir hier mit Hülfe des Mephistopheles siegen sehen. — Der getäuschte Kaiser verliert die Frucht seines Sieges; er muß sein befreites Reich wieder an den Clerus und die Aristokratie vertheilen und ist noch übler dran als zuvor (288—296).

Faust hat dieses mehr so miterlebt als mitgewirkt; doch wird ihm nach der Vertheilung des Reichs das Nichtreich, die Meeresbrandung, zugetheilt (296). Mephistopheles weiß seinen Gesellen: dem Raufbold, Habebald und Haltefest, auch einen Lohn, eine Beute zuzuwenden. Sie dürfen, doch gegen den Willen des Faust, das Landgut des Philemon mit Mord und Brand verwüsten (311).

5. Lebens- oder Todesbild. (5. Act Seite 297.)

Jetzt steht Faust im höchsten Alter und auf der höchsten Stufe geistiger Freiheit und Thätigkeit. Getrübt wird sein Streben nur durch die Schranke, die seinem Geiste noch immer, so lange er auf Erden wallet, gesetzt ist. Das Glöckchen erinnert ihn daran, und das höchste Resultat seiner Macht kann ihn nicht befriedigen. — Er überwindet die Schranke, wird ganz Geisteskraft (312). Schuld, Mangel, Sorge und Noth können ihn nicht mehr berühren; selbst der Sinne Hülfe, der Augen Licht bedarf er nicht mehr und endlich bringt ihn die Negation der letzten Schranke, der Tod, zum höchsten Daseyn, eben als er ausruft:

Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick (321.)

Das Böse dagegen, der Geist der negirt, ist das, was sich durch sich selbst vernichtet. Mephistopheles erhält nicht den Preis seines Strebens und seiner Mühe. Gemeine Lüsternheit, also das Böse selber, seine eigene Natur, entreißt ihm das Kleinod.

Ein großer Aufwand, schmählig! ist verthan,
Gemein Gelüst, absurde Liebschaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an. (332.)

In dem Schlusse nun verknüpft Goethe den Anfang des ersten Theils des Faust mit dem Ende des zweiten. Er führt uns wieder in den Himmel unter die Engelschaaren. Versöhnt wird Faust hinaufgetragen zur ewigen Liebe.

Wiedersehen und Belehrung ist die einzige schöne Folge jener Irrthümer des Erdenlebens.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan;
Das ewig Weibliche (die Liebe)
Zieht uns hinan.

An
die Redaction der humoristischen Blätter in Oldenburg.

In № 8. Seite 62 der humor. Blätter befindet sich eine Erzählung über die Abhängigkeit des Marschalls Soult von seiner Frau, die, ob wahr oder nicht, ich nicht zu widerlegen gedenke, aber der Schluß Seite 63 bedarf einer Berichtigung, die Sie der Ehre der Frau sicher nicht versagen werden.

Frau Soult war nie Marquetenderin, noch weniger ist sie ohne Bildung und kann durch linkisches Benehmen unmöglich zu drolligen Scenen in Gesellschaft Veranlassung gegeben haben.

Frau Soult, geborne Berg aus Solingen, meine ehemalige Nachbarin, ist die Tochter eines, ich glaube Anfangs der neunziger Jahre gestorbenen, reichen, angesehenen Kaufmanns, der außer ihr noch eine Tochter (nachher verehelichte K...... in Barmen) und einen Sohn hinterließ.

Die Wittwe Berg hat den Kindern eine ihrem bedeutenden Vermögen sorgfältig angemessene Erziehung gegeben und Frau Soult war stets in Ton und Unterhaltung eine Zierde du palais des tuilleries, so zur Zeit des Kaiserreichs — als später.

Das artige Schlößchen Ville neuf d'étang unweit Paris, der gewöhnliche Sommer-Aufenthalt der Herzogin

und der ganzen Soultschen Familie, ist selten ohne deutschen Besuch, der von dem braven schlichten Marschall eben so zuvorkommend und liebevoll, als von seiner geistreichen Frau empfangen und unterhalten wird.

Der Bruder von Frau Soult, der jüngste der Kinder des verstorbenen Kaufmanns Berg, wohnt noch in Solingen, und die Familie ist eine der ältesten und achtbarsten der Rheinprovinz, die dem Herzogstitel eher Ehre als Schande macht.

Ich glaubte mich zu dieser Mittheilung verpflichtet und empfehle mich Ihnen so hochachtungsvoll als ergebenst

Düsseldorf, 21. Aug. 1838.

Franz Schimmelbusch.

Indem ich nicht anstehe die vorstehende Erklärung zu veröffentlichen, bemerke ich, daß die bestrittenen Notizen über Madam Soult theils den mündlichen theils den schriftlichen Mittheilungen von Franzosen, worüber unter andern nachzusehen ist: Biographie des contemporains par Napoléon. Paris chez Ponthieu 1824 pag. 329 und 330, theils aber den Memoiren der Herzogin von Abrantes entnommen sind. Ich muß es sonach den Lesern überlassen, ob sie jenen Angaben mehr Glauben schenken wollen als dem Hrn. Franz Schimmelbusch. Ich, meines Theils, glaube mit größter Bereitwilligkeit dem Hrn. Franz Schimmelbusch. Die launigte Zusammenstellung des großen Kriegers mit der ihn allein bezwingenden Frau, die ich zudem längst im Elysium gewähnt habe, hat mich allein veranlaßt, dieser Mittheilung einen Platz in den humoristischen Blättern zu gestatten. D. R.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 24. Donnerstag, 13. September. 1838.

Sternschnuppe.

Am Himmel sah ich einen Stern,
Der blickte fest aus weiter Fern;
Doch plötzlich stürzte er in Eil,
Ich rief nur noch: »Heil Liebchen, Heil!«

Als ich darauf zur Trauten ging,
Ihr weicher Arm mich sanft umfing,
Auf's Neu nahm ich den Himmel wahr,
Doch fest blieb dort das Sternenpaar. —

Und wenn einst Berg und Thal vergehn,
Die treue Liebe bleibt bestehn,
Wenn Sonne, Mond und Stern zerschellt,
Die Liebe fest am Himmel hält.

Der Albinos Gamber und der Leibarzt.

Der Kakerlake, oder »Albinos« »Gamber,« welcher Deutschland zu wiederholten Malen seit länger als vierzig Jahren mit Magneten und einem Brillantkäfer durchzieht, und das Glück hat, sich fortwährend zu conserviren, ja, nicht im Geringsten zu verändern, (denn er sieht immer

aus wie ein Steingreis,) ist ein Mensch von reichen Erfahrungen. In der französischen Revolution schon als Kind dem Criminalgerichte überantwortet, weil er einen politischen Brief bestellt hatte ohne dessen Inhalt zu kennen, blieb er stets der Träger der humoristischsten Lebenserfahrungen, welche wohl verdienten gesammelt und der Nachwelt aufgezeichnet zu werden. Freilich reichen solche Erlebnisse leichter an einen reisenden Albinos als an einen wohl domicilirten Blondin oder Schwarzkopf; die nachfolgende Anekdote wird aber darthun, daß Herr Gamber seinem Aeußern auch viel innere Komik verdankt.

Gegen menschliche Naturspiele, wie die Albinos, werden die Empfindungen der Menschen auf verschiedene Weise laut. Den Einen erfüllen sie mit Angst, den Andern mit Mitleid, den Dritten mit Widerwillen, den Vierten, einen Freund von Käfern und Versteinerungen, mit Bewunderung. Es fehlte aber auch nicht an Prachtexemplaren des schönen Geschlechts, welche dieser menschlichen Seltenheit den Apfel der Schönheit reichen. »Wohl den Albinos, daß die Damen häufig einen aparten Geschmack haben.«

Gamber kam vor etwa zehn Jahren in ein Bad, woselbst der jetzt verstorbene Fürst eine gewaltige Idiosyncrasie gegen die Albinos besaß, und bei seinem bloßen Anblick mit protestirenden Händen einen sofortigen Abgang befahl. Da Gamber hiemit zögerte, wollte der gerade allein anwesende, somit Kammerherrndienste thuende Leibarzt dessen Schritte beflügeln, und rief ihm mit zürnenden Blicken zu: »Wie »kann ein solches Scheusal es wagen, sich dem erhabenen »Blicke des Landesherrn aufzudringen? Fort! fort!«

Gamber hatte aber den Declamator in das Auge gefaßt, der ihn alsbald anstierte und, als der Fürst fortgeeilt war, ihn beschämt und verzaubert anhörte; denn der Albinos sprach mit dem größten Pathos folgende Worte, die der Leibarzt vor 25 Jahren, als sein Verehrer, mit Katzenbergerscher Verwunderung auf ihn gedichtet hatte:

»Wohl ist es schön die Menschen zu belehren,
»Der Abart großes Muster seyn,
»Doch ist es drückend auch, der Brüder Jubel hören, —
»Und nicht des Glücks Gefährte seyn,
»Wenn sie der Sonne sich erfreun.
»Wohl Dir! zufrieden mit des Mondes Flimmer,
»Suchst Du nicht großes Glückes Schimmer
»Und kannst dabei doch fröhlich seyn.«

dann schritt er lachend fort. Wenn Gamber nun noch eine kleine Verwirrung im Bade anrichtete und alle Hofleute bat, ihm eine Audienz beim Fürsten auszuwirken, und diese ihm dies treulich versprachen auch zu ihrem großen Schrecken den erforderlichen Auftrag beim hohen Herrn machten, so ist dies eine verzeihliche Rache, da man, wenigstens in constitutionellen Staaten, wohl von einem Fürsten verlangen kann, daß er jedem, auch dem häßlichsten, Unterthan frei in's Gesicht sehen könne.

Empfehlung eines Scharfrichters.

In № 29. des »Westphälichen Anzeigers« für 1804 befindet sich folgendes, in den Blättern für literarische Unterhaltung 1838 № 154. gleichfalls erwähntes, am 8. Juni 1709 einem Nachrichter ausgestelltes Attestat:

»Daß der Nachrichter von Teckelnburg, Joest Henrich Stolheur, Bruder der Nachrichterin Jügemann, den für einige Zeit hier in der Hallenburg inhaftirt gewesenen Henrich Schuerkeng wohl und zu meinem besonderen Vergnügen enthauptet, sodann auch bei meines Bruders Syndici Zeiten einen daselbst inhaftirt gewesenen Kötter über die maßen wohl gehenkt, also, daß man in dergleichen Fällen wohl von ihm bedient wird, ein solches bescheinige ich hiemit.

Ferd. Joseph Heerde,
Gograf zu Meeste
(im Münsterschen Amte Wollbach).

Regierungs-Bekanntmachung*)
zu Krähwinkel vom 1. Aug. publ. 1. Sept. 1838.

Authentische Erklärung in wie weit das Gewissen der Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins durch den Genuß von Plum-Pudding und Bischofsextract für beschwert zu achten ist.

Es sind Zweifel entstanden in wie weit das Gewissen der Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins durch den Genuß von Plum-Pudding und Bischofsextract für beschwert zu achten ist.

Da die Titel im Corpus juris: *de Episcopis* und *ex quibus causis infamia irrogatur*, keine gehörige Anleitung zur Beurtheilung der vorliegenden Fälle geben, so hat die Regierung die Meinungen der gescheutesten Rechtslehrer von verschiedenen Universitäten eingeholt. Indessen weder die strenge Ansicht des Herrn Hofraths, Professors Lobeo, daß ein Plum-Pudding zu den uneßbaren Speisen zu rechnen sey, weil derselbe doch seinen größten Werth dem darauf gegossenen Spiritus verdanke, deshalb auch von unverdorbenen kleinen Kindern sehr selten goutirt werde, noch die allzu laxe Ansicht des Geheimeraths, Professors Capito, daß man den Plum-Pudding ohne Bedenken essen könne, weil sich die unlautere Schnappsflamme, die zudem mit einem reinen Freudenfeuer zu vergleichen sey, vorher selbst auf dem Puddinghaufen verzehre, von dem zurückbleibenden Nierentalg aber keine Gehirnrevolution, sondern höchstens das Verderben des Magens zu fürchten sey, welches Verderben eigentlich nicht Gegenstand der Mäßigkeitscontrole sey, da diese sich mehr auf die nasse denn auf die trockene Unmäßigkeit bezieht, — können hier Platz greifen, vielmehr ist

*) Wenn ich hiermit einzelne Absurditäten der Mäßigkeits-Vereine mit der humoristischen Leuchte betrachte, will ich dem ganzen wohlthätigen Institute meine größte Hochachtung nicht versagt haben.
D. H.

nach Prüfung beider Meinungen hiemit festgesetzt: »daß zwar ein Plum-Pudding von dem »Herrn, der Frau, dem Kinde, dem Knecht und »der Magd selbst dann verzehrt werden dürfe, »wenn solcher mit Spiritus begossen gewesen »ist,« daß aber, um des allgemeinen Aergernisses willen, der Spiritus vorher in der Küche gehörig verbrannt werden müsse, der Pudding sonach wenigstens nie **in flagranti** aufzutragen, das ganze Verzehren desselben vielmehr, einer stillen Beerdigung gleich, in silentiis vorzunehmen sey. — Rücksichtlich des Bischofes dürfte es in jetziger Zeit angemessen erscheinen, diesem vorläufig noch alle Rechte, in soweit sie dessen Genuß betreffen, zu conserviren, jedoch nur in soferne die Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins denselben aus innern Ursachen wirklich bedürfen. Indessen wird auch hier eine Mäßigkeitssynode das Erforderliche verfügen, wozu der Sylvester des 31. December d. J. bestimmt wird, welcher Abend um so passender erscheinen dürfte, als er durch die Erinnerung an manchen frühern Rausch und Neujahrskatzenjammer die gebesserten Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins zu den vielen guten Vorsätzen stärken wird, welche jeder Krähwinkler, wenigstens einmal im Jahre, am ersten Januar, beim Erwachen, faßt.

Gegenwärtige Bestimmungen treten am 13. September 1838 in Kraft und werden Contravenienten unerbittlich, nach Befinden der Umstände, entweder mit Ausschluß oder mit Gewissensbissen bestraft werden.

Der prosaische Hoftheaterintendant
und
der poetische Immermann.

Wir lächeln über den römischen Feldherrn, der nach der Einnahme von Korinth den Leuten, welche die Meisterwerke der Bildhauerkunst transportirten, sie sorgfältig und mit Vorsicht zu handhaben befahl, und zwar unter dem Präjudize, daß sie sonst aufs Neue dieselben ex propriis anzuschaffen hätten — und haben in unsern Tagen viel tollere Beweise von Unwissenheit aufzuweisen. Namentlich gilt dies von manchen Intendanten an den Theatern unserer Höfe, wo oft die Geburt diese Charge wie ein Erzamt an einen Erzdummerian verleiht. »Gnädiger Herr!« sagte der Regisseur, mit dem ein Hoftheaterintendant eine Stunde über ein Rosakleid einer Sängerin gesprochen hatte, »dann wollte ich Ihnen noch bemerken, daß der geistreiche »Immermann hier gestern angekommen ist.«

»Es thut mir leid,« sagte der Theaterpräfect, einen Fidibus formend, »allein ich kann ihn nicht auftreten lassen.«

»Erlauben Sie, ich sage Karl Immermann,« versetzte der Regisseur, von dieser Antwort sogar selbst überrascht.

»Eben so wenig wie Karl Devrient, wenn er jetzt »käme. — Auf Ehre, bei dem besten Willen nicht. — »Immermann kann diesmal nicht spielen. — Und jetzt »genug davon. Noch Eins, um zwölf Uhr ist Ballet»probe.«

Miscellen.

Der Himmel lacht und weint oft an verschiedenen Orten zugleich. Am 21. August d. J. schrieb man aus Karlsruhe, daß dort, seit dem achten August, ein schönes trocknes Wetter geherrscht habe, während hier der November Gastrollen gab.

Was ein guter Höcker werden will krümmet sich bei Zeiten, wie aus Folgendem zu ersehen ist: Ein berühmter Schriftsteller über die Staatsökonomie, der besonders oft von einigen Regierungen in finanziellen Krisen zu Rathe gezogen wird, setzte, als Student, unter die Ausgaben, welche er seinem Vater vorlegen mußte: »Für einen halben Anker Dinte per Semester — 20 Tha»ler.«

»Es ist nichts mit der allgemeinen Kirchenzeitung,« sagte mir ein badischer Geistlicher, »es ist Holzmacher»arbeit, zuerst fabricirte sie ein Zimmermann, jetzt »ein Bretschneider.« — Bekanntlich sind dies die Namen der auf einander folgenden Hauptarbeiter an der Kirchenzeitung.

Joseph Mendelsohn, dessen berühmter Name seinen Glaubensgenossen etwa klingen mag, wie »Napoleon« den Franzosen, beabsichtigt unter dem Titel: »Ge»dichte eines Schriftsetzers« die seinigen heraus zu geben. Herr Friedrich Karl von Strombeck empfiehlt dessen schönes Talent. Die Herren Worosdar (Dr. Klenke), Dr. K. Köchy und Pastor Fink thun desgleichen. Indem wir wünschen, daß ihm diese Recommandationen in der Ferne nützen, bemerken wir für die Nähe, daß der Poet ein geborner Jeveraner ist.

In Uetersen in Holstein war vor zwanzig Jahren das Tabackrauchen mehr ein Reservatrecht der Frauen als der Männer. »Raucht denn Ihr Sohn Johann nicht?« fragte Jemand eine solche Tabacksamazone, eine bejahrte Krämerfrau, die voll Wohlbehagen ihre lange holländische Pfeife auf ihrer Bank vor der Thüre schmauchte. »Ach nein,«

versetzte sie abwehrend, »Johann is erst vehr und twintig »(24) Jahr, und aparti is he ehn Mannsminsch« (und außerdem ist er eine Mannsperson).

Zur Characterisirung des schwäbischen Dialects gilt in Würtemberg das Sprichwort:

Gaun, staun, bleibe laun,
Wer die drei Wörtle nit kaun
Darf nit durch Schwabeland gaun.

»Ich sehe wohl ein,« sagte ein deutscher Staatsdiener, »daß man doch nichts Rechtes in der Welt wird, wenn »man nicht den Vornehmen die Cour macht. Aber denke »Dir mein Malheur, wenn ich eine Zeitlang mein Natu»rell überwunden und einem Minister so sehr geschmeichelt »habe, daß er vielleicht etwas für mich thäte, da stirbt er »allemal. Ich muß dann wieder von vorne anfangen und »habe es gewöhnlich auf lange Zeit mit dem Nachfolger ver»dorben. Ist das nicht ein schändliches Malheur im Mi»nisterwechsel?«

Das tausendjährige Reich wird anfangen, wenn die Klugen erst so fest zusammen halten wie die Dummen. Wie rührend ist oft die Freundschaft der letztern? sie erkennen sich sofort wie die geheimsten Ordensbrüder, und wenn sie sich auch zuweilen aus angeborner Niederträchtigkeit benagen, so sind sie doch sogleich versöhnt und zum Angriff verbrüdert, wenn ein Kluger sich ihnen naht.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ₰ 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ₰ 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 25. Donnerstag, 20. September. 1838.

Mailied.

Frühling mit seiner Pracht,
Froh uns entgegen lacht,
Nachtigall sehnend singt,
Veilchen die Luft durchdringt.
Wie sich der Zephyr freut!
Wie er die Blüthen streut! —
Ruhig erwägt der Baum,
»Frucht bringt der Frühlingstraum!«

Ein Krieg zwischen zwei Kriegsräthen.

In X., der Name der Stadt thut ja nichts zur Sache, kehrte ein Kriegsrath Abends spät von einem Balle zu Hause. Er entledigte sich seines Fracks und hing denselben in einen Kleiderschrank. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er einen Wachsfleck am Kragen, welcher, in der Form eines Kreuzes, der Brust einen Orden zu verkünden schien. Der Kriegsrath erwartete wirklich dies Evenement, indessen mehr zur Verherrlichung seiner Frau, als wie zu seiner eigenen. »Vielleicht eine gute Vorbedeutung!« schmunzelte er selbstgefällig, besichtigte noch einmal den Wachspropheten, den er, um dieser Idee willen, noch nicht von seiner Stelle ver=

trieb, und warf sich dann, von angenehmen Hoffnungen eingewiegt, in Gott Morpheus Arme.

Nach einigen Tagen war der Frack gestohlen. Alle Nachfrage war vergeblich. Die Frau Kriegsräthin lamentirte, mehr aber noch die erwachsenen drei unverheiratheten Töchter, welche schon stark in den Neun und Zwanzigen zu seyn schienen. Denn die Finanzen des Familienvaters waren nur schwach, und die Putzsucht der Frau Gemahlin und der lieben Töchter machte das Deficit in der väterlichen Börse täglich größer. Unter diesen Umständen wurde ein solcher Umstand doppelt fühlbar. Indessen verspürte der Kriegsrath fortwährend Hoffnung, daß er seinen Frack wieder sehen werde. »Ich erkenne ihn unter tausenden,« behauptete er, »es ist zudem ein Glück, daß ich den Wachs»fleck nicht verjagt habe.«

Und siehe! er hatte Recht. Schon am andern Tage gewahrte er einen eilenden Mann, welcher seinen Leibrock zu tragen, im Uebrigen aber auch ganz sein Doppelgänger im Habitus zu seyn schien. Er erreichte ihn mit verdoppelten Schritten; der Mann trug den vermißten Frack, auf dem noch der unverwischte Wachsfleck paradirte.

»Entschuldigen Sie, mein Herr!« rief der keuchende Nipp.

»Was befehlen Sie? ich muß aber um eine schnelle »Erklärung bitten, ich bin sehr pressirt.«

»Mag seyn, aber meine Erklärung dürfte Sie länger »aufhalten, als Sie glauben.«

»Wie ist das zu verstehen?«

»Mein Herr, ich muß Sie bitten mir zu sagen, woher »Sie den Wachsfleck auf dem Rock haben.«

»Ich bemerke ihn erst eben, da Sie ihn mir zeigen.« —

»Das ist eine leere Ausflucht. Sie verdienen keine »Schonung. Woher haben Sie den Frack?«

»Darüber brauche ich Ihnen keine Auskunft zu geben.«

»Wieder eine Ausflucht! Ich muß Sie bitten, mir auf »die Polizei zu folgen. Ich bin der Kriegsrath Nipp.«

»Nipp?« rief der Frackträger erstaunt, »jedoch wie

»Sie wollen, ich muß folgen, wenn Sie darauf bestehen. »Glauben Sie mir nur, daß ich, der Kriegsrath Napp*) »aus F., die Polizei nicht scheue. Aber gönnen Sie mir »nur eine Stunde, dann steht Ihnen der Frack zu Dienste, »wofern Sie sich als Eigenthümer legitimiren. Und glau= »ben Sie,« (hierbei sah Napp Nipp bedeutungsvoll an,) »auch Ihnen dürfte dies lieber seyn!«

»Non-sense!« rief der Kriegsrath erhitzt. »Wenn »wir uns auch beide ähnlich sehen wie Zwillingsbrüder, »wenn wir auch beide Kriegsräthe gescholten werden, so »sind doch die Fracks nicht gemeln und jeder muß seinen »eigenen haben.« —

»Es ist nicht hübsch von Ihnen, Herr College,« entgegnete Napp, »mein Lebensglück steht vielleicht auf dem »Spiele. Indessen ich folge Ihnen auf die Polizei!«

Der Polizeicommissair, wie die meisten seiner Herren Collegen, besonders geschickt in suggestiven und captiösen Fragen, hatte den Thatbestand einer Entwendung, nach seiner Meinung, bald eruirt. Nipp recognoscirte den Frack als seinen eigenen und wurde seine Aussage nicht blos durch den quästionirten Wachsfleck, sondern auch durch einen Mahnbrief unterstützt, der, stark zusammen geknittert, unter des Kriegsraths Addresse in der Seitentasche gefunden wurde.

Vergebens suchte Napp den speciellern Fragen des Inquirenten auszuweichen. Er mußte gestehen und deponirte endlich zu Protocoll und zwar ad causam:

»Der Verkauf zweier Pferde führte mich nach X. Hier »traf ich eine alte Bekanntin, welche mir vorschlug, in mei= »nem funfzigsten Jahre doch endlich einmal zu beherzigen, »daß es nicht gut sey, wenn der Mensch allein ist. Sie »schlug mir eine ihrer Nichten vor, unter denen ich die »Auswahl hatte. Die Mädchen seyen zwar gänzlich unbe= »gütert, nicht eben schön, aber auch nicht allzujung, resolut

*) Die Namen Nipp und Napp sind nicht selten. In Uetersen heirathete im Jahre 1808 der Knecht des Obergerichtsadvocaten Wiese Claus Nipp das Dienstmädchen im Hause, welches Gretchen Napp hieß.

»gegen Dienstboten, tugendhaft und ökonomisch, ja mit ei-
»nem fast geizigen Anstriche, welcher Anstrich, wie sie weiß,
»mir gar nicht mißfällt. Ich ließ mich bereden, die Da-
»men wenigstens zu beäugeln und, da ich von der Frau
»Mutter eine sehr freundliche Einladung zum Frühstück er-
»hielt, beschloß ich wenigstens dieses zu mir zu nehmen.
»Aber da ich keinen Frack bei mir hatte, in der Eile einen
»solchen auch nicht angefertigt bekommen konnte, auch die
»Ausgabe für den Fall scheuete, daß Gott Hymen mich keine
»Geschäfte machen ließe, zog ich es vor, einen solchen bei
»dem Trödler Hirsch in der Sackgasse zu miethen. Uebri-
»gens, Herr Kriegsrath,« raunte Napp dem erstaunten
Nipp in die Ohren, »galt der Besuch Ihren Fräulein
»Töchtern. Die alte Bekannte, von der ich redete, ist Ihre
»Frau Schwägerin.«

Verblüfft stand Nipp da, er erinnerte sich jetzt auch wohl von seinem steinreichen hagestolzen Collegen Napp gehört zu haben, und verwünschte die Frackgeschichte in die Hölle. »Viel Ehre für mich und meine Töchter,« — lautete die Antwort des Bestürzten drei Male.

Inzwischen hatte der Polizeicommissär den Juden Hirsch holen lassen, welcher, zwischen beide Kriegsräthe gestellt, sichtlich in die größte Verlegenheit gerieth. Er bestätigte des reichen Napps Aussage, als er aber, auf Nipps und der Obrigkeit Eindringen, den Namen des Verkäufers sagen sollte, fing er an, sich noch wurmmäßiger vor dem Geständnisse als Napp zu winden.

»Bei mein Gesundheit, fragen Sie mich nicht,« deprecirte er.

»Heraus damit! von wem haben Sie den Frack ge-
»kauft?« rief der Polizeicommissär drohend.

»Ja, von wem?« secundirte Nipp.

»Nu, wenn Se es wollen wissen durchaus, von de
»Frau Kriegsräthin Nipp,« rief Hirsch gedehnt.

Erstaunt sahen Nipp und Napp sich an. Der letzte ließ sich seinen Oberrock bringen und brummte im Stillen vor sich:

»Der mag seinen Frack und seine Tochter für sich be»halten.«

Es giebt keine deutsche Grammatik.

Vor ungefähr zehn Jahren machte ich die Bekanntschaft eines reisenden, ehemaligen Schauspiel-Directors, welcher durch die mißlichen Conjuncturen, denen die ambulanten Thespiskärner so leicht erliegen, sein Hab und Gut, und das mehrerer anderer Theaterenthusiasten, verloren hatte; — sich jetzt aber wieder mit vier zerstreuten Künstlern und einer einzigen, übrigens sehr braven Priesterin der Thalia zu einer Theaterrepublik vereinigt hatte. Man spielte nach idealen Theilen, d. h. in Theilung, als gewesener Director hatte Herr Klumpff $^3/_{100}$ voraus, man begnügte sich mit einactigen Kotzebueschen Stücken, und lernte insbesondere die letzten Scenen, in denen oft alle Mitglieder erscheinen mußten, aus Oeconomie so gut auswendig, daß man den fehlenden Souffleur, den man sonst gegenseitig ergänzte, gar nicht vermißte. Unter diesen sechs Mimen war aber ein junger Liebhaber, dem die Theilung nicht mit vergönnt war, er war das einzigste, von den fünf Directoren engagirte Mitglied, erhielt wöchentlich, unbekümmert um die Einnahme des Theaters, zwei Thaler preussisch Courant, hatte dafür aber auch nicht für Costüm, außer für Schminke und Straßengarderobe, zu sorgen.

»Der junge Mann kann wohl lachen,« pflegte Herr Klumpff zu sagen, »der hat seine fixe Gage.« — Aber unbegreiflich wahr und eben so rührend ist es, dieser nicht Mitdirector, welcher »Petri« hieß, ersparte innerhalb sechs Wochen einen vollen Ducaten, den er seiner kranken Mutter nach Ibbenbühren schickte. — Die Anhänglichkeit der Schauspieler an ihre Familien ist überhaupt sehr innig und oft Ursache der seltensten Aufopferungen. In dieser Hinsicht haben die Mimen etwas mit den Juden gemein, und mögen der schändliche Druck, die über sie verhängte Hei-

mathlosigkeit, überhaupt der philiströse Hochmuth und die christliche Kälte wohl die Ursache seyn, daß beide das Familienleben wie eine kostbare Zimmerpflanze vor des Neides Zugluft schützen, sie pflegen und heilig halten.

Herr Klumpff hatte übrigens auch einen kleinen Nebenverdienst. Er besaß das Talent, weiße Seife in Wasser aufzulösen, womit er alte Bilder, wie er es nannte, zu restauriren pflegte. Er hatte dadurch das Vermögen Mohren weiß zu waschen, wenigstens fand man, nachdem er einen sehr beschmutzten Aegypter mit seiner Essenz begossen hatte, anstatt des Afrikaners am andern Tage nur einen weißen Fleck. Aber Herr Klumpff hatte dafür auch einen Fehler. Er sprach ein so ungrammatisches Deutsch, wie ich es nicht einmal von preussischen Offizieren vor der Schlacht bei Jena gehört habe. Was aber dabei höchst komisch war, er glaubte gar nicht an die Existenz einer Grammatik. Ich habe einen alten Hauptmann gekannt, der da behauptete, die Grammatik sey etwas Unnöthiges. »Wenn ich,« meinte er, »meine Kameraden auf der Parade zum Frühstück ein»lade, so ist ganz egal, ob ich dann sage: frühstückt bei »mir oder bei mich, sie kommen Alle.« — Ich entsinne mich, in meinen Kinderjahren einen gutmüthigen alten Senator gehört zu haben, der da meinte, er möge niemanden, nicht einmal einen Buchstaben erzürnen, er wechsle daher mit mich und mir unpartheiisch ab. — Aber in den Worten beider lag immer die Anerkennung des Daseyns einer nur ihrem geistigen Auge verborgenen Grammatik; Herr Klumpff, der Theaterdirector, läugnete indessen, wie die Rationalisten den Teufel, gewöhnlich das Daseyn aller sprachlichen Regeln.

»Wie habe ich Sie heute als Czar im Mädchen von »Marienburg gefallen?« fragte er mich, als ich ihm nicht läugnen konnte, an dem fraglichen Abend einen Act im Theater gewesen zu seyn, was noch nachtheilig auf meinen Appetit fortwirkte.

Die unerwartete Anrede erschreckte mich; Klumpff hatte, als Rußlands Herrscher, schrecklich geschrieen und dabei alle

casus mit einer anscheinenden Sicherheit verwechselt, inzwischen faßte ich mich bald, und schiffend durch die Klippen der Lügen, bemerkte ich ihm, daß er eine kräftige Stimme habe, die von einer vortrefflichen Lunge zeuge. »Indessen,« fuhr ich fort, »kann ich nicht umhin, Ihnen unmaßgeblich zu bemerken, daß es mir scheint, als ob Sie »die herrschenden Ansichten über das Mir und Mich ignoriren, und daß es doch wünschenswerth ist, wenn Sie sich »in dieser Hinsicht den angenommenen Satzungen anschlössen, »gleichviel ob sie auf dem Vorurtheil — — — —

Aber ich hatte meinen Satz noch nicht beendet, als ihn Herr Klumpff, gleichsam wie ein Franzose, der einen schlechten französischen Passus eines Deutschen errathen hat, mit den Worten coupirte:

»Kommen Sie mich auch mit das Mährchen? Sie? »Sie? Dazu hätte ich Ihnen doch für zu vorurtheilsfrei gehalten. Glauben Sie denn auch an Grammatik, an »den Pöbelwahn der Schriftsteller?« — Das waren gerade seine Worte, die er so heftig sprach, daß ein anwesender fremder Hund in Begleitung zu bellen anfing.

»Allerdings! mein vortrefflicher Herr Klumpff,« versetzte ich, im Anfang zwar etwas betroffen, mich jedoch beim Nachsatz im Gefühl des Rechts ermuthigend. »Ich behaupte, »sogar, daß es gar keinen deutschen Gelehrten giebt, der »nicht seine Muttersprache nach der Grammatik und »ohne Fehler spricht.«

»Es giebt keine Grammatik, der Eine spricht so, »der Andere so,« versetzte Klumpff feierlich. »Ich verwette »das große Gemälde, welches ich restauriren soll, gegen Ihre »Pelzkappe, daß Sie, wenigstens nach der Meinung sehr »Vieler, in Einer Stunde selbst einen Fehler machen.«

Ich sah in dieser Statuirung, daß es Fehler geben könne, eine Annäherung Klumpffs an die Anerkennung einer Grammatik, und bemerkte erfreut:

»Wenn Sie das können, so würde ich Ihnen danken.«

»Ihnen danken?« rief Klumpff triumphirend, »da »haben wir schon einen Fehler.«

»Wie?« fragte ich, »heißt es nicht Einem danken?«

»O!« versetzte Klumpff pathetisch und sicher, »ich habe »viele sehr rechtliche Familienväter gekannt. Aber ich gebe »Sie mein Ehrenwort, die sagten Alle: ich danke Sie. »Nicht einmal ihre Kinder und Dienstboten sagten ich »danke Ihnen.«

Das war mir zu viel. Staunend sah ich den Grammatikläugner an und endete: »Sie mögen Recht behalten, »Herr Klumpff, ich danke Sie.«

(Durch außerordentliche Gelegenheit.)

Ein Bekannter der Kriegsräthe Nipp und Napp theilt den Lesern, welche eine Härte in dem Schicksale und den unverdienten Leiden des armen Nipps finden würden, die höchst erfreuliche und versöhnliche Nachricht mit, daß es der dort erwähnten Tante dennoch gelungen ist, den Herrn Kriegsrath Peter Napp zu einem Heirathsantrage bei der ältesten Nichte Eulalia Euphrosine Cölestine, Tochter des Herrn Kriegsrath Nipp, zu vermögen, und daß die Hochzeit bereits am 24. August (Bartholomäus) vollzogen ist.

An die verehrlichen Buchhandlungen Deutschlands.

Die humoristischen Blätter werden auch im Jahre 1839 mit gleichen Kräften und Opfern, wie bisher, fortgesetzt. Die Redaction erbittet sich bald möglich die desfallsigen Bestellungen. Probeblätter stehen zu Dienste, wogegen kein einziges Exemplar à Condition versandt wird. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist nach wie vor 1 Rthlr. 16 ggr. Preussisch Courant.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 26. Donnerstag, 27. September. 1838.

Der Steinadler *).

(Aus den Papieren eines Freundes).

»Ist mein Nachbar zur Rechten denn wieder verrückt?« fragte ich den tafeldeckenden Kellner, der mir, dem ersten zum Mittagsessen Eintretenden, meinen Platz bei Tische angewiesen hatte.

Ich war zu der Frage berechtigt, lieber Leser! Denn schon zwei Mal war mein rechter Tischnachbar von mir wahnsinnig befunden. Der erste glaubte, daß er ein Huhn im Leibe habe, welches an seiner Leber picke; der zweite war ein dem Tollhause entsprungener Bekannter aus meiner Heimath, der, von mir bei seinem Namen angeredet, mit den Worten: »Also auch hier kennt und verfolgt man »mich?« heulend aus der Thür stürzte.

Der Kellner zuckte die Achseln. »So ganz richtig ist »es freilich mit dem Herrn zu Ihrer Rechten nicht, indessen »wird Sie das vis à vis einer schönen Dame entschädigen, »auch kann ich Ihnen keinen andern Platz anweisen, da der

*) Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort (№ 1. vom 5. April 1838) die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer seinen früheren humoristischen Arbeiten ein Plätzchen anzuweisen. Er macht hiemit von dieser Begünstigung mit freundlichem Dank Gebrauch.

»ganze Tisch besetzt ist.« — Ich mußte sonach dem Unabänderlichen mich unterwerfen.

Die Unterhaltung bei Tafel war lebhaft. Ich saß einer klugen und schönen Frau und ihrem höchst einfältigen Herrn Gemahl gegenüber. Erst um die Mitte der Mahlzeit bemerkte ich, daß mein Tischnachbar zur Rechten angekommen war. Ich sah in ihm einen Menschen, bei dessen Wiege gewiß keine Gottheit, es sey denn Vulkan, gelächelt hatte. Er schielte und hinkte körperlich und geistig. Mehrere Male mischte er sich in das Gespräch, welches ich mit der schönen Dame angeknüpft hatte. Allein eine geheime Furcht, oder die angenehme Tischnachbarin waren die Ursache, daß ich mich an jeder Antwort präcludiren, und jede unsinnige Behauptung meines Gegners passiren ließ.

Ich mußte den Tag über in N. bleiben. Am Abend, etwa um zehn Uhr, bestieg ich abermals den Postwagen. Leider erkannte ich beim Einsteigen durch den Glanz der bettelnden Laterne des Wagenmeisters das Gesicht meines schielenden Tischnachbars.

Meine übrige Wagengesellschaft war nicht uninteressant. Ich gedenke noch mit Freuden der ersten Bekanntschaft des Artillerie-Lieutenants v. F., den das Geschick jetzt zum täglichen Begleiter eines Thronerben gemacht hat; eines Kaufmanns aus Hildesheim und eines jungen Pharmaceuten, der seine erste saure Gehülfenstelle nach sauren Lehrjahren antreten wollte und doch schon bei dieser Veränderung so glücklich aussah, wie ein heute ernannter Fähndrich. Allein jede Unterhaltung wurde durch die arroganten und unsinnigen Reden des in sächsischer Zunge räsonnirenden Renommisten gestört.

Wir erreichten etwa um zwei Uhr in der Nacht die erste Station von N. »Bouillon!« dröhnte die Stimme meines Nachbars. »Sie werden schwerlich zur Nachtzeit »in diesem elenden Dorfe Ihren Wunsch befriedigen können,« war meine calmirende Antwort, die ich in der Hoffnung gab, mir und den Mitreisenden einige Augenblicke Ruhe während des Anschirrens frischer Postpferde zu verschaffen.

Aber meine erste Anrede bekam mir übel. »Hören »Sie, mein Herr,« versetzte der Sachse: »Sie haben mich »schon längst auf eine höchst kuriose Weise angesehen! Wie »wollen Sie von mir behandelt werden? grob oder höf»lich?« »Wenn es Ihnen einerlei ist,« erwiederte ich gelassen, »so bitte ich um eine höfliche Behandlung. Ich bin »von Jugend auf daran gewöhnt. Sollte aber eine solche »Behandlung gegen Ihre Natur seyn, so geniren Sie sich »nicht. Ich reise zum Vergnügen, und wenn Ihr Beneh»men nicht das Maaß überschreitet, welches ein Humorist »ertragen muß, so werde ich geduldig seyn. Excediren Sie »aber in modo, so kann ich mich auf die treffliche Poli»zei des Landes verlassen.«

Meine Replik machte den nach Fleischbrühe dürstenden Grobian ruhig. Er verließ die Postkutsche, und setzte sich in das Cabriolet der Diligence zum Conducteur, der nach ewigen Gesetzen noch in dem Orte der Abfahrt bis zur nächsten Station unbekümmert und ungestört im rollenden Häuschen einschlief.

Wir hatten gegen Morgen die Stadt ...g erreicht, wo der Wagen eine volle Stunde anhielt, um mehrere herbeiströmende Nebenposten vor seinem weitern Laufe aufzunehmen. Die Reisegesellschaft und ich erquickten uns mit Selterserwasser und Wein, und bewunderten, bei Ermangelung anderer Sehenswürdigkeiten, einen sehr schönen Steinadler, der im Hofe des Posthauses in einem Käficht paradirte.

Als wir nach der Zeche fragten, die einige zwanzig Groschen betrug, erwachte die eingeschlummerte Unart des Diable boiteux wieder.

»Wie viel kostet die ganze Geschichte?« rief er dem eintretenden Kellner zu. »Zwei und zwanzig Groschen!« war die Antwort. »Die ganze Geschichte?« fragte jener abermals. »Aufzuwarten!« entgegnete der Diener. »Nun »wohl!« rief der Frager, »da gehören uns Löffel und Krü»ge,« und schon wollte er sich anschicken, alle diese Sachen in den Postwagen zu verhamstern, als irgend ein mir unbekannter Umstand ihn aus der Gaststube rief, und dem

ruhigen dicken Wirth die Möglichkeit gab, die von dem Narren in Pfändung gezogenen Sachen ohne Eclat absentiren zu lassen.

Ich habe diesen albernen Spaß erzählen müssen, weil er später in meiner Geschichte wichtig wird. — Während ich auf die richtige Bergung meiner Effecten achtete, vermißte ich zu meinem Verdrusse eine Trommel mit Confect, welche ich für die lieben Kindlein meines Bruders mitgenommen hatte. Wer eine Diligence kennt, wird wissen, daß sich zuweilen oben in derselben ein Netz befindet, in welchem die Passagiere kleine Effecten zu bewahren pflegen.

In der Hoffnung, dort meine Trommel zu entdecken, öffnete ich ein kleines zugebundenes Packet, dessen Größe mich zu der Hoffnung berechtigte, das Gesuchte dort zu finden. Einige Strümpfe, Tücher und dergleichen Kleidungsstücke überzeugten mich aber von meinem Irrthume. Ich band dasselbe wiederum zu, und eilte zur Gesellschaft zurück, meinen Irrthum, den ich leicht hätte verschweigen können, in Folge einer höflichen Erziehung entschuldigend.

Aber wie groß war mein Erstaunen, als mein ekelhafter Widersacher, alle Grundsätze des Anstandes vergessend, heftig mit den Worten auffuhr: »Das Packet gehört mir, »und es war eine höllische Unverschämtheit von Ihnen, das»selbe zu öffnen.« Diese Bemerkung raubte mir meine kalte Geistesgegenwart. Ich entschuldigte mich eine Secunde betroffen, allein meine Worte fachten das Feuer seiner Grobheit nur noch mehr an. Gegen solche Waffen konnte ich nicht kämpfen, und schon war ich im Begriff, einen erbärmlichen Injurienproceß vor dem Polizeigerichte zu veranlassen, als mir mein guter Humor zuraunte: Der Kerl ist verrückt; behandle ihn homöopatisch, wenn auch etwas derbe.

»Haben Sie den Steinadler auf dem Hofplatze schon »gesehen?« fragte ich den Tobenden in einem neugierigen Tone, der alles Vorgefallene ignorirte. »Den Steinadler?« versetzte dieser, »was geht mich der Steinadler an? Ich »rede von meinem Packet.« »Bitte, sahen Sie den Stein»adler!« lispelte ich in dem weichsten Accente. »Nein, ich

»will nicht!« war die Antwort. Ich aber trug ihm mein Anliegen abermals und wiederholt vor, indem ich bald von den Gesten des Käthchens von Heilbronn zu denen des Königs Lear überging. »Was geht mich der erbärmliche »Steinadler an? Ich habe in Sachsen ganz andere Stein»adler gesehen!« keuchte der in Wuth Erstickende. Diese Rede nahm ich auf, wir stritten heftig, ob er einen schönern Steinadler gesehen habe, als den hier nicht Gesehenen, und wir hätten gewiß gewettet, wenn die abgehende Post uns nicht von dem Domicil des seltnen Vogels entfernt hätte.

Ich habe meine Geschichte vielleicht nicht komisch genug erzählt. Sie war es damals im höchsten Grade. Meine Reisegefährten mußten wegen unmäßigen Lachens in den Wagen getragen werden. Die ruhigen Bewohner des Städtchens, welche kaum aufgewacht, also noch in jeder Hinsicht nüchtern waren, sahen mit Kopfschütteln dem forteilenden Postwagen nach. Wir lachten, und nannten fortan den Fremden den Steinadler, ja mich trieb ein schadenfroher Geist dazu, den Schieber, welcher sich zwischen dem Cabriolet und dem Fond des Wagens befindet, zu öffnen, und den Steinadler vor dem Städtchen anzubieten, auszusteigen, den Gegenstand unserer Zwietracht zu beaugenscheinigen, und dann auf meine Kosten die Diligence wiederum mit Extrapost einzuholen. »Wir werden uns schon auf der nächsten »Station sprechen,« war seine ruhige Antwort.

Unser Gespräch im Wagen bekam bald eine andere Wendung. Ich hatte den Vorfall auf der nächsten Station in N. längst vergessen. Als wir dort angekommen waren, erfuhr ich aber vom Conducteur, der Steinadler sey ausgegangen, um die Polizei zu suchen. Wirklich kehrte derselbe auch bald mit einer Gerichtsperson in das Posthaus zurück, die auf seinen Fingerzeig nach geschehener Anfrage: welcher Herr ihn denn eigentlich beleidigt habe? mich mit diesen Worten sehr höflich und verständig anredete: »Ich höre von diesem Herrn, daß Sie ihm ein Packet »unbefugter Weise geöffnet, und noch dazu schwer beleidigt »haben. Es ist nicht meine Absicht, reisende Leute aufzu-

»halten, auch ist jede Beleidigung eines gebildeten Men»schen unwürdig. Ich ersuche Sie daher die Sache abzu»machen, und dem Herrn zu erklären, daß Sie nichts gegen »ihn haben.« »Das kann ich nicht gut!« versetzte ich achselzuckend: »Der Herr ist total verrückt.« »Das ist eine »schöne Ehrenerklärung!« fluchte der Steinadler. »Erlau»ben Sie, verehrtester Herr!« fuhr ich fort, »dieser Mann, »welcher bei Nachtzeit in den Dörfern Bouillon wie einen »Schnapps fordert, glaubte in ...g, daß er, als er einige »zwanzig Groschen für eine Kruke Selterserwasser, eine Fla»sche Wein und etwas Zucker bezahlen sollte, ihm die dazu »gebrauchten silbernen Löffel und die Geschirre für diesen »Preis gehörten, als ihm auf die Anfrage: »»wie viel ko»»stet die ganze Geschichte?«« »»zwei und zwanzig Gro»»schen!« geantwortet wurde. Ich nehme die Reisegesell»schaft als Zeugen.« Mein Vortrag wurde einstimmig bejaht, und schon sah der Diener der Themis den Kläger mißtrauisch an, als dieser sich mit den Worten: »Das war »ja nur mein Spaß!« vor Zorn glühend, zu entschuldigen suchte.

»Das hoffte ich damals auch,« vollendete ich meine Rede: »aber hören Sie weiter auf zwei Worte, hochgeehr»ter Herr!« Bei dieser Rede zog ich den ehrlichen alten Herrn zur Seite. »Sie sind doch in ...g bekannt?« »Ei »freilich!« versetzte dieser. »Sie waren doch schon im Post»hause daselbst, und haben den wunderschönen Steinadler »dort gesehen?« fragte ich ferner. Auch dies bejahte der Polizeiherr. »Nun,« flüsterte ich ihm in die Ohren: »ich bin »ein Freund von Naturseltenheiten, diesen Steinadler wollte »ich dem Herrn aus purer Natur- und Kunstliebe zeigen, aber »eben dies Ansinnen erweckte seinen unglücklichsten Paroxis»mus. Ueberzeugen Sie sich gefälligst selbst von der Wahr»heit meiner Rede. Fragen Sie ihn gütigst: ob er den »Steinadler in ...g wohl gesehen habe, eventualiter, warum »nicht?« »Haben Sie den Steinadler im Posthause zu »...g wohl gesehen?« fragte der freundliche Vermittler. Wie vom Donner gerührt, sah mein Feind den Fragenden

an. »Das ist ja zum Tollwerden, das ist ein verfluchtes »Land!« tobte er: »in jedem Orte soll ich Steinadler sehen, »ich will keine Steinadler sehen!« »Jetzt sind Sie auf »dem rechten Wege, hochgeehrter Herr!« flüsterte ich, »nur »noch einmal angesetzt.« Gesagt, gethan. »Aber wie kann »ein Steinadler Sie so in Harnisch bringen?« bemerkte der erstaunte Richter.

Ich hatte es zu arg gemacht. Der Steinadler fing an so zu schimpfen und zu drohen, daß er auf Befehl des Polizeiherrn in den Wagen gebracht, und dem Conducteur die Anweisung ertheilt wurde, den Fremden nicht vor der nächsten Station aus dem Wagen zu lassen. Ich hatte kaum Zeit, ihm noch den guten Rath zu intimiren, in Zukunft höflicher auf Reisen zu seyn, und die Steinadler nicht zu verachten.

So oft ich später durch ...g reiste, habe ich die Geschichte meiner Postwagen-Gesellschaft zu ihrem großen Ergötzen erzählt. Wenn ich aber dieselbe am Ende bitte, den Steinadler zu besehen, so fragen sie gewöhnlich, ob ich sie auch zum Besten haben will? Ich verneine dies natürlich, und sie folgen mir lachend. Das letzte Mal aber fingen sie an, sich nachher gegenseitig aufzufordern, den Steinadler zu besehen. Das setzte böses Blut und eine Scene wie im Auerbachschen Keller. Aber auch damals tönte das mahnende Posthorn vermittelnd die Worte:

Irrthum laß los der Augen Band.

Ein Argumentum e contrario.

Es kam ein Bauer im X....schen zum Chef der Justiz-Canzlei und begehrte die Zuordnung eines Anwaltes. Der Richter, welcher glaubte, der Supplicant bedürfe des Armenrechtes, verlangte von demselben deßfallsige Bescheinigungen des Armenvaters und Predigers. Wie erstaunte er aber, als er erfuhr, daß der Beschwerdeführer bereit sey,

einen Advocaten zu bezahlen, und, so zu sagen, für Geld zu processen, daß aber, trotz seiner Zahlungsfähigkeit, der Bauer keinen Anwalt habe vermögen können, die Sache einzuleiten. — Neugierig geworden, ließ er sich den Proceßgegenstand vom Querulanten erzählen, und fand bald, daß die gänzliche Ungerechtigkeit und Ungereimtheit der Sache jeden Advocaten, wenn er auch kein X....scher ist, aus Furcht vor Lächerlichkeit hätte abhalten müssen, Ruf und Ehre an ihre Verfechtung zu setzen. »Aber, mein lieber Freund,« bemerkte er dem Bauer, »die Sache ist von der Art, daß Ihr sie »nicht gewinnen könnt, und Ihr müßt der Rechtlichkeit »unserer Sachwalter Dank wissen, daß sie die Vertheidigung »einer ungerechten Sache, bei der sie ihren eigenen Nutzen »verfolgen konnten, von sich ablehnten.« — »Das klingt »ganz gut,« versetzte der Bauer, »allein ich habe auch einen »gerechten Grund, weßhalb ich die Zuordnung eines An»waltes fordere — ich hatte nämlich einen von meinem »Vater geerbten Proceß, von dem die ganze Welt behaup»tete, ich könne denselben nicht verlieren; und doch verlor »ich ihn mit Erstattung der Kosten. Nun habe ich einen »Proceß, von dem alle Menschen sagen, ich könne denselben »nicht gewinnen. — Ist nicht jetzt viel Wahrscheinlichkeit »dafür, daß ich meinen Proceß gewinne? Sind sich die Ver»hältnisse nicht gleich? — Hätte ich damals nicht gehört »und geglaubt, ich wäre besser gefahren. Warum soll ich »denn jetzt hören und glauben?«

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 Rthlr 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 Rthlr 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 27. Donnerstag, 4. October. 1838.

Aus dem Legendenbuche der Gräfin Adelheid von Oldenburg.

Mitgetheilt von Dr. Leverkus.

Ein Buch liegt vor mir, das wohl lange Jahre Niemand mehr gelesen hat, seit in der klösterlichen Zelle Dietrichs des Glücklichen Enkelin, die Gräfin Adelheid, sich darin erbaute. Einige Jahrzehende vor der Zeit dieser Besitzerin, im Jahre 1427, ist das Buch geschrieben, verfaßt aber vielleicht schon früher, von der Hand eines unbekannten Mönches. Die gemüthlichsten Mährchen, Wunder, und Exempel der Heiligen erzählt es, aus vielerlei andern Büchern und nach Hörensagen zusammengebracht, gewiß in einer ganz eigenthümlichen Weise. Der Erzähler verwahrt sich bestens gegen die Leser, wenn sie Manches etwa schon wissen oder anderswo möchten geschrieben finden, »dat se dat bok dar nicht an strafen. Wente ik hebbe des also gheramet (eingerichtet), wor de rede wat to lank sint unde vordrotsam, dat wil ik wat overslan; wat unnütte is unde unvorstandelik, dar wil ik wat to setten; unde wat der warheyt nicht en likent, dat wil ik under weghen laten; unde wil lezen (auslesen) al, dat nütte is, dat war is, dat süverlik is, unde dat trostlik is: liker wis also eyn artzete, de de nüttesten worte

küst (Würzelchen erkieset) to syner arzedye, unde de duve dat schoneste korn to erer spise.« Diese Körnchen aus seinem Wissen bringt er denn überall bei Erklärung etwa eines der zehn Gebote an, oder sonst auch bei einem frommen Spruch, den er für seine trauliche Redseligkeit zum Texte nimmt mit den Worten: »hyr van wil ik dy wat seggen.« Er vergißt es auch nie nach einer Erzählung seine Leser zu ermahnen: »kint leve, lat dy dat ene lere wesen,« und eine erbauliche Nutzanwendung hinzuzufügen. Ich schenke ihm den Schluß und die Einleitung, die für horchende Kinder, wie er seine Leser sich denkt, ja immer die harte Nußschale um den süßen Kern sind, und gebe lieber, um auch meinerseits die Vorbereitung nicht zu lang zu machen, dem Geschmack der Zuhörer gleich ein Mährchen selbst zum Besten, und vielleicht auch noch eines, in der Absicht, dem Buche, unter denen die Grimms Mährchen lieben, einen vertrauteren Freund hier zu erwecken, als ich selbst es werden könnte*).

Wo de nachteghale enen schütten bedroch.

Dat was eyn scütte de gynk in den wold, unde venk ene nachteghalen. Do gaf got der nachteghalen ene stempne, dat se sprak alse eyn mensche, unde sprak: Wat helpet dy dat, dat du my dodest? Du machst van my nicht hebben den enen bueck vul. Lat my vleghen, ik wil dy leren dre ding, de dy nütte sint. Deme scütten wunderde sere, dat de voghel sprak alse eyn mynsche. He louede eer, he wolde se vleghen laten. Do sprak se. Dat erste is: du en scalt nummer dar na staen, dat eyn ding begrypest, dat unbegripelik is. Dat andere is: wan du en ding vor lüst, dat du nener leye wys wedder hebben machst, dar umme schalt du dy nicht bedroven. Dat derde is: eyn ding dat unlovelik is, des en schaltu nicht loven. Halt desse dre stücke, dat is dy nütte. Do leet he se vleghen. Se vloch boven

*) Die Handschrift ist jetzt in der Garvekammer der hiesigen Lambertuskirche. Eine genauere Erörterung über sie eignet sich nicht hieher.

em in der lucht unde sprak to em. O du dore, wor umme letest du my vleghen! ik hebbe in mynen maghen enen eddelen duren sten, de is groter wen enes struses ey. Heddestu den, du wordest jummer meer rike. Do wart de yene sere bedrovet, unde wonde al wars, unde leep er na, wor se henne vloch, unde wolde se grypen, unde lovede er grote ere, dat se wedder to eme queme. Do sprak de nachteghale: Welk en recht dore du bist! Wat ik dy leret hebbe, des en holdestu nicht. Ik hadde ghe leret, eyn ding, dat unbegrypelik were, dar en scholdestu nummer na staan. Dat du dat begrypen woldest! Nu lopest du dore na my unde wult my grypen, unde kanst my nicht grypen. Und umme eyn ding, dat du vor loren haddest, unde nicht wedder kryghen kanst, dar en scholdestu dy nummer umme bedroven. Nu bedrovestu dy dar umme, dat du my vor loren hefst, unde du en machst my nicht wedder kryghen. Eyn ding, dat unbegripelik were, des en scholdestu nicht loven. Nu louestu, dat in mynen maghen sy eyn steen so grot alse eynes struzes ey, unde al myn lif is nicht half zo grot.

An die

humoristische Regierung zu Krähwinkel *).

Petition

von Seiten der Seelen sämmtlicher, binnen Jahresfrist abgeschiedenen, ehemals Branntwein trinkenden, Eingesessenen des Regierungsbezirks Krähwinkel, zur Zeit im Fegefeuer, Mäßigkeits-Vereine betreffend.

Pro memoria.

Wie Eine hohe humoristische Regierung aus der Rubrik dieser Vorstellung ersehen wird, sind es ehemalige Bewohner

*) Dieser etwas derben Replik auf die in № 24. enthaltene

der Krähwinkler Sümpfe, welche aus verzeihlicher Anhänglichkeit an ihr Erdenvaterland, in eigner Noth und im Bewußtseyn ihrer Unerreichbarkeit es wagen, Einer hohen Regierung ungefragt einige Rathschläge zu ertheilen. Die Unterzeichneten sind dazu durch traurige Erfahrungen aufs Dringendste veranlaßt. Die Erzählung ihres Schicksals wird dies darthun und zugleich zur Rechtfertigung ihrer schließlichen Anträge wesentlich beitragen.

Als die unten zuerst Genannten etwa vor Jahresfrist ihre Krähwinkler Heimath zu verlassen und an diesen Ort der Pein sich zu begeben genöthigt waren, trösteten sie sich mit der Hoffnung, daß ihr Aufenthalt hieselbst vorübergehend und ihnen demnächst der Eingang in die Wohnungen der Seligen gestattet seyn werde. Allein nachdem sie bußtaxmäßig gebraten waren und ihre Entlassung begehrten, theilte ihnen ein mitleidiger Feuerdiener folgenden Uebelstand mit. Es sey, sagte er, bei Erbauung der Wohnungen der Seligen auch ein bestimmter Raum für Trunkenbolde aller Art ausgewiesen. Damals habe man aber nur an den Genuß des Weins gedacht und mit den vorbehaltenen Quartieren bis zum jüngsten Tage auszureichen gemeint. Seitdem man aber den Branntwein erfunden, habe sich die Zahl der Trunkenbolde in so unbegreiflicher Progression gemehrt, daß jetzt kein Raum für neue Ankömmlinge mehr vorhanden sey. Wir würden also, da die übrigen Seligen jede Berührung mit einem Trinker und absonderlich einem Branntweintrinker ängstlich verbeten hätten, so lange im Fegefeuer bleiben müssen, bis deshalb anderweite Anordnungen getroffen wären.

Eine solche Anordnung glauben wir nun in den Mäßigkeits-Vereinen zu erblicken und fürchten, daß der weise Gesetzgeber im Reiche der Seligen und Unseligen sich dieses

Regierungs-Bekanntmachung versage ich aus drei Gründen die Aufnahme nicht: 1) weil ich der Verfasser jener Regierungs-Bekanntmachung bin, 2) weil der Einsender es ehrlich meint und 3) weil ich dadurch zeige, daß ich nicht im Entferntesten den Mäßigkeits-Verein persiffliren will. Der Herausgeber.

langsamen aber sicheren Mittels bediene, um durch Verminderung der Trunkenheit das Gleichgewicht in den Wohnungen herzustellen. Diese Wahrnehmung aber muß uns erschrecken. Denn wozu dient uns dieses allmählige Verbessern; wie kann es uns Armen im Fegefeuer trösten, daß unsere Kinder und Freunde auf Erden leichter durchs Fegefeuer kommen und bequeme Wohnsitze finden werden? Wir müssen eine Radicalreform, eine lex agraria bewirken, wenn wir nicht inzwischen vergehen sollen.

Da nun unsere Krähwinkler Erfahrungen uns über die Langsamkeit belehren, mit welcher zu Radicalreformen geschritten wird und wir darum besorgen, noch lange in unserm jetzigen Zustande verharren zu müssen — ein Zustand, der um so schrecklicher ist, als gerade wir den uns umgebenden Flammen die reichlichste Nahrung bieten — so müssen wir den Mäßigkeits-Vereinen entgegenwirken, damit ferner, wie bisher, zahllose Säufer dem ewigen Verderben entgegengeführt werden und bei augenscheinlicher Erfolglosigkeit des jetzt erwählten Mittels zur Abhülfe für ein neues und radicales gesorgt werde. Wenn wir dazu die Hülfe Einer hohen humoristischen Regierung in Anspruch nehmen, so geben wir zugleich zu bedenken, daß nicht allein die gedachten Vereine die Abnahme von Verbrechen und sonstigen Unordnungen im Staate bezwecken und dadurch gar Eine hohe Regierung beinahe überflüssig, den lächerlichen Vorwurf des Zuvielregierens denn aber zum Tagesgeschrei machen werden; sondern auch mit der Abnahme des Branntwein-Genusses die öffentlichen Cassen an Blasenzins, Lottoüberschuß, Spielpacht, Strafgeldern und Rum-Zoll bedeutende Einbuße leiden werden.

Mit Beunruhigung aber gewahren wir, daß H. Regierung diesem letztern Punkte ein zu großes Gewicht beigelegt und, um mit Freigebung des Plum-Puddings der Abnahme des Rum-Zolls in Etwas vorzubeugen, ein radicales Mittel von den Vereinen abzuschrecken, zu benutzen versäumt hat. Wie konnte es nämlich der H. Regierung entgehen, daß die Mehrzahl der Unterthanen zu denjenigen

gehört, die keinen Entschluß fassen, ehe sie die Sache einmal über das andere beschlafen haben, und sollten sie darüber mit der Bettlade gefangen werden, und daß das Lösen von Zweifeln und Conterversen diese Leute unnatürlich früh zu dem unnatürlichen Entschlusse bringe, einem süßen Genusse zu entsagen, um zeitige und ewige Wohlfahrt dadurch zu gewinnen? Wie konnte es Hoher Regierung entgehen, daß beim Fortdauern der Zweifel ein Schisma zu hoffen sey, und im Kampfe der künftigen Partheien, der Abgebrannten mit den Brennenden, der Bischöflichen mit den Puritanern, der Obermäßigen mit den Mittelmäßigen, von dem weisen Spruche »Entzwei' und gebiete« zum Schaden der Vereine der beste Gebrauch gemacht werden könne? Wie konnte man endlich übersehen, daß, wenn der Plum-Pudding gegen die materielle, geistige und sittliche Verbesserung des Volks in die Wage gelegt wäre, neun Zehntel der Krähwinkler sich an die Pudding-Schaale gehängt und die gefährlichen Neuerer hoch ins Blaue geschnellt haben würden? — Fürwahr nur der beschränkte Gesichtskreis einer sublunarischen Regierung kann ein solches Verfahren erklärlich machen. Wir, die wir heller sehen und durch die Berührung mit den Dienern des Gottseybeiuns genug profitirt haben, um den Zweifel, ob es zu verantworten sey, um eigener Bequemlichkeit willen das Wohl der Menschheit zu opfern, zu übersehen; wir halten uns für berufen, der H. Regierung mit folgenden zweckmäßigen Anschlägen an die Hand zu gehen:

1. Die authentische Erklärung vom 1. August d. J. werde zurückgenommen und den Streitern um Plum-Pudding und Bischafsextract überlassen, durch gehörige Spitzfindigkeiten die allzu faßlichen Grundsätze der Mäßigkeits-Vereine zu verdunkeln.
2. Die Regierung beauftrage die ihr ergebenen Geistlichen, am Tage des heil. Crispin den großen Satz von den Kanzeln zu vertheidigen, daß es sündlich sey, Mäßigkeit zu üben, da die Römer und andere blinden Heiden sie für eine Tugend erklärt haben.

3. Dem Entdecker der Wahrheit, daß die Gerechtigkeit gegen sonstige Tugenden die Menschen verpflichte, mit der Ausübung keiner einzigen den Anfang zu machen, werde die Würde eines Doctors der Weltweisheit ausgewirkt; desgleichen werde

4. dem Erfinder des Postulats, daß der Mäßigkeits-Verein zum Mysticismus führen müsse, eine Ehrenbrille verabreicht.

5. Allen Krämern und sonstigen Verkäufern wird das Recht gegeben, alles Wiederherausgeben der Sechs-pfennig-Stücke und kleinerer Münzen zu verweigern und statt dessen Branntwein zu verabreichen, und ihnen empfohlen, dieses Zahlungsmittels ganz besonders bei Kindern und säugenden Müttern sich zu bedienen.

6. Allen Schriften, gegen die Mäßigkeits-Vereine werde das Privilegium des Verbots nicht versagt.

In der Ueberzeugung, daß die Hohe humoristische Regierung ihren Standpunkt hinlänglich begreifen werde, um den verfolgten Flüssigkeiten ihren ganzen Schutz zu gewähren, zugleich auch das Wohl ehemaliger getreuen Krähwinkler nicht unberücksichtigt lassen werde, unterzeichnen wir als ꝛc. ꝛc.

(Folgen die Unterschriften).

Fegefeuer, den 13. Sept. 1838.

Auf diese der Regierung zu Krähwinkel vorgelegte Supplik ist uns von derselben folgender Bescheid geworden:

»Resolutum den u. s. w., daß die Regierung sich »nicht ermächtigt hält, in Angelegenheiten der im Fegefeuer »sich befindenden Seelen zu verfügen, dieselben vielmehr »mit ihrem Gesuche an die competente Behörde verwiesen »werden.«

Miscellen.

In der Mitte des Octobers werden wir das Vergnügen haben, den berühmten Seydelmann und zwar zuerst als »Karlos« in Goethes Clavigo zu sehen. Seydelmann ist ein langjähriger Freund und ehemaliger College unseres allgemein beliebten Gerbers. Ende dieses Monats beabsichtigt auch der brave Künstler, Herr Meck aus Frankfurt am Main hier zu gastiren. Solche Mimen werden das Publikum für das totale Entbehren einer Oper einigermaßen entschädigen.

Es steht irgendwo ein silberner Punschlöffel zu verkaufen, weil der Eigenthümer in den Mäßigkeits-Verein getreten ist. Am liebsten wünscht indessen der Besitzer, denselben gegen einen Milchlöffel von gleicher Form und egalem Werth, gegen eine angemessene Entschädigung zu vertauschen.

Man erzählt von dem König Hieronimus von Westphalen, derselbe habe nur folgende einzige deutsche Phrase gekonnt, die er, jeden Abend, in dankbarer Erinnerung an die genossenen Speisen und Weine, seinen deutschen Bedienten beim Schlafengehen zugerufen habe; »Morgen wieder lustick.«

Ein Bauer der einen leisen Anfall von der Cholera gehabt, aber dieselbe doch bald überwunden hatte, drückte sich darüber folgendermaßen aus. — Die Cholera habe ich schon gehabt, Gott sey Dank! daß der morbus nicht dazu gekommen ist.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 Rthlr 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 Rthlr 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 28. Donnerstag, 11. October. 1838.

Literaturblatt.

Rheinisches Odeon.

Herausgegeben von Ignaz Hub, Ferdinand Freiligrath und A. Schnetzler. Zweiter Jahrgang, mit Grabbe's Bildniß.

Es gehört Jugend, Begeisterung und ein Dichterherz dazu, um heutzutage mit den Gaben der lyrischen Muse an die starkverriegelten Herzkammerthüren der Menschen, vertrauensvoll, anzuklopfen; und doch — ist es nicht fast mährchenhaft? gerade in unserer rastlos unruhevoll strebsamen, durch tausend Interessen zersplitterten Zeit — schaaren sich aller Orten jugendliche Dichter, sey es um ein freigewähltes Haupt, sey es mehr republikanisch vereint, zusammen, und bringen die frischen Blüthen ihres Gesanges alljährlich dem Publikum dar, und können sich nicht überzeugen, daß wirklich Lust und Freude an der Lyrik, dieser süßen Musik des Herzens, bei genanntem Publikus erloschen sey.

Ich denke aber sie haben Recht; und sollte ein Spötter sagen: »es werde bald mehr lyrische Poeten als Leser lyrischer Gedichte geben,« so sagt er damit etwas, was, wenn es wahr wäre, uns zur höchsten Freude gereichen müßte, weil dann der Philister immer weniger würden.

Hier in diesem Odeon nun erblicken wir eine solche Schaar von Sängern, die ihre Stimmen frei und lustig in dem deutschen Dichterwalde erschallen lassen. Angeführt von Deutschlands jetzt größtem Lyriker — denn Friedrich Rückert ist's, der den Reigen eröffnet — bietet sich uns in dieser Sammlung eine Auswahl lyrischer Poesien dar, von denen gar manche mit den schönsten Erzeugnissen, welche unsere Literatur in dieser Gattung besitzt, den Vergleich nicht scheuen dürfen. Wem Namen genügen, der lese das Verzeichniß derselben, das ihm hier manchen ehrenvoll genannten Dichter vorführen wird. Wer aber klüger thun will, der lese selbst, und zwar zunächst die Sachen der Herausgeber, namentlich des vortrefflichen Freiligrath, aber er lese sie wie Adolf Stöber verlangt:

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Und wenn er das gethan hat, so wird jede weitere Empfehlung dieses Unternehmens überflüssig, wo nicht — gewiß nutzlos seyn.

Oldenburg, September 23. 1838.

Adolf Stahr.

Indem ich mich auf die vorstehende Empfehlung beziehe, erlaube ich mir meinen Lesern einige Proben aus dem nächsten Jahrgange des Odeons mitzutheilen. Ich bin bereit, Subscriptionen auf das fragliche Werk anzunehmen, welches für Einen Thaler Dreißig Groten postfrei hier geliefert werden wird.

October 4. 1838.

Theodor von Kobbe.

Probe
aus dem dritten Jahrgang des Rheinischen Odeons.

Türkische Klänge.
Von Doctor Ignaz Hub.

1.

In dem Schatten der Karuben
Ruht die Mädchen-Karavane;
Morgen zieh'n sie nach Istambul
Kauflich in die Waaren-Chane.

Wie sie lebensfreudig blühen
An der Quelle dort im Moose!
Feuerlilien aus Aleppo,
Und von Jericho die Rose!

Zarte, schöne Mädchenblumen,
Welcher Gärtner wird euch warten?
Ach, sie tragen wohl nicht Kummer
Um den Gärtner, um den Garten!

Auf den Knie'n die Dromedare
Ihre schöne Lasten fassen.
»Auf, von dannen!« — Hinter Mauern
Ohne Liebe zu verblassen.

2.

Munter geht's auf den Basaren!
Griechen, Juden, Mammeluken!
Leibtrabanten, Janitscharen!
Grünbeturbant Bey's, Seldschuken!

Kauft! Prophetenschminke, Sandel!
Perlemutter, Alabastern!
Indigo aus Koromandel!
Hei, wie klingt es von Piastern!

Kauft! Violenöl aus Saba!
Onyxspangen kauft aus Jemen!
Rosenkränze aus der Kaaba!
Hei, wie klingt es von Dirhemen!

Kauft! Pistazien, Datteln, Fische!
Bunte Schaaren, bunte Waaren!
Kaufet! Mädchen, zarte, frische!
Hei, wie klingt es von Dinaren!

Auf und nieder, glatt und schlangig,
Spähend rennen die Eunuchen;
Blonde Töchter, feuerwangig,
Sie für den Gebieter suchen.

Auf die Besten seines Brauches
Sind gerichtet ihre Sinne;
In dem Netz des weißen Auges
Lauert eine schwarze Spinne.

c.

Es war in finstrer Wetternacht,
Im Zelte ruht der Schah;
Der Dämon in den Klüften lacht,
Es jammert der Ulama *):
Weh! weh!

Die Liebste schläft, der Schah erwacht:
»Wach auf, o Fatima!«
Die Blitze flammen durch die Nacht,
Es jammert der Ulama:
Weh! weh!

Der Donner rollt in der Wolkenschacht.
»Wach auf, o Fatima!«
Es wühlt das Meer, die Ceder kracht,
Es jammert der Ulama:
Weh! weh!

*) Dämonenvogel.

Die Felsenwand erdröhnt mit Macht.
»Hilf Allah! — Fatima!«
Der Dämon hat sie umgebracht;
Es jammert der Ulama:
Weh! weh!

4.

Schwarze Augen, schwarze Locken, —
Wangenblüthe, — Wunderrose!
»Judenmädchen, Judenmädchen,
Liebereizende Mimose!«

Schnee der Leib — der Odem Honig —
Lippen, wie Granatenfeuer!
»Judenmädchen, Judenmädchen!
Immer stiller, immer scheuer!«

Draussen vor dem Judenthore
Stranguliren sie den Vater.
Gebt mir meine Tochter wieder!
Ach, so fleht' er, ach, so bat er.

Ach, so flucht er, ach, so stöhnt er,
Denn die Jungfrau war sein Alles,
Und jetzt liegt er stranguliret,
Und die Tochter harrt des Falles.

Liebe heischt der Scheikh erglühend.
Da zerfließt die Wunderrose.
Tief den Todesstahl im Herzen
Liegt gefället die Mimose.

5.

In der Laube der Jasminen,
Drüber glüht des Monds Orange,
Unter Sternenhyazinthen
Träumt die schöne Khasseki.

Aus der Lippen Purpurblüthe
Athmet zartes Traumgelispel
Nach Damaskus, nach Damaskus!
O Ghasali, fort zu Schiff!

Leise schwirren die Phalänen,
Goldfischlein um Wasserlilien,
Leuchtwürmlein um Tulipanen
Spielen, flinkern wie verliebt.

Sehnlich breitet sie die Arme:
»Nach Damaskus, nach Damaskus!«
Heimlich schleicht es ... lieblich flüstert's:
»O Ghasali, laß uns flieh'n!«

Finster naht ihr der Khalife;
Faßt sie, wie das Lamm der Schakal. —
Und am Morgen, tief im Meere,
Träumt die schöne Khasseki.

6.

In stiller Nacht die Sultanin wacht,
Die Odalisken träumen.
Sie faßt der Sehnsucht glühende Macht:
Wo mag der Geliebte säumen?
Es flüstern die Sykomoren:
Verloren! verloren!

Voll süßer Narden schwimmt die Luft,
Die Blumen kosen und küssen.
Die Liebe lockt, die Liebe ruft,
Sie kann ihn nicht grüßen und küssen.
Es flüstern die Sykomoren:
Verloren! verloren!

Die Liebe singt, die Liebe klingt
Im Flammenwirbeln der Sterne.
Ihr Busen woget, ihr Herz es springt...
Ersehnter, wo hält dich die Ferne?
Es flüstern die Sykomoren:
Verloren! verloren!

Was rauschet, horch! was hallt für Ton?
Was krächzen die Meeres-Raben?
An einer Ceder am Libanon
Dort liegt der Geliebte begraben!
Es flüstern die Sykomoren!
Verloren! verloren!

Anzeige.

Der Redaction der humoristischen Blätter ist zugesandt worden: Prometheus, Tragödie vom Verfasser des Abälard, Eduard Wedekind, Emden bei F. Rakebrand 1838. 36 Seiten klein 8°.

Der Herr Verfasser hat den Ertrag seines Gedichts für das projectirte Hermanns Denkmal bestimmt, und wenn dasselbe schon aus diesem Grunde Käufer und Leser finden wird, so verdient es solche auch der mannichfaltigen Schönheiten in Sprach-Auffassung und metrischen Form halber. — Der beschränkte Raum dieser Blätter verbietet ein detaillirteres Eingehen, wir begnügen uns hier die Stelle hervorzuheben, wo es von dem von Elba kommenden Napoleon heißt:

Kaiser von Elba nun! Spott für den Löwen?!
Hütet Euch, hütet den fränkischen Thron;
Denn, ein Antäus, betritt er den heiligen
Boden von Frankreich, so wächst ihm die Kraft.

Wir erlauben uns hiebei das Publikum noch darauf aufmerksam zu machen, daß Herr Eduard Wedekind, laut eines Aufsatzes in der Posaune von Georg Horrys № 105.

bis 107., im Begriff steht, dem wackern Osnabrücker, Theobald Wilhelm Broxtermann, durch Herausgabe seines literarischen Nachlasses ein ehrendes Denkmal zu setzen, und Alle, welche von den Werken dieses Broxtermann Manuscripte besitzen, auffordert, ihm diese zuzustellen.

Pindar und Klopstock,

oder

die Athener und der Hallische Buchhändler.

Man hat es als einen ehrenwerthen Zug Klopstock's zu rühmen, daß er zu seiner Zeit wieder die selbstständige Würde des Sängers fühlte und begriff, und indem er sie aussprach, oder ihr gemäß sich hielt und betrug, den Dichter aus der Lage des Hofpoeten und Jedermannspoeten, sowie aus einer nichtsnutzigen Spielerei heraus riß, womit ein Mensch sich ruinirt. »Dennoch geschah es« (setzt Hegel, der im dritten Bande seiner Vorlesungen über die Aesthetik diese Aeußerung thut, hinzu), »daß nun gerade ihn zuerst der Buchhändler als **seinen** Poeten ansah. Klopstock's Verleger in Halle bezahlte ihm für den Bogen der Messiade einen oder zwei Thaler, glaube ich; darüber hinaus aber ließ er ihm eine Weste und Hose machen, und führte ihn, so ausstaffirt, in Gesellschaften umher, und ließ ihn in der Weste und Hose sehen, um bemerkbar zu machen, daß er sie ihm angeschafft habe.« Ihrem Pindar dagegen setzten die Athener ein Standbild, bloß weil er sie in einem seiner Gesänge gerühmt hatte, und schickten ihm das Doppelte der Geldstrafe, mit der, wegen jenes Lobes einer fremden Stadt, die einfältigen Thebaner ihren großen Mitbürger belegt hatten.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 29. Donnerstag, 18. October. 1838.

Zwei Abende in Müllners Gesellschaft.

Vom Professor O. L. B. Wolff.

Es war an einem Nachmittage im Spätsommer 1826, als ich in Begleitung eines jungen Freundes in Weißenfels einfuhr. Das Städtchen ist, da die große Straße von Berlin nach Frankfurt am Main hindurch führt, bekannt genug, um nicht jede weitläuftige Beschreibung überflüssig zu machen. Mich interessirte indessen seine Physiognomie doch sehr, da ich sie mit dem Wesen Müllners, der hier geboren war und den größten Theil seines Lebens daselbst zugebracht hatte, in Einklang zu bringen suchte. Eine kleine Stadt übt auf einen genialen oder doch außergewöhnlichen Menschen stets ihren Einfluß aus, den er, möge er sich noch so sehr dagegen stemmen, nicht von sich abschütteln kann. Sie sitzt ihm wie ein Schlafrock, der eigentlich nicht für ihn gemacht wurde, ihm theilweise große Bequemlichkeit verstattet, theilweise aber auch ihn sehr genirt, und ihm daher Eigenthümlichkeiten und Absonderlichkeiten in seiner Bewegung, seiner Art und Weise und so weiter anheftet, von denen er sich dann nachher selbst in den strengsten Galakleidern nicht frei zu erhalten weiß. — Mit großen Städten ist das etwas ganz Anders; Genie und Talent müssen sich dort stets zusammennehmen, wenn sie gelten und bestehen wollen, und erhalten dadurch eine äußere characteri=

stische Festigkeit, oder gehen zu Grunde. — Dann ist endlich in unseren kleinen Städten verhältnißmäßig weit mehr Gewöhnlichkeit zusammengepackt, als in großen, und die Gewöhnlichkeit wird gar zu gern dummdreist, vertraulich. — Abschütteln darf man sie bei Leibe nicht; der Kleinstädter erlaubt und gönnt dem Bedeutenden nie, daß er sich auf sich selbst etwas einbilde, denn er will sich etwas auf ihn einbilden, weil er zufällig sein Nachbar über drei Straßen weg, der Gevatter seines Gevatters, oder sein Collège in der Ressource oder dem bestehenden Journalisticum ist, und wehe Jenem, wenn er das hindert oder apart thut. Duldet er es aber, so singt er auch dafür sein Lob gegen Fremde durch alle Tonleitern hindurch, ja wenn ihm Zeit dazu gegönnt wird, in den ausgearbeitetsten Fugensätzen.

Weißenfels nun ist auch eine solche kleine Stadt, ehemalige Residenz einer sächsischen Nebenlinie, deren letzter Sprößling eine Passion für Geigen hatte, und Jemanden zur Belohnung für einen Riesenbaß zum Geheimerath machte, zu einer Zeit als ein Geheimerath, namentlich in Sachsen, noch eine Delicatesse war. Es wird belebt durch Garnison und Holzhandel, hat ein stattliches, auf einer Anhöhe liegendes und in eine Kaserne umgewandeltes Schloß, — das kann man übrigens in jedem geographischen Handbuche lesen, und wer mehr wissen will, lese dort weiter nach. Er wird auch vielleicht darin finden, daß es im Geschmacke Leipzigs gebaut ist, sich hoher Häuser und breiter Straßen, so wie eines sehr schönen Marktes zu erfreuen hat, aber nicht, daß eine seiner Vorstädte fast ganz allein von zwei Holzhändler-Familien bewohnt wird, deren Namen man in abwechselnder Reihenfolge über der Mehrzahl der Hausthüren einer sehr langen Straße liest, und unabwendbar, selbst bei dem schlechtesten Gedächtnisse, auswendig wissen muß, ehe man das Ende derselben erreicht hat. Dies deutet auf bleibenden Besitz und Wohlstand, und macht dem Fremden, da solche nie ohne stetige Betriebsamkeit erlangt werden, einen ganz guten Begriff von dieser, die auch wirklich lobwürdig vorherrscht.

Auf unsere Erkundigung wurden wir vom Gasthofe aus erst nach Müllners Wohnung, dann aber, als wir ihn hier nicht fanden, nach einem öffentlichen Garten, das Bad, wenn ich nicht irre, genannt, wo er bestimmt zu treffen sey, gewiesen. Wir ließen uns, um den kürzesten Weg zu nehmen, über die Saale setzen und landeten in dem Garten selbst. — Da ich Müllnern nicht persönlich, sondern nur aus Briefen kannte, so richtete ich an drei in einer Laube sitzende Herren die Frage nach ihm; einer derselben wies schweigend auf seinen Nachbar, der sich erst erhob und mich begrüßte, als ich mich ihm genannt und meinen Begleiter ebenfalls vorgestellt hatte. Unser Gespräch war anfangs gemessen und spärlich, vielleicht mochte die Anwesenheit der Anderen daran Schuld seyn, wenigstens stimmte es nicht mit dem freundlichen Ton überein, den er von Anbeginn unserer Correspondenz in seinen Briefen gegen mich angenommen hatte. Vor einem Jahre ungefähr war ich zuerst als Schriftsteller öffentlich aufgetreten, — früherer literärischer Arbeiten, die das Geschick kaum über die Gränze meiner nordischen Heimath hinausführte, nicht zu gedenken — und hatte ihm, dem gefürchtetsten, und wenn er nicht gereizt war, unbedingt auch gewiegtesten Kritiker jener Tage, mein Buch mit der Bitte um eine Anzeige in der Mitternachtszeitung zugesandt. Zu meiner großen Verwunderung erhielt ich schon in der nächsten Woche eine sehr gütige Antwort, welche seine Albaneserin als Gegengeschenk begleitete. So enspann sich ein Briefwechsel unter uns, zwar im Ganzen nur spärlich, aber doch anregend, meist literärische Gegenstände berührend, und es war daher von mir die erste freie Zeit und Gelegenheit benutzt worden, ihn persönlich kennen zu lernen.

Da, wie ich bereits bemerkte, das Gespräch anfangs nur um gewöhnliche Gegenstände herum schlich, so wurde ich nicht sehr in Anspruch genommen, und benutzte daher die vergönnte Muße, seine Gestalt und sein ganzes Wesen genau zu betrachten. Nach seinem Portrait, das als Titelkupfer einer der späteren Ausgaben der Schuld beigefügt

war, hatte ich mir ein ganz anderes Bild von ihm entworfen und in meinem Innern ausgearbeitet. Ich hatte ihn mir groß, kräftig, mit raschen, freien Bewegungen und leicht aufzuregen vorgestellt, obwohl dies nicht ganz im Einklange zu seinen poetischen Productionen stand, welche alle eine genaue Berechnung des Einzelnen beurkundeten. Hiezu stimmte nun auch die Wirklichkeit mehr. Er war unter mittlerer Größe, breit und starkknochig, beleibt, mit glatt anliegendem dunkeln Haar, gekniffenem Munde und einem falschen Blick in dem einen Auge, jedoch nicht so, daß man es schielend hätte nennen können. In einem grünen Ueberrock mit gelben Metallknöpfen etwas unmodisch gekleidet, unterschied er sich in seinem ganzen Wesen durchaus nicht von jedem anderen guten Bürger der guten Stadt Weißenfels, und ein Fremder würde, wenn er ihm zufällig auf der Straße begegnete, gewiß nicht errathen haben, daß dies derselbe Mann sey, dessen Tragödie, die Schuld, noch vor wenigen Jahren die deutsche Bühne mit einer Umwälzung bedrohte, und sich eines fast unglaublichen Beifalls bei der Menge zu erfreuen hatte. Am Deutlichsten blickte der gewesene Advocat hindurch, wie ihn dieser überhaupt während seines ganzen Lebens beständig im Nacken saß, und ihn, als er längst die juristische Praxis von sich gestreift, doch noch immer zu poetischen Rabulisterien anreizte.

Nach einem halben Stündchen ungefähr, das ziemlich leer vorübergegangen war, stand er auf und lud uns ein, ihn in die Ressource zu begleiten. Unterwegs ward er gesprächiger, namentlich als die Rede auf Wit von Döring, meinen Schulkameraden, der ihn kurz zuvor besucht hatte, und damals noch sehr ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und von diesem auf den Buchhändler Vieweg, mit welchem Müllner zu jener Zeit einen heftigen Kampf durchfocht, wandte. Dies gab Gelegenheit zu manchem lustigen Wort, da er seinen Gegner nicht schonte, und unter Lachen und Scherzen erreichten wir das vorgesteckte Ziel. Hier angekommen, waren wir schon bekannter, und richteten uns gleich behaglich mit ihm ein. Die Res-

source unterschied sich übrigens in Nichts von ähnlichen Anstalten unserer kleinen deutschen Städte, über welche namentlich unsere Frauen mit Recht klagen, da sie immer mehr und mehr das gesellige, wie das echte, wahre Familienleben zerstören, denn nirgends kann der eigentliche Philister sich so im Schlafrocke zeigen und mit aller Bequemlichkeit gehen lassen, wie hier. Wer unser deutsches Schlaraffenleben in seinem innersten Kerne kennen lernen will, der braucht nur ein Lexikon von in solchen geschlossenen Gesellschaften stehenden Redensarten anzulegen, es wird bald an Format und Inhalt alle anderen Wörterbücher übertreffen, und der Besitzer ein corpus testimoniorum haben, wie er es nicht besser wünschen kann. Ob die Weißenfelser Ressource besser oder schlechter sey, als ihre Mitschwestern, kann ich nicht sagen, da ich nur kurze Zeit und nur mit Müllnern beschäftigt daselbst verweilte; sie schien ihnen, wenigstens dem Aeußern nach, vollkommen zu gleichen. Düstere, verhältnißmäßig enge, mit Tabacksrauch angefüllte Zimmer, ein Billard, mehrere Spieltische, das war Alles. Ich hatte mir den Verfasser der Schuld und der Albaneserin, wie überhaupt jeden Dichter, aristokratischer gedacht, als daß er lange in so alltäglicher Umgebung, bei der sich's nie ins volle Menschenleben hineingreifen läßt, ausdauern könne; aber ich sollte bald noch mehr über seine Sitten und Gewohnheiten enttäuscht werden. — Bei mächtigen Humpen Bier's mit Musik (thüringischer Kunstausdruck für Brod und Zucker), wurden nun die Cigarren angesteckt und ein gutes hausbackenes Gespräch über Hans und Kunz, Autoren und Verleger, Journale und Abonnenten geführt, das hin und wieder nur durch Bemerkungen einzelner hinzutretender Bekannten Müllners über Wetter, Schießübungen, Neuigkeiten und so weiter unterbrochen wurde, dann aber rüstig, wie der Faden an einem gut schnurrenden Spinnrade sich weiter abspann. Mir war das nicht unlieb, denn wenn man bei heißem Sommerwetter eine Fahrt von acht deutschen Meilen gemacht hat, so ist Einem ein aufregendes Gespräch nicht immer angenehm; meinem jungen

Gefährten aber, der sich mit frischer Phantasie Alles ganz anders vorgestellt haben mochte, als die Wirklichkeit es nun zeigte, sah ich deutlich seine Verwunderung, so wie die Mühe, sich überhaupt in dies Wesen zu finden, an.

Bisher hatten wir nämlich noch wenig, oder eigentlich gar Nichts bemerkt, das den Dichter verrieth. Der kleine Mann, der da neben uns saß und sich auf so wohlwollende Weise ganz gescheidt mit uns unterhielt, konnte, seinen Aeußerungen und dem Stoffe seiner Gespräche nach, eben so gut Buchhändler, Leihbibliothekar, Oberlandesgerichtsregistrator mit Vorliebe für die belles lettres, wie Müllner seyn, und wir hätten uns sehr leicht für mystificirt halten können, wenn dies nicht unter den gegebenen Umständen unmöglich gewesen wäre. Dies sollte jedoch bald sich ändern und wir angenehm überrascht werden; ganz entgegengesetzt von dem Dichter des Gilblas, dessen geistige Stärke in seinen letzten Lebensjahren mit der Sonne stieg und sank, schien Müllners große Bedeutsamkeit sich erst zu entfalten, je tiefer das Dunkel der Nacht zu herrschen begann. Gegen neun Uhr trat plötzlich ein Mann zu ihm und berichtete, Alles sey bereit und der Himmel sehr günstig. — Finden Sie Vergnügen, mich auf mein Observatorium zu begleiten und die Sterne zu beobachten, wir haben nicht weit zu gehen, es ist hier im Hause? fragte uns Müllner sehr freundlich. — Dankbar nahmen wir sein Anerbieten an, und erstiegen mit ihm den Boden des Hauses; der von dem Weißenfelsischen Aichungsbeamten, seinem astronomischen Gehülfen, als Magazin benutzt wurde. Hier war in einem Erker, der wie dazu gebaut schien, ein sehr schönes Teleskop, welches dem Dichter gehörte, aufgestellt. Auf unser Bekenntniß, daß wir Beide gewaltige Laien in der Sternkunde wären, sagte Müllner gütig, daß er unser Mentor seyn und uns wenigstens den Mond und die merkwürdigsten gerade sichtbaren Planeten so zeigen wolle, daß wir einen deutlicheren Begriff, als wir gewiß bisher gehabt, davon mit zu Hause nehmen sollten. Er richtete nun Alles ein, ließ uns abwechselnd hindurch schauen und zeigte dabei

ein solches Talent des Lehrens, und eine so große Gabe faßlichster Darstellung, daß er mich auf das Lebhafteste in Erstaunen setzte. Unermüdlich entwickelte er uns die schwierigsten Punkte, machte uns das Interessanteste daran deutlich und bemerkbar, erklärte uns die verschiedenen Theorien über den Mond, und dies Alles auf eine so klare, leichte und eindringliche Weise, daß wir nicht umhin konnten, ihm unsere Bewunderung darüber auszudrücken. Lächelnd erwiederte er: »Ich bin ein alter Zögling der Schule Pforte, da konnte man lernen und lehren zugleich.«

(Der Beschluß folgt.)

Der Müller und der Dichter.

Es geht der schöne Jüngling
Gar oft den Bach entlang,
Stets tönt beim Räderrauschen
Sein sehnsuchtsvoller Sang.
Schon bei der Morgenröthe
Lauscht er dem Wellenschaum,
Er schnitt den Namen »**Goethe**«
Heut' Morgen in den Baum.
Ich glaub' der junge Dichter
Ist nicht umsonst betrübt,
Schielt oft ins Müllerhäuschen;
Er ist wohl gar verliebt.
Ich gehe froh und heiter
Stets zu der Müllerin,
Die Ursach ist am Ende,
Weil ich der Müller bin.

Miscellen.

In keinem Lande dürfte ein Mäßigkeits-Verein nothwendiger seyn, als im Lippe-Schaumburgischen oder Bückeburgi-

schen. — Denn da aller Branntwein dort nur aus den fürstlichen Brennereien genommen werden darf, so wird von diesen ein willkührlicher Preis gesetzt, welcher jetzt dreißig Thaler (und zwar einen Thaler für jeden Grad) betragen soll. Da nun, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, der Tagelohn für das Holzfällen in den fürstlichen Waldungen zur Winterzeit nur Achtzehn Pfennige beträgt, wobei für erfrorne Füße nichts gut gethan werden soll, so wird der Genuß des Branntweins, der höchstens dem Familienpapa selbst den Hunger vertreibt, zur doppelten Sünde. Bei achtzehn Pfennig täglichen Erwerb — Dreißig Thaler — Branntwein trinken wollen; das kommt mir ungefähr so vor, als ob unser Einer nach einer Königstochter freien wollte.

Der Präsident der Republik Haiti, ein geborner Mulatte, ist ein unnatürlicher natürlicher Vater. Unverheirathet hat er einen unehelichen Sohn, der ihm, wie aus den Augen geschnitten, ähnlich seyn soll. — Nichts destoweniger hat ihm der Regent, der ihn nicht anerkennen will, eröffnet, daß er nie Hoffnung habe, mehr als Lieutenant, was er schon lange ist, zu werden. Hätte Boyer einen legitimen Sohn, er würde denselben gewiß auch auf den Pflichttheil setzen.

Boyers Adjudanten tragen ihre Epaulettes ganz nach ihrer eignen Lust und Erfindung; eine weise nachahmungswerthe Maßregel, wodurch die Phantasie der Herren Offiziere vom Stabe gewiß sehr geschärft wird. — Etwas Aehnliches erzählte man von einem Holländer, welcher einen Orden, den niemand kannte, in einem Rocke trug, übrigens auf Befragen, wer ihm denselben verliehen habe, antwortete: »Dat is min proper Invention.«

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.** Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 30. Donnerstag, 25. October. 1838.

Zwei Abende in Müllners Gesellschaft.

Vom Professor O. L. B. Wolff.

(Beschluß.)

Aufziehende Wolken, welche den Himmel verfinsterten, machten endlich gegen Mitternacht dieser höchst anziehenden Unterhaltung, bei der die Stunden rasch verflogen waren, ein Ende. Wir begleiteten Müllnern nun bis an seine Wohnung, und wollten uns vor der Hausthür bei ihm beurlauben; das gab er jedoch keineswegs zu. »Sie müssen mit herauf kommen,« meinte er; »nun wollen wir erst uns eigentlich kennen lernen und von interessanten Dingen reden; jetzt ist die rechte Zeit.« — Willig folgten wir ihm nun auf sein Zimmer, nachdem wir unsere Furcht, ihm so spät, trotz seiner Gastfreundschaft, doch lästig zu fallen, durch die Erwiederung beseitigt sahen, daß dies keineswegs der Fall sey, indem jetzt eigentlich erst sein Abend und mit diesem seine Arbeitszeit angehe. Er erzählte uns nun ausführlich, wie er, um ganz unberührt vom Geräusch des Lebens und Tages, dichten und studiren zu können, schon seit einer Reihe von Jahren eine ganz andere Lebensweise, als sie die Menschen gewöhnlich führten, angenommen habe. Er stehe nämlich erst um zwölf Uhr Mittags auf, esse um Eins mit seiner Familie, lese darauf zur Verdauung Journale und andere leichte Schriften, gehe dann aus, im Sommer auf das Bad, wo er an Schießübungen Theil nehme,

im Winter auf die Jagd, oder, wenn Schlittschuhbahn sey, auf das Eis; später begebe er sich in die Ressource und von hier auf seine Sternwarte, wo er, wenn das Wetter günstig sey, bis Mitternacht bleibe; dann erst kehre er zurück nach Hause und setze sich nun an den Arbeitstisch, den er vor fünf Uhr nicht wieder verlasse. Um fünf Uhr pünktlich lege er sich aber zu Bett, um wie jeder andere gesunde Mensch seine sieben Stunden Schlaf zu genießen. Auf meine Bemerkung, ob eine solche inverse Construction des Lebens sich mit der Zeit doch nicht sehr schädlich erweise, antwortete er: »Ich treibe es nun schon zwölf Jahre so, bin, wie Sie sehen, gesund wie ein Fisch im Wasser, und denke es noch manches Jahr so fortzusetzen.«

Behaglich nahmen wir nun Platz, er im Lehnstuhl, wir ihm gegenüber auf dem Sopha. Sein Bediente servirte Thee mit Portwein, den er stark und viel trank, und dazu die schwersten Havanna-Cigarren rauchte; ein Geschenk von Lotz in Hamburg, als Honorar für die kleinen polemischen Artikel, welche er von Zeit zu Zeit für dessen Journal »die Originalien« einsandte. Er erzählte mir, daß er es so die ganze Nacht forttreibe, und ich bemerkte, das sey der Ersatz, den er sich selbst für die ihm fehlenden Anregungen einer großen Stadt geschaffen, konnte aber das Mittel nicht loben, wie mir überhaupt Alles, was nur rein materiell die Nerven aufregt und anspannt, als naturwidrig von jeher verhaßt war. Daß ein Dichter äußere Aufregung haben müsse, gab ich ihm zu, sein Geist verliert sonst die Flüssigkeit und krystallisirt sich innerlich, wenn er nicht gar Stalaktiten bildet. Darüber lachte er sehr, verglich allerlei eben erschienene Schriften mit solchen Stalaktiten und wurde nun sehr beredt. — Das Gespräch wandte sich nun auf mein Talent des Improvisirens; er verlangte eine Probe, und gab, als ich dazu bereit war, einen historischen Gegenstand auf, den ich in einem Sonnett ausführen sollte. Ich merkte den Schalksstreich sehr wohl, ließ mich aber nicht irre machen, sondern sprach mein Sonnett und sagte ruhig, als ich am Schluß der zweiten Terzine das Schema noch

nicht absolvirt hatte, ich würde eine Coda hinzufügen. Müllner hatte nichts dagegen, und ich führte nun in dieser bequemen Bandwurmform das Sujet zu Ende. — Als ich schloß, fragte er, ohne auf die Improvisation einzugehen: »Wie nannten Sie den Anhang?« »Eine Coda,« erwiederte ich. — Ich mußte ihm das Gesetz, nach welchem dieselbe sich bildet, entwickeln, und nun fand es sich, zu meiner großen Verwunderung, daß ihm die Poetik der romanischen Sprachen fast ganz unbekannt sey, dagegen kannte er die Gesetze der antiken Verse, als ehemaliger fleißiger Portaner, auf's Jota. Wir sprachen nun Vieles über die Formen der Poesie überhaupt, und vereinigten uns darüber, daß eine innere Nothwendigkeit, die ich Naturnothwendigkeit nannte, allen Formen als Urgesetz zu Grunde liege, und diese von jenen herausgebildet seyen, wo dann Zeit und Volk zu deren Modificirung das Ihrige beigetragen hätten. Die Idee sprach ihn sehr an, er faßte sie mit Lebendigkeit auf, wandte sie auf die Künste des Vortrags an und sagte: Er habe einmal sehr lebhaft gefühlt, daß die heftige Leidenschaft durchaus alle Form zerstöre oder doch aufheben müsse, und dadurch sey ihm eine große Schwierigkeit entstanden, indem er bei seiner Albaneserin die strengste Form des Verses, wie des Reimes beobachtet, und nun einen Moment gefunden habe, wo die Beibehaltung so unsinnig, als die Aufhebung störend für die Harmonie des ganzen Kunstwerkes gewesen seyn würde; da habe er sich denn durch einen sehr künstlichen Versbau und durch geschickte Cäsuren geholfen und doch dem Reim sein volles Recht widerfahren sey. — Er bemerkte ferner, daß er in dem Büchlein: Vers und Reim auf der Bühne, darüber gesprochen, und wollte die Stelle aufschlagen, konnte sie aber nicht finden. — Da bat sich mein junger Begleiter, der sich aus Bescheidenheit bei dem ganzen Gespräche sehr passiv verhalten, das Buch aus und wußte im Nu den Passus anzugeben. — Müllner bezeigte darüber sichtliches Wohlgefallen, und wandte von nun an die Rede oft an ihn. — Mir war es interessant gewesen, zu bemerken, daß auf einem Repositorium

neben seinem Schreibtische keine anderen Bücher, als von ihm verfaßte, standen, und daß er während der ganzen ziemlich anhaltenden Discussion zur Vertheidigung seiner Ansichten nie ein anderes Beispiel citirte, als aus seinen eigenen Schriften.

Die Unterhaltung wandte sich jetzt auf diese; und als ich ihn fragte, ob der denn der tragischen Muse ganz entsagt habe, rief er lebhaft aus: »Sie sind selbst ein Dichter und thun solche Frage! — In der Poesie will man nicht, man muß. — Ich liefere kein neues Trauerspiel, weil ich keinen Stoff gefunden habe, wie ich ihn will; sobald ich den habe, so soll es auch an der Ausführung nicht fehlen.« — Er sollte keinen Stoff mehr finden.

Wir brachen endlich auf; der helle Morgen schien in sein Zimmer hinein, als wir fortgingen. — Er nahm in seiner Weise herzlichen Abschied von uns, und forderte uns lebhaft auf, ihn recht oft wieder zu besuchen. Es war das erste und letzte Mal aber, daß ich ihn in seinem eigenen Hause sah.

Während des nun folgenden Herbstes und Winters kam ich in einen ziemlich regelmäßigen Briefwechsel mit ihm; ich hatte ihm meine Theilnahme an seiner Zeitschrift, namentlich für die ausländische Literatur, zugesagt und erhielt immer pünktliche und regelmäßige Antworten auf meine Sendungen und Fragen. In allen zwischen uns gepflogenen Verhandlungen fand ich ihn stets äußerst wohlwollend und gerecht; nie entdeckte ich etwas von Intrigue oder den Versuch, mich für seine Zwecke zu gewinnen und zu gebrauchen, obwohl wir oft sehr verschiedener Meinung, und er gegen Manchen, mit dem ich in gutem Verhältniß stand, persönlich gereizt war. So sehr er Verehrung und Weihrauch liebte, so war ihm doch jede Schmeichelei auf Kosten des Charakters verhaßt, und durch Winkelzüge, wie sie in unseren literarischen Verhältnissen so oft vorkommen, erwarb man sich seine Neigung nicht. Er sprach sich darüber einmal sehr heftig gegen mich aus, als von einer derartigen

Berliner Manipulation die Rede war, und ich ihm meinen Ekel vor diesem Treiben geschildert hatte.

Unter seinen Briefen machte mir der folgende, von ihm selbst geschriebene großen Spaß. Ich hatte nämlich auf seinen Wunsch mehrere Mährchen aus dem bekannten, im neapolitanischen Dialekte verfaßten Pentamerone des Signor Basile theils bearbeitet, theils übersetzt, und ihm gleich anfangs eins derselben, der Rabe betitelt, als Probe zugesandt. Er ließ mich diesmal ungewöhnlich lange auf Antwort warten, so daß ich ihm nochmals deswegen schrieb und ihn scherzhaft mahnte. — Da kam Post für Post die nachstehende Erwiederung:

Geduld, in Teufels Namen!
Wir mußten doch erst lesen,
Und seit Sylvesterabend
Ist Schlittschuhbahn gewesen.

Der Rabe wird wohl taugen
In unserm Kram zu schreien,
Doch wird er warten müssen,
Bis es nicht mehr thut schneien,

Denn viele andre Vögel
Sind ihm voraus geflogen,
Und ducken an der Presse. —
Wir bleiben Euch gewogen.

Müllner.

Während der nächstfolgenden Leipziger Ostermesse sah ich ihn wieder und zwar, was ich damals nicht ahnte, zum letzten Mal. Es ging mir an jenem Tage ganz eigen mit ihm. Er stand im Rosenthal vor dem Kintschy'schen Pavillon, im Gespräch mit einigen näheren Bekannten von mir, die mich freundlich begrüßten, als ich zu ihnen trat. Müllner dagegen sah mich lange an und that sehr fremd; endlich, nachdem wir wohl fast eine Viertelstunde ziemlich förmlich mit einander geredet hatten, rief er plötzlich: »Ach, das ist ja der Wolff aus Weimar. — Ich war ganz irre, meinte, er müsse durchaus ein Pfarrer meiner Bekanntschaft

aus der Nähe seyn, und studirte immer an ihm herum, wo ich ihn eigentlich hinsetzen sollte.« — Nun faßte er mich bei beiden Händen und sagte: »Liebster, hier sind wir gestört, und ich möchte doch Vieles mit Ihnen beschwatzen; wo wollen wir uns heute Abend treffen?« Ich schlug ihm das Hôtel de Pologne vor, dessen neuer schöner Saal damals die Menge anzog, und wir verabredeten, uns pünktlich einzustellen.

Als ich um die bestimmte Zeit eintrat, fand ich ihn schon behaglich an einem Seitentische sitzen; er hatte mir einen Platz neben sich aufbewahrt und war sehr aufgeräumt und guter Dinge. Eine damals in Leipzig anwesende Schauspielergesellschaft, sehr untergeordneter Art, hatte ihm zu Ehren den Yngurd gegeben, und nach ihrer Art fast Unglaubliches geleistet. — Trotz der strengen Anforderungen, die er zu machen gewohnt war, schien ihm das Streben jener Mimen doch genügt zu haben; eben, weil sie es sich so sehr angelegen seyn ließen, ihm zu gefallen, hatte sich seine Eitelkeit geschmeichelt gefühlt, denn eitel war er sehr. — Bei ihm in der Loge war sein nachheriger Biograph gewesen, — welchen Denkstein ihm binnen Kurzem derselbe setzen würde, ahnte Müllner damals freilich nicht im Entferntesten, — und hatte sich eine Menge Späße über die Darstellung, an welchen sich der Dichter des Yngurd weidlich amüsirte, erlaubt, namentlich war es die Anwendung der Stelle: »Fische fressen Könige« aus dem Yngurd auf denselben, während einer Hauptscene, die sehr schlecht gegangen war, welche ihn besonders amüsirte, und die er mehrere Mal wiederholte, wobei er denn ein eben nicht ehrendes Prädicat für deren Urheber hinzufügte, jedoch dieses jedes Mal mit den Worten schloß: »Aber Witz hat der Kerl.« — Umsonst versuchte ich das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen, vergebens; Müllner war an diesem Abende in einer solchen hausbackenen Laune, daß er immer wieder davon anfing. — Endlich zog er, eine damals noch ganz neue Erfindung, einen Champagnerhahn aus der Tasche, pries und erklärte mir die Einrichtung, und fragte, ob ich Lust hätte, eine Flasche Champagner vermittelst jenes Instrumentes, durch welches der Traubensaft von Epernay mit voller Kraft bis auf den letzten Tropfen moussirend bleibe, mit ihm zu trinken. Ich war gern dazu bereit. Das Werkzeug, das den Champagner hoch im Bogen in die Gläser führte, erprobte sich, und versammelte nach und nach viele anwesende Gäste, unter denen die Meisten nur ganz oberflächliche Bekannte waren, um uns herum. Das machte

ihm besonderen Spaß, er wiederholte bereitwillig die Erklärung jedem neu Hinzutretenden; und da diese die Sache gern practisch ergründen wollten, so wurde das Experiment nach und nach an sechs bis acht Flaschen Champagner gemacht. Jetzt fing Müllner an, wirklich lebendig zu werden und Funken zu sprühen; ich freute mich schon darauf, denn bisher hatte sein Wesen mir wenig oder gar nicht an diesem Abende behagt, da führte das Schicksal einen höchst mittelmäßigen Schauspieler der Leipziger Bühne herbei, der sich zu ihm setzte und ihm auf die unverschämteste Weise, ihm das Lob fingerdick auf Brod streichend, den Hof zu machen begann. Ich erwartete, er werde den Patron auf die gehörige Weise nach Hause leuchten, aber das geschah keinesweges; mit der größten Selbstgefälligkeit athmete er den Weihrauch ein, den ihm dieser in immer stärkeren Massen, aber ohne die geringste Spur von Geist, unter die Nase brachte, und war von nun an total für uns verloren; jeder Versuch, ihn von Jenem ab und in unser Gespräch zu ziehen, blieb vergeblich, so daß ich zuletzt verdrießlich aufstand und ihm gute Nacht sagte.

Er war damals in der Fülle der Gesundheit und Kraft, kein Gedanke kam daher in meine Seele, daß ich ihn nicht wiedersehen würde, als ich Abschied von ihm nahm. Ich reiste am andern Morgen nach Hause zurück, und vierzehn Tage später erreichte mich die Nachricht von seinem plötzlichen Tode. Ein Schlagfluß hatte ihn auf die Bahre gestreckt.

Jetzt brachen aus allen Ecken die Hunde, die sich während seiner Lebzeiten scheu vor ihm verkrochen, der freilich wie ein gereizter Tiger immer sprungfertig da lag, hervor und heulten der Leiche ihre Schmähungen nach. Mancher war allerdings in früheren Tagen arg von ihm gehudelt und gezaust worden, aber dieser Mangel an Pietät gegen den wehrlosen Abgeschiedenen entehrte ihn doch. — Noch tiefer indessen empörte mich die Biographie, welche ein ihm im Leben befreundeter und in einiger Hinsicht verpflichteter, bekannter Schriftsteller, von der Familie unterstützt, herausgab; Müllners ärgster Feind hätte nicht mehr Gemeinheiten und Erbärmlichkeiten, um den Todten zu schmähen, häufen können, als hier von einem, angeblich Wohlmeinenden, der mit dem einen Auge weinte, während er mit dem andern lachte, zusammengetragen wurden; namentlich ist die in einer Anmerkung erzählte wahrscheinliche Ursache seines Todes, selbst wenn sie wahr wäre, entwürdigend für den, den sie betrifft, noch mehr aber für den, der sie berichtete.

Das Urtheil über Müllner sprach sich bald aus; noch

sind nicht zehn Jahre über seinem Grabe dahingezogen und er ist fast schon von der Nation vergessen, die ihm, man sage, was man wolle, doch viel verdankt. Es ist dies ein eigener Zug bei den Deutschen, die ihnen aber Ehre macht, obwohl er auf den ersten Blick sie im Vergleich mit Franzosen, Engländern und Italienern, welche ihre großen Todten so erkenntlich feiern, undankbar erscheinen läßt. Aber — und man lasse uns das ja — bei uns gilt der Mensch mehr, als der Schriftsteller, das Herz mehr, als der Verstand; und wenn wir nachhaltig verehren sollen, so müssen wir vor allen Dingen lieben können.

Müllner blieb während seines ganzen Lebens Advocat, als Recensent, wie als Dichter; alle seine Arbeiten sind eigentlich Acta privata in Sachen P. P. gegen B. B., wegen R. R., und daran war, man sage, was man wolle, zum großen Theil die kleine Stadt schuld, in der er sein Leben verbrachte. — Die kleinen Städte in Deutschland sind unstreitig die größten Beförderer unserer Gelehrsamkeit, aber eben so unstreitig auch die größten Hemmschuhe unserer poetischen Durchbildung. — Von diesem Standpunkte aus betrachtet, gewinnt die vorstehende Skizze, die, wie ich sehr wohl weiß, nur höchst Unbedeutendes enthält, doch vielleicht einiges Interesse für den, der da geneigt ist, den Pulsschlag zu belauschen am Körper unseres Volkes, und von ihm auf den Gesundheitszustand desselben zu schließen. Wahre Poesie gedeiht entweder nur in der großartigsten freiesten Natur oder im bewegtesten zusammengedrängtesten Leben; was in der Mitte liegt, erzeugt nur Mittelmäßigkeit. Ueber ihre Beschränkung kann sich wohl der Genius erheben, aber ganz sie abzustreifen, vermag er nicht. — Goethe würde niemals seinen Tasso so geschrieben haben, hätte er nicht an einem kleinen Hofe gelebt, Ferrara oder Weimar, gleichviel, der Druck kleiner Formen und Verhältnisse lastet schwer auf einem Dichter, selbst wenn er ihn antreibt, ein Meisterwerk zu bilden; dieses Meisterwerk ist dann nichts weiter, als das Resultat der Bemühung einer großen, mächtigen, im innersten Kerne gesunden Natur, einen äußeren Krankheitsstoff, der sich auf die Nerven warf, aus dem Körper zu schaffen. — Um es so zu thun, wie Goethe es that, muß man freilich ein Titane seyn; Andere, wie Müllner, kränkeln zeitlebens daran.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. — Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 31. Donnerstag, 1. November. 1838.

Des Dichters Denkmal *).

Eine satirische Traumnovelle.

1.

In Sachen des Kaufmanns und Herrn Rathsverwandten Peter Doppelhaber hieselbst, Klägers, wider den Schriftsteller Eduard Rosen dahier, Beklagten,

wegen 50 ₰ aus Rechnung,

wird auf Klägers ferneres Ansuchen wider den Beklagten, die Pfandung auf die libellirte Forderung ad 50 ₰ nebst Zinsen, seit dem 1. Januar 1837, so wie auf die bisherigen zu 12 ₰ bestimmten und ferneren Kosten erkannt. Das Stadtamt ist mit der Vollstreckung der Pfandung beauftragt.

Wolfshausen, aus dem Stadtgerichte, den 1. April 1838.

Biedermann.

Fuchs.

Das Original an den Schriftstehler Eduahrd Rohzen insinuirt.

Mittel, Amtsbote.

*) Wenn meine schönen Leserinnen in dem vorstehenden Aufsatz eine herbere Tendenz finden, als meinen übrigen Dichtungen eigen ist, so darf ich mich damit entschuldigen, daß ein Traum sie mir fast wörtlich vorgeführt hat, und daß ich sie deshalb nicht gerne aus mei-

2.

Die Direction der Wittwen-, Waisen- und Leibrenten-casse notificirt hiemit dem Schriftsteller Eduard Rosen dahier, daß, da derselbe seinen Beitrag ad 10 fl vom 1. April 1837 bis zum 1. April 1838 nicht entrichtet hat, derselbe nunmehr, so wie dessen etwaige Wittwe, von jedem Anspruche an die Wittwencasse ausgeschlossen wird. Die seit sechs Jahren bezahlten Beiträge werden, in Gemäßheit der höchsten Verordnung vom 1. April 1800 §. 7 und 9, als der Wittwencasse verfallen erklärt.

Wolfshausen, aus der Höchstverordneten Direction der Wittwen, Waisen und Leibrenten, 2. April 1838.

Heinrich Redlich. H. Biedermann. Peter Ehrlich.

Fr. Justus.

3 *).

D. 4. April 1838.

℞. Dec. Lich. Carag.
ex Drachm. unam et semis parat. Uncias novem.
adde
Liq. Amonii Anis. Drachm. unam.
Syr. Liquir. Unciam unam.
MDS. Alle 3—4 Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen.
Herrn Eduard Rosen dahier in der Sackgasse.

℞. Tart. stibiat. Drachm. unam.
Pulv. Cantharid. Scrup. unam.
Axung. pori Drachm. tres.
MF. Ungt. exact.
DS. Täglich 3 Male hiemit die Brust gut einzureiben.

℞. Spec. pector. Uncias tres.
DS. Oft Thee hievon zu trinken.
Alles für denselben. Würgengel, Dr.

nem Vermächtniß, den humoristischen Blättern, ausschließen möchte. Ein böser Traum aber ist die Contrevolution des harmlosen Humors. Exceptio firmat regulam, d. h. die Ausnahme bestätigt die Regel. D. V.

*) Recepte gegen die Schwindsucht.

4.

Schreiben des Cammer-Präsidenten Carl von Riecher an den Schriftsteller Eduard Rosen.

Mein innig geliebter Eduard!

Ein gestern in meine Hände gelangter Brief vom 30. März d. J. hat meiner Frau den Morgen ihres Wiegenfestes, mir aber den ganzen Tag verdorben. Es thut mir in der Seele weh, daß es sich mit Deiner Gesundheit noch immer nicht bessern will, so wie ich es theilnehmend bedaure, daß Dein Proceß, in welchem Du so gerechte Ansprüche verfolgst, noch immer nicht seine Endschaft erreicht hat. Denn wenn es auch sehr zu fürchten ist, daß in dieser Erbschaftsangelegenheit eine Compensation der Kosten erkannt wird, so würde Dir doch wenigstens so viel an baarem Gelde zu Theil werden, daß Du davon Deinen Dir von den Aerzten dictirten einjährigen Aufenthalt im südlichen Frankreich bestreiten könntest.

Das Herz blutet mir bei dem Gedanken, daß Du Dir diese Hülfe versagen mußt. Wäre meine Stellung, obgleich ich mich, Gott sey Dank, eines einträglichen Amtes erfreue, nicht mit zu vielen gesellschaftlichen Opfern verbunden, die ich honoris causa verwenden muß, würde ich Dir mit Freuden die erforderliche Summe übersenden, und so dem Retter meines Lebens, der schon als Knabe die Flamme nicht scheute, um den schlafenden Freund zu retten, meine ewige Dankbarkeit schwach bethätigen. Auch meine Frau, die Dich herzlich grüßen läßt, würde es sich nicht nehmen lassen, Dir einige hundert Thaler vorzuschießen. Allein es kommen die Zinsen ihres Capitals sehr spärlich ein, dann aber erweckt der Umstand, daß uns nach sechsjähriger unbeerbter Ehe, der liebe Gott vor fünf Wochen ein kleines Töchterlein geschenkt hat, in uns den Gedanken, daß möglichste Sparsamkeit eine der ersten Elternpflichten ist. Diese Pflicht wird mir, als dem Verwalter des Vermögens meiner Frau um so heiliger, als ich, im Vertrauen sey es gesagt, im Gefühl eines beständigen Unwohlseins keine all zu lange Lebensdauer für mich erwarten darf.

So kann ich nur für Dich beten und arbeiten. Auch habe ich schon beinahe zwanzig Briefe in Deiner Angelegenheit geschrieben, und bin von Herodes nach Pilatus gelaufen, so daß mein Arzt sogar meint: ich hätte mir meinen bösen Rheumatismus, der mich jetzt an das Zimmer fesselt, durch einen solchen Gang zugezogen. Der Geheimerath Prell hofft auch, daß Dir die Unterbibliothekarstelle nicht entgeht, wenn nur nicht der Geheime Finanzrath Hirsch, mit dem in diesen Tagen die neue Staatsanleihe abgeschlossen wird, verlangt, daß ein bisheriger Hauslehrer seiner Kinder, Herr Liebmann, der zu dem wahrscheinlich zum Christenthum übertreten wird, solche erhält. —

Geduld, mein lieber Eduard, ist ein Kraut, welches nicht in Jedermanns Garten wächst, und doch muß ich Dir dieses dringend empfehlen. Bedenke, daß Rom nicht in einem Tage gebaut worden ist. Habe ich nicht zehn Jahre ohne Gehalt dienen müssen? Und wer weiß, wo ich jetzt stecken würde, wenn nicht die Erbin eines Fideicommisses und die Nichte eines Ministers mich unter einer Schaar von Anbetern zu ihrem Gatten erwählt hätte. O, auch ich kenne die kalte hartherzige Welt, mein Theurer! — Und, aufrichtig gesprochen, mein lieber Eduard! sind denn doch auch Deine Ansprüche an den Staat nicht sehr bedeutend. Man kann ein guter Dichter seyn, und viel Gemeinnütziges schreiben, ohne daß man bei der Besetzung von Aemtern verlangen darf, daß der Staat auf solche Leistungen Rücksicht nehmen solle. Wärest Du, meinem Rathe zufolge, nach Deinem wohlbestandenen Examen, in den Staatsdienst, wie ich, getreten, die Stelle eines Regierungsrathes würde Dir jetzt nicht fehlen, und Du würdest mit Deinen sieben lieben Kindlein jetzt wenigstens ein passables Brod haben. Erinnerst Du Dich noch, wie ich auf dem Zimmer meines Onkels, des Cammerherrn Besuden, Dich so dringend bat, Dich nicht der Schriftstellercarriere zu ergeben. Damals verlachtest Du mich, heirathetest ein armes, wenn gleich respectables Mädchen, Dein Verleger wurde

bankerott; jetzt erntest Du die traurigen Folgen davon, Freundes Rath verachtet zu haben. —

Glaube übrigens nicht, daß ich Dir Vorwürfe wegen des Vergangenen und Irreparablen machen will; ich will aber, daß Aufrichtigkeit die Grundlage jeder soliden und aufrichtigen Freundschaft ist. Daher kann ich nicht umhin, Dir zu bemerken, daß es doch auf irgend eine Weise mit Deinen Productionen, obgleich ich mir über dieselben kein Urtheil anmaße, hapern muß. Das wahre Talent, bemerkte der Herr Oberhofprediger noch gestern an der herrschaftlichen Tafel, findet schon bei Lebzeiten Anerkennung, und es ist lediglich die Klage unreifer und seichter Dichterlinge, wenn sie von Verkanntseyn reden, und an die Dankbarkeit der Nachwelt appelliren.

Prüfe Dich noch einmal, lieber Eduard! und wirf die Leier weg, wenn Du sie auch mit dem Griffel vertauschen mußt. Ich würde in diesem Falle durch mein Amt vielleicht im Stande seyn, Dir eine Stelle beim Steuerwesen zu verschaffen, doch würde vor allen Dingen Dein Gesundheitszustand sich vorher mehr kräftigen müssen, da ein solcher Dienst mit vielen nächtlichen Unruhen verbunden ist.

Wenn Du Dich am Ende Deines lieben Briefes selbst anklagst, das Studium der Philosophie, und namentlich der Hegelschen, welche jetzt einen sehr bedeutenden Einfluß auf alle Disciplinen ausübe, vernachlässigt zu haben, so laß Dich durch diesen Scrupel nicht entmuthigen. Denn wenn Hegel auch durch seine conservativen Grundsätze, welche er vom Catheder lehrte, ungemein zu achten, und der Nutzen nicht zu berechnen ist, welchen er in unruhigen Zeiten dem monarchischen Princip geleistet hat, so ist es doch wiederum nicht zu leugnen, daß die zweite Hauptstütze dieses Princips, wenigstens in so weit sie dem Staat untergeordnet bleibt, die Religion, — durch die Hegelsche Lehre in ihren Grundvesten und namentlich dadurch erschüttert wird, daß Hegel keine individuelle Unsterblichkeit mit Selbstbewußtseyn annimmt. Namentlich gilt dies auch vorzüglich von seinen Schülern, welche der Professor Leo in Halle,

wenn auch in einem Tone, den die gute Gesellschaft desavouiren muß, auf eine, wenigstens unser Ministerium überzeugende Weise, als eine staatsgefährliche Secte verdächtigt hat.

Der Abgang der Post befiehlt mir zu schließen. Doch noch Eins:

Sey doch so gut, mir von Deinen, in Deinem Selbstverlage erschienenen Werken, sieben Exemplare Deiner Schrift:

»Ueber die Emancipation der Juden«

zu senden. Eins davon wollte sich meine Frau, das andere ich mir erbitten. Fünf davon hat der Geheime Finanzrath Hirsch, ich glaube für den Baron von Rothschild in Frankfurt, davon verlangt. Der Preis ist mir nicht mehr erinnerlich, die Broschüre wird 8 oder 12 Groschen kosten. Ich nehme das Letztere an, und übersende Dir 4 Thaler. Ich bitte Dich, mir diese Drucksachen durch meinen Gestütmeister, der Dir auch diesen Brief überbringt, zu senden.

Wir grüßen Dich, Deine liebe Elise, Deine rothwangigen Buben und Mädchen, und ich vorzüglich mein liebes Pathchen Caroline.

Laß bald wieder, aber ja nur Gutes, von Dir hören. Darum bittet herzlich

Dein Freund

Carl von Riecher.

Löwenstedt, den 5. April 1838.

5.

Schreiben des Schriftstellers Eduard Rosen an den Präsidenten Carl von Riecher.

Carl!

Um keinen Preis des Himmels oder der Erde möchte ich in einer ähnlichen Lage, wie in der Deinigen, Deinen Brief geschrieben haben, den ich vor einer Stunde empfing. Er hat mich arg aufgeregt. Der Arzt, der mich beim Lesen überraschte, meinte: es sey Gift darin gewesen. O Du

armer Carl, hat Dich der Teufel des Geld- und Ehrgeizes so schrecklich gepackt? Also wird wahr der Fluch des alten Invaliden Mafoi, den er Dir nachdonnerte, als Du ihm anstatt Pfennige, wie wir andern Knaben, einen Stein in seinen bittenden Hut warfst, — Du würdest noch einmal über Louisd'ors verhungern. Meine Frau, welche bei mir steht, verlangt, daß ich zu schreiben aufhören soll, und ich will es thun. Hast Du denn für Deinen Briefadel, womit Dich Dein Fürst geehrt hat, den Adel einer Seele verpfänden müssen? Doch fort mit aller Bitterkeit aus meiner Seele. — Ich segne Dich, denn ich habe Dich einmal geliebt, und meine Liebe ist unsterblich. Ich weiß mir in diesem Dilemma nicht anders zu helfen, als durch die Fiction, daß ich Dir Urlaub gebe. Die Irrthümer, welche Deine Seele befangen halten, Dein unersättlicher Durst nach Reichthümern und Würden, sie werden edlern Neigungen Platz machen, und wenn nicht eher, doch dann, wenn wir uns in einem Lande wiedersehen, wo es kein Geld und keine Cammerpräsidenten giebt.

Adieu Carl! Ich gebe Dir Urlaub bis auf den jüngsten Tag.

Die vier übersandten Thaler erfolgen anbei zurück. Die kleine Schrift über die Emancipation der Juden, deren Ertrag ich für eine hülfsbedürftige Familie bestimmt hatte, ist vergriffen, auch dürfte bei der Lauheit der vornehmen Juden, womit sie dieses Werk der Menschheit betreiben, an eine neue Auflage schwerlich zu denken seyn.

Zur Widerlegung des Satzes glücklicher Optimisten, daß das Verdienst großer Journalisten schon bei ihren Lebzeiten anerkannt werde, soll Dir Deine Pathe, die neunjährige Caroline, meine treue Krankenwärterin, einen Auszug aus einem Briefe Schillers an Göthe in der Anlage abschreiben.

Leb' wohl!

Eduard Rosen.

Wolfshausen, den 7. April 1838.

Anlage zu № 5.

aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, fünfter Theil (S. 96. Jena, den 5. Juli 1799.)

Jena den 5. Juli 1799.

Ich fand bei meiner Ankunft in Jena einen Brief von Cotta, worin er mir seine Unruhe über einen Brief zu erkennen giebt, den er der Propyläen wegen an Sie geschrieben habe. Was er von dem Absatz des Journals schreibt ist zum Erstaunen, und zeigt das kunsttreibende und kunstliebende Publicum in Deutschland von einer noch viel kläglicheren Seite, als man bei noch so schlechten Erwartungen je hätte denken mögen. Da man keine Ursache hat, ein Mißtrauen in Cotta's Redlichkeit zu setzen, so möchte freilich an keine Fortsetzung zu denken seyn, denn der Absatz müßte dreimal stärker werden als er ist, wenn Cotta aus dem Verluste kommen sollte. Zwar ist zu hoffen, daß das neuste Stück mehr Käufer anlocken wird, aber bei der Kälte des Publicums für das bisherige, und bei der ganz unerhörten Erbärmlichkeit desselben, die sich bei dieser Gelegenheit manifestirt hat, läßt sich nicht erwarten, daß selbst dieses Stück das Ganze wird retten können, welches übrigens abzuwarten ist. Ich darf an diese Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts von dem Deutschen Publicum gegeben. Man sollte aber von nichts mehr überrascht werden; und wenn man ruhig nachdenkt und vergleicht, so ist leider alles sehr begreiflich. Schiller.

Dies hat für ihren Herrn Gevatter und den Freund ihres Vaters aus reiner Liebe abgeschrieben

Caroline Rosen.

Wolfshausen, den 7. April 1838.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 32. Donnerstag, 8. November. 1838.

Des Dichters Denkmal.

Eine satirische Traumnovelle.

(Beschluß.)

6.

Schreiben des Lombardverwalters Preller zu Wolfshausen an den Schriftsteller Eduard Rosen daselbst.

Wolfshausen, den 8. April 1838.

Ew. Wohlgeboren werden entschuldigen, wenn ich Ihnen mit einigen Zeilen beschwerlich falle. Ich würde es auch jedenfalls vorziehen, Ew. Wohlgeboren dasjenige, was ich Ihnen zu eröffnen habe, mündlich mitzutheilen, allein, wir sind beide leider an das Haus gefesselt, ich wegen meiner fatalen Gicht. Hoffentlich wird der Leberthran, welcher so viele Wunder fortwährend thut, mich auch bald von diesem Uebel befreien. Glauben Sie mir, es ist erschrecklich hart und unerträglich, von einem solchen Leiden heimgesucht zu werden, wo man bei dem besten Appetit von der Welt und, wie man zu sagen pflegt, bei gesundem Herzen, nicht das Mindeste essen darf.

Zuvörderst bitte ich Ew. Wohlgeboren aufrichtig, die kleine Differenz zu vergessen, welche Ihr verehrliches Billet vom 2. Februar d. J. unter uns herbei geführt hat. Lassen Sie als billigdenkender Mann den Menschen nicht ent=

gelten, was der Lombardverwalter, seiner Pflicht gemäß, verschulden mußte. Es ist in der That in dieser geldarmen Zeit keine menschliche Möglichkeit, so viele auf getragene Brautringe zu verleihen, wie Ew. Wohlgeboren von mir verlangten. Leider wußte ich damals noch nicht, welchen Hauptrang Sie in der Literatur Deutschlands einnahmen, wie ich erst gestern von meiner Tochter Sophie für gewiß gehört habe, sonst würde der Mensch Preller für den Lombardverwalter eingetreten seyn, und Ihren Wunsch unfehlbar befriedigt haben. Damit Sie übrigens sehen, daß ich ein weiches Herz in meiner Brust haben thue, will ich Ihnen hievon einen Beweis liefern. Sollten Sie nämlich sich bereit finden, die Anlage A. wörtlich abzuschreiben und mir solche als mein Eigenthum mit Ihrer verehrlichen Namensunterschrift zusenden wollen, so werde ich Ihnen unverzüglich die Summe von Einhundert Thalern Preußisch Courant durch meinen Commis Pahl übersenden, indem ich für mich und meine Erben auf alle Rückzahlung verzichte.

Vaterliebe, diese mächtige Triebfeder bei allen Nationen, bewegt mich zu diesem Schritte. Sie wissen, daß ich dem Entführer meines einzigen Kindes vergeben habe. Da mein Schwiegersohn nun, obgleich er leider wohl früher dieses Geschäft nicht zünftig betrieben hat, durchaus als Baumeister gelten will, meine Tochter aber behauptet, daß man zu einem Rufe als Architect jetzt nur gelangen kann, wenn Einem die Ausführung eines großen Denkmals für einen verstorbenen berühmten Mann übertragen wird, so gebe ich auch aus Vaterschwäche nach, und da meine Tochter meint, daß bei vorkommenden Fällen in unserer Vaterstadt Ihre Empfehlung genügen würde, um meinem Schwiegersohne, der übrigens Thorwaldsen auch persönlich kennt, welcher ihm einen Stock zum Geschenk gemacht hat, die Ausführung eines solchen Denkmals zu verschaffen, so steht die gedachte Summe von Einhundert Thalern Preußisch Courant, halb in Thalern, halb in Viergroschenstücken, gegen die Erfüllung meines Wunsches zu Diensten.

Schließlich kann ich nicht umhin, Ew. Wohlgeboren

darauf anfmerksam zu machen, daß wenn Ihre Unpäßlichkeit auch nicht der Art ist, daß sie einen tödtlichen Hintritt fürchten ließe, vielmehr zu hoffen steht, daß Sie bei zunehmender Gesundheit sogar die Methusalem-Carriere einschlagen werden, wie mein seliger Schwager zu sagen pflegte, — es doch immer gerathen ist, für den unerwarteten Fall, nach dem Rathschlusse Gottes mit Liebe und Fürsorge an die lieben Seinigen zu denken, und da ich nun erfahren habe, daß die Gothaer Lebensversicherungsbank, welche sich ihre eigene Kundschafter unter den Actionairen hält, sich wegen Ihres Gesundheitszustandes an meinen langjährigen Debitor, den Kaufmann Bindfaden, gewendet hat, den ich ohne Mühe zu einem vortheilhaften Zeugnisse für Sie stempeln kann, so möchte ich doch den freundschaftlichen Rath wagen, daß Ew. Wohlgeboren für die fraglichen 100 Rthlr. Ihr Leben versichern lassen, wofür Sie denn diese Police an Ihre Frau Gemahlin zu cediren haben würden. Ihren Arzt müssen Sie freilich vorher abschaffen, falls er Ihnen Hindernisse in den Weg legt, und recommandire ich für diesen Fall den Herrn Doctor Colditz aus Jüterbock, der es nicht so genau nicht nehmen wird.

Meine Tochter, die täglich in den von Ihnen gemachten Büchern lies't, und mich lediglich zu dem Anbieten ad 100 Rthlr. veranlaßt hat, empfiehlt sich Ihnen.

Einer baldigen Antwort entgegen sehend, verbleibe ich mit der größten Hochachtung und mit den besten Wünschen für Dero baldige Wiederherstellung der Gesundheit Ew. Wohlgeboren dienstwilligster

Sebastian Preller.

Anlage A.

Correspondenznachricht.

Wolfshausen, den 1838.

Seit einiger Zeit erfreut sich die Stadt der Anwesenheit eines ausgezeichneten Architecten, des Herrn Lilienstern. In Schweden von einer ausgezeichneten Familie geboren, jetzt der Schwiegersohn eines unserer geachtetsten Bürger, ist er

vor Kurzem mit seiner jungen Gemahlin von einer Reise aus Italien zurückgekehrt. Im steten Umgange mit Thorwaldsen, von dem er auch einige freundliche Gaben zum Andenken erhalten hat, ward er in Stand gesetzt: sein Lieblingsstudium, welches er wegen einer diplomatischen Carriere eine Zeit lang aufgeben mußte, wieder zu ergreifen. Es ist in der That höchst merkwürdig, welch eine Menge herrlicher Zeichnungen, namentlich von den in dieser Zeit so sehr beliebten Monumenten und Denkmälern, in seiner Mappe ruhen. Auch darf mit Sicherheit behauptet werden, daß seine beiden Entwürfe zu Denkmälern für einen verstorbenen Violinspieler und Dichter, die Denkmäler von Schiller und Guttenberg, und auch das projectirte Hermanns-Monument übertreffen.

Heil dem Dichter oder Künstler, dem seine Mitbürger nach seinem Tode einst so ehren, daß sie ihm ein Monument setzen, welches die geschickte Feder des bescheidenen und doch so großen Meisters Lilienstern entworfen hat.

7.

Schreiben des Schriftstellers Eduard Rosen an den Lombardverwalter Preller.

Also von Ihnen, von der unerwartetsten Seite, wird mir Hülfe geboten. Gottes Wege sind wunderbar. Obgleich ich nicht die Ehre habe, Ihren Herrn Schwiegersohn in Person zu kennen, so stehe ich doch keinen Augenblick an, Ihnen die gewünschte Abschrift zu übersenden. Ich muß mich schon in meiner Lage darin schicken mit fremden Arbeiten mein Honorar zu verdienen. Schlimm genug, daß das deutsche Lesepublikum mich hiezu zwingt.

Für die mir durch Herrn Pahl ausgezahlten 100 Rthlr. danke ich bestens.

Ihren Rath mit dem Gelde eine Police auf mein Leben anzukaufen, befolge ich mit Neunzig Rthlrn. gern, Zehne sind leider für sehr dringende anderweitige Ausgaben zu verwenden.

Uebrigens halten Sie mich für rechtlich genug, als daß ich das Gewissen eines andern Menschen und das meinige je mit einem leichtsinnigen Atteste beschweren möchte, allein Sie können Herrn Bindfaden versichern, daß es mit meiner Krankheit nicht das Mindeste auf sich hat, daß namentlich meine Brust nicht im Entferntesten leidet. Der Husten, der mich so sehr quält, kommt offenbar aus dem Magen. Ist das Unterleibsübel gehoben, so wird es auch mit der Brust bald besser werden. Den Doctor Würgengel werde ich entlassen, da dieser mich auf Hectik curirt, und es dann, Ihrem Rathe gemäß, es mit Colditz versuchen, obgleich ich kein großes Zutrauen zu ihm hege.

Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter ergebenst.

Wolfshausen, den 8. April 1838.

Eduard Rosen.

8.

Extract aus der allgemeinen Zeitung. Mittwochen den 25. April 1838.

Berlin, den 21. April.

So eben verbreitet sich hier die Nachricht, daß der Dichter Eduard Rosen aus Wolfshausen, bekannt durch seine vortrefflichen lyrischen Dichtungen und populairen Schriften im Möserschen Geschmack, an der Schwindsucht gestorben ist, daß man übrigens in Wolfshausen beabsichtigt, ihm ein Monument zu setzen, mit dessen Ausführung ein junger Schwedischer Bildhauer beschäftigt seyn soll.

9.

Der Lombardverwalter Preller an die Redaction der allgemeinen Zeitung zu Augsburg.

Mit Erstaunen sehe ich in Ihrem vielgelesenen Blatte einen Artikel vom 25. April aus Berlin, wonach der Dichter Eduard Rosen gestorben seyn soll. Dies ist nicht wahr,

und bitte ich Sie im Namen der Menschheit, solches zu widerrufen, da hiedurch ein bedeutendes Unheil entstehen könnte. Glauben Sie mir dieses auf mein Ehrenwort, so wie: daß der Dichter Eduard Rosen zwar krank, aber doch so gut am Leben ist, wie ich. Nur, wie gesagt, im Namen der Menschheit schreibe ich diesen Brief.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Sebastian Preller.

Wolfshausen, den 28. April 1838.

10.

Extract aus dem Wolfshauser Gemeinnützigen Anzeiger vom 1. Mai 1838.

Heute Morgen, halb 2 Uhr, starb viel zu früh für mich und meine vier unversorgten Kinder, mein mir unvergeßlicher Ehemann Eduard Rosen in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre und im achten unserer glücklichen Ehe.

Wolfshausen, den 30. April 1838.

Amalie Rosen, geborne Stein.

11.

Extract aus dem Wolfshauser Wochenblatt für Jedermann, vom 16. Mai 1838.

Auf dem Grabe des verewigten Eduard Rosen.

Schlafe sanft du trauter Dichter!
Wir entbehren Dich bewegt,
Während jetzt der Sternenrichter,
Alle Deine Thaten wägt.
Keine Leiden, keine Qualen
Aechzen jetzt um Dich herum,
Mit des Dichters heitern Strahlen
Zierest Du Elysium.

Eugen von Bärwolf,
Hauptmann a. D.,
Vicedirector des landwirthschaftlichen Vereins.

12.

Schreiben der Wittwe des Schriftstellers Eduard Rosen an den Obergerichtsanwald Redlich.

Ew. Wohlgeboren werden entschuldigen, wenn ich Sie bitte, zu mir zu kommen, da ich etwas sehr Wichtiges, wovon meine und meiner Kinder Existenz abhängt, mit Ihnen zu bereden habe. Die Nachtwachen an dem Krankenlager meines seligen Mannes haben mich aber dermaßen erschöpft, daß ich, wenn ich es auch wider die Vorschrift des Arztes wollte, mein Zimmer nicht verlassen kann. Denken Sie Sich, der Agent der Gothaer Lebensversicherungsbank macht mir Schwierigkeiten, den Betrag einer Police zu bezahlen, die nach dem Tode meines Mannes, der sie mir bei Lebzeiten cedirt hat, fällig geworden ist. Man behauptet in Gotha: der Gesundheitszustand meines Mannes sey bei der Reception unrichtig angegeben. Helfen Sie mir und meinen unversorgten Kindern, meine Leiden sind unsäglich.

Wolfshausen, den 20. Mai 1838.

Ihre ergebene
Amalie von Rosen.

13.

Extract aus dem Wolfshauser »Gemeinnützigen Anzeiger« vom 24. Mai 1838.

Freitag, den 26. Mai, werden die Subscribenten auf das unserm verewigten, unvergeßlichen Mitbürger und gemüthlichen Dichter Eduard Rosen zu errichtende Denkmal zu einer dritten Versammlung im weißen Bären eingeladen, wo ihnen einige vom Herrn Architecten Lilienstern entworfene Zeichnungen vorgelegt werden sollen. Freunden des gefeierten Hingeschiedenen theilen wir die höchsterfreuliche Nachricht mit, daß sich auch in unserer Residenz, unter dem Vorsitz des Herrn Kammerpräsidenten von Riecher und des Herrn Ge-

heimen Finanzraths Hirsch, ein Verein für diese Angelegenheit gebildet hat.

Der Comité zur Errichtung des Rosenschen Denkmals

Paul Doppelhaber, Rathsherr.	von Bärwolf, Hauptmann a. D., Vicedirector des landw. Vereins.	Preller, Lombardverwalter.

Wie Johannes Minkwitz gegen Eckermann ein Alibi beweiset.

Von Dr. Adolf Stahr.

Herr Dr. Johannes Minkwitz, der nun schon seit Jahren auf dem Grabe des armen Platen ruhestörend herumtrompetet und von Zeit zu Zeit, zum Ausdruck seiner Verehrung und Wehklage, die herzbrechendsten literarischen Purzelbäume schlägt, hat so eben »Literaturbriefe« von einem »hochgeschätzten Herrn Oberlehrer« drucken lassen, in denen er dies sein Geschäft von neuem vornimmt, und die wir jedem, der am Unterleibe leidend der Zwergfellerschütterung bedarf, als ein Muster unbewußter Komik und Lächerlichkeit an sich, zur Lectüre empfehlen. Von dem Scharfsinn dieses Platenschen Apostels Johannes wird man sich einen Begriff machen, wenn man hört wie er in diesen Literaturbriefen beweiset: daß er besser als Eckermann wisse, was Goethe mit Letzterem gesprochen hat, und daß Goethe jene, nach Eckermann's nachträglicher Angabe, auf Platen bezügliche, bekannte Aeußerung »es fehlt ihm die Liebe« gar nicht habe gegen Platen thun können, sondern damit nothwendig einen andern, etwa Heine, meinen müssen.« — Wenn es Herrn Johannes Minkwitz gelingt, diesen Schatz von jetzt noch unfrei in ihm befindlicher Lächerlichkeit zur freien und bewußten zu erheben und somit zu heben — womit er freilich viel zu thun haben wird — so kann er unser größter Humorist werden.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 33. Donnerstag, 15. November. 1838.

Wie ein Kanarienvogel und eine Spieluhr sich bei einer Feuersbrunst benommen haben.

Ein Greis, welcher Augenzeuge gewesen ist, als vor etwa funfzig Jahren die Wittesche Apotheke in Oldenburg abbrannte, erzählte: »Als das Haus in den hellsten Flammen »stand, und sich die Büchsen und Flaschen zu rühren an»fingen, als wollten sie die Sterne am Himmel einschießen, »schlug ein Kanarienvogel, der vorne an einem Fenster hing, »von dem der Wind den Rauch forttrieb, die ihm drohende »Gefahr nicht kennend und durch Wärme und Licht ermu»thigt, in den hellsten Tönen. Eine Uhr im Saale spielte »dabei: »»Nun danket alle Gott.«« Und just in die»sem Augenblick stürzte der Giebel mit seinen Sparren ein, »worauf Vogel und Uhr sofort verstummten.«

Du lächelst, lieber Leser? Aber auch über uns schlagen oft die Flammen des Unglücks gerade in dem Augenblicke zusammen, in welchem es uns am wenigsten ahnet. Mach es nur wie die Spieluhr und der Kanarienvogel, übe Dich in Gebet und Gesang, dann bist Du am Besten gerüstet, wenn das unvorgesehene Geschick seinen Würgengel wider Dich sendet.

Ohl Jan Witt (der alte Johann Witt).

An dem Tage, da Bernadotte den Marquis de la Romana von den dänischen Küsten entwischen ließ und dadurch wohl seinen ersten Anspruch auf die schwedische Krone erwarb, fuhr seine Bagage durch das schon oft von mir citirte holsteinische Kloster Uetersen. Eine Menge requirirter Fuhrleute stand vor dem von Peinschen Wirthshause und war im Begriff anzufangen, mit dem Anspannen zu beginnen.

Da begannen plötzlich die mit französischem revolutionairen Blute erfüllten chasseurs à cheval gewaltig an zu fouttern, und riefen insbesondere den ihnen am nächsten stehenden Fuhrleuten, den Gebrüdern Witt, mit der größten Heftigkeit einmal über das andere ein »Allons vite!« zu.

Verdutzt sahen die beiden Gebrüder Peter und Gerd die krähenden gallischen Hähne an. »Ohl Jan Witt« kreischen die Kerle, »nun wollen sie doch den Alten sprechen,« raunten sie sich mit kopfschüttelnder Verwunderung zu, und gaben Gesche Diekmann, der vorüber eilenden Brodfrau, einen Schilling, damit sie dem Vater, der im Katzhagen, einer Vorstadt des Fleckens wohnte, recht flink Bescheid sage, daß die chasseurs à cheval nach ihm verlangten. Der ohle Johann Witt vernahm die ihm anscheinend gar nicht unerwartete Nachricht lächelnd auf seinem Sorgenstuhle. Er hatte Tags zuvor seine vierbeinigen und vierräderigen Güter an seine Söhne vertheilt und sich, da die alten Fuhrleute noch gerne den Knall der Peitsche hören, nur diese vorbehalten, welche an die Hausuhr gelehnt ihn abwechselnd mit dem schweigenden Pudel ansah. »Das dachte ich wohl,« rief er endlich aus, »die Jungens »können mit den Franzosen nicht fertig werden. Französisch »kann ich zwar auch nicht, aber ich habe Lebensart — ich »könnte wohl mit einem Hottentotten mich bloß durch Zei»chen unterhalten. Und alle unsere Honoratioren, die Klo»sterfräulein, der Syndicus Rost, der Klosterhofmeister »Matthiesen, der Rector Andresen, ja selbst der alte Peter

»Graf*), nehmen sie je einen andern Fuhrmann, wenn sie »den ohlen Jan Witt kriegen können? Was Wunder »denn, daß der Prinz, wenn auch ein neugebackener, doch »immer ein Prinz, Herr Careau Ponte! auch nach mir »verlangt?«

Unter Careau Ponte verstand ohl Jan Witt aber keinen Andern, als den Prinzen Ponte Corvo, der diesen Kartennamen damals im Munde des hamburgischen und holsteinischen Volkes, ohne daß man damit witzeln wollte, trug.

»Mutter!« fuhr er dann aufstehend fort, »bring mir »mein Sonntagsfutterhemd und meinen Ueberrock, den Schnei»der Stint gemacht hat, und krieg mir auch den Hut von »Hinrich Cölln. Spute Dich, denn ich soll gewiß den besten »Freund Napoleons, den Prinzen Careau Ponte, fah»ren.«

Als aber ohl Jan Witt vor das von Peinsche Gasthaus kam, war Niemand mehr dort, als der vor dem Hause sitzende Sohn Ernst zu sehen. »Ohl Jan Witt!« rief dieser mit gefühlvollem Achselzucken, »sie sind schon eine Vier»telstunde fort, Lüt Tedor (der kleine Theodor) is schuld.«

Lüt Tedor, der neunjährige schlechteste Schüler des Rectors, hatte doch so viel Französisch gelernt, um »Allons vite!« übersetzen zn können, und die Version in »Ohl Jan Witt« durch seine Erklärung verdrängt. Die belehrten Wagenlenker hatten sich darauf beeilt, und war dadurch das »Allons vite!« auch bald auf den französischen Lippen erstorben.

Der alte Jan Witt aber schüttelte den Kopf tief nachsinnend und endete lächelnd: »Da hat sich gewiß Jemand »für Ohl Jan Witt ausgegeben! O! über den Spitzbu»ben!« — —

*) So nannten die Ueterser den damaligen Prälaten des Klosters, den Grafen Peter von Ranzau.

Berliniaden.

»Ihre humoristischen Blätter gefallen mir zwar nicht übel,« bemerkte mir jüngst einer meiner Leser, »allein was auch »der Doctor Stahr sagen mag, Humor ist nicht richtig von »ihm definirt. Unter Humor versteht man eigentlich die »Anecdoten zum Todtlachen.«

»Wenn man sich wirklich todt lachte,« erwiederte ich, »so will ich das zugeben. Bis dahin bleibe ich meines »Freundes Stahr Meinung.«

»Nein! wenn man nur herzlich lacht, so ist das Ele»ment des Humors begründet,« widersprach er. »Und der »wahre, ächte Humor ist eigentlich nur unter den Berliner »Eckenstehern zu finden. Berlin'sche Geschichten sollten Sie »wenigstens dann und wann geben.«

»Ich kenne keine, auch werden die ja wohl so fort von »den Lippen und Ohren des Buches das »»Berlin, wie es »ißt und trinkt«« verschlungen. Uebrigens bin ich meinen »Lesern gerne gefällig, auch ist es dem Humor eigen, daß »er jedes Kleid trägt, welches man ihm anzieht und daß »ihm das Unpassende oft am Besten steht, aber ich höre »keine Berliniaden, wenn auch zuweilen ihre Fabrikanten, »die Berliner, und was die bringen ist auch nicht immer »gleich Druckwaare.«

»Nun, denn will ich Ihnen ein Paar Histörchen er»zählen, die nagelneu und nicht gedruckt sind.«

»Erzählen Sie, mein Bester!«

Wie früher das »Darum keene Feindschaft nicht, Treten Sie näher Herr Kloppenburg« und solche ähnliche Phrasen, die sich jetzt gleich Casinodamen, welche schon oft beim Kranzbinden Bräute der Phantasie geworden sind, zurück gezogen haben, so hat man jetzt eine Lieblingsphrase in Berlin, nämlich: Dat is och ehne schöne. Doch ich will nicht vorgreifen. Aber glauben Sie mir, die Redensart macht Furore.

Vor dem Charlottenburger Thore standen kürzlich zwei alte Weiber, welche ein Cavallerieregiment beäugelten, das

mit allem preußischen Soldatenbewußtseyn recht lebensfroh einzog. Die jungen Bursche, welche noch bessere Taillen als ihre Pferde hatten, blickten keck in die damenerfüllten Fenster.

»Des sind doch nette Jungens,« bemerkte eine der Straßenmatronen. »Mein Sohn war auch unter die Ka»vallerie, jetzt ist er aber unter die Erde. — Aber ihm ist »wohl, denn er ist für't Vaterland jefallen.«

»Wo denn, Liebe?«

»Bei Leipsig.«

»Jot! denn ist es ihm jrade gegangen wie meinem »Sohne, der ist auch in den heiligen Krieg gefallen.«

»Wo is der denn jefallen?«

»Bei Dennewitz.«

»So, Det is aber och ehne schöne Gegend.«

»Det is aber och ehne schöne Gegend,« ist seitdem jetzt das modischste Sprichwort in Berlin.

»Nicht übel, um den Berlin'schen Verstand und die »Herzlosigkeit der Spreebewohner letzten Grades zu defini»ren, die, wie die Pariser, hochtrabende Phrasen bei sich »führen, aber eigentliches wahres Gefühl durchaus entbeh»ren. — Doch Ihr zweites Historchen, ich bitte darum.«

In Berlin war neulich ein starkes Menschengedränge. Ein Polizeicommissair bohrte sich durch dasselbe und sah, daß eine große Menge einen Kerl umstand, der besinnungslos und betrunken in einer Gosse lag. »Nun, was steht »Ihr zu gaffen?« rief er. »Habt Ihr nicht schon sonst »einen besoffenen Taugenichts gesehen? Geht hübsch zu »Hause, lieben Leute, und freuet Euch, daß Ihr hier nicht »selbst liegt.«

Die Schlußworte erzeugten Gelächter und Gehorsam. — Nur ein Eckensteher blieb mit verschränkten Armen stehen und betrachtete vorliegendes Antimäßigkeits-Vereinsmitglied.

»Erloben Sie Herr Polizeicumsarius,« bat er demüthig, »dat ich hier noch en wenig stehe, bis mein Kammerad zu sich selber kommen thut, ich wollt ihn nur ehn Wort fragen?«

»Ein Wort und Was?« entgegnete der Adlerträger.

»Der Mensch heeßt »Wix« und is mein juter Freund und Kammerad. Er kann sonst höllisch ehnen vertragen, ich wollte ihn egentlich nur fragen, wo er denn Schnapps gekoft hat. Der muß stark sind und denn will ich mir ins Künftige och kofen.« —

»Die Geschichte ist kostbar, der Mensch ist gut zum »Lumpensammler, er weiß aus jedem Kehricht das Nützliche »heraus zu finden,« bemerkte ich. — »Die Berliniaden sind »also noch nicht gedruckt?«

»O nein!« versetzte er. »Die letzte hat mir der Poli»zeicommissair selbst erzählt.«

»Also aus dem Leben gegriffen, so etwas liebt man »jetzt,« versetzte ich nun, »ich lasse sie drucken zur Lust der »Humoristen von der äußersten Linken.

Literatur.

In der Schulzeschen Buchhandlung (W. Berndt) zu Oldenburg ist der zweite Jahrgang des Oldenburgischen Volksboten, ein gemeinnütziger Volkskalender für den Bürger und Landmann des Großherzogthums Oldenburg für das Jahr 1839, erschienen.

Indem wir auf dieses Büchlein, das, 12 bis 13 Bogen stark, für den Spottpreis von vier guten Groschen verkauft wird, das ganze deutsche Lesepublikum aufmerksam machen, glauben wir demselben vor allen seinen Vorläufern und Zeitgenossen den Preis zuerkennen und den Wunsch aussprechen zu müssen, daß dies Buch, welches erfüllt ist von Lebensweisheit, Frömmigkeit und guten Lehren, in keinem Hause fehlen möge. Ohne Zweifel bringt es jedem Leser, sey es Herr oder Knecht, Frau oder Magd, Segen.

Der Verfasser hat sich übrigens uns unbegreiflicher Weise wiederum nicht genannt, obgleich sein Name bereits ein öffentliches Geheimniß geworden ist.

Miscellen.

Es giebt Menschen, welche sich durch die Weltgeschichte durchaus nicht belehren lassen wollen, solche sind den Fliegen zu vergleichen, die sich ohne alle Erinnerung auf dieselbe Stelle setzen, von der sie einige Minuten vorher der Wedel vertrieben hat.

»Man muß sich mit den Dienstboten nicht familiär »machen,« sagt mancher Einfaltspinsel, und bedenkt nicht, daß familia im Lateinischen ursprünglich »Hausgesinde« heißt. Solche Leute rufen auch wohl »Vivat,« es lebe, und glauben, zweierlei gesagt zu haben.

Auf dem letzten Bremer Freimarkt stand ein, in seiner Dorfschaft wegen seines Geizes bekannter, ältlicher aber sehr verliebter Hagestolz bei einer hübschen aber armen Bauerdirne, vor einer der Buden, aus der fortwährend ein Braunschweigisches

»Wos wäre Ihnen denn jefällig?«

heraus tönte.

Er hatte seinem Schatz schon einen Honigkuchen zu Einem Groten gekauft. Als er aber noch einmal in ihre Augen blickte, die schöner waren als der schwärzeste Baggertorf (Backtorf), rief er aus: »Engel, Du kannst hüt kriegen von mi wat Du wullt, koop Di man noch ehnen Honigkooken to Ehnen Groten*).«

In Baden-Baden waren in diesem Jahre so viele Russen, daß ein Großer dieser Nation zu seiner, wie alle Vornehmen dieses Volks, mit allen Sprachen vertrauten Familie sagte: »Und wenn Ihr übrigens mir etwas mittheilen wollt, das nicht Jedermann verstehen soll, so sprecht doch nur kein Russisch, denn Jedermann versteht hier ja »Russisch.«

*) Engel, Du kannst heute kriegen von mir, was Du willst, kauf Dir nur noch einen Honigkuchen zu Einem Groten.

Unsere Nachbaren, die Bremer, haben am achtzehnten October dieses Jahres eine solche Gastfreundschaft manifestirt, daß die deutsche Sprache ihnen einen Orden ertheilen sollte. — Man sollte jede außerordentliche Gastfreundschaft eine Bremer fortan nennen, wie einst eine maurische, ein Titel, der durch Aufnahme unserer Christensclaven in Algier höchstens nur noch eine consulare, d. h. eine geschichtliche Bedeutung hat.

Nicht in jedem Lande hilft die Tüchtigkeit der Gesinnung und die Intelligenz zum Fortkommen. Es geht mit diesen Dingen, schrieb mir neulich einer der besten und gelehrtesten Köpfe Deutschlands, wie mit der Butter, welche ein Pastor mit den Worten pries: »Butter sey zu »allen Dingen nütze,« worauf ihm der obligate, halbehrwürdige Küster bemerkte, »Nur nicht um die Ritzen »des Backofens damit zu zuschmieren.«

Der Mathematiker und der Irrenarzt.

Ein Mathematiker und ein Irrenarzt stritten sich in einer Angelegenheit, die einen Dritten betraf, beide mit tüchtigen Gründen. »Am Ende haben Sie von der verständigen Seite »Recht,« scherzte der pomadigere Mathematiker, »aber Sie »sind auch ein Mann der von Profession Verstand für andere Leute über haben muß.«

Ein unerwarteter guter Rath.

In einer neuerbauten, sehr eleganten Apotheke zu Baden-Baden findet man folgende sehr wahre, aber in einer Apotheke nicht zu erwartende Inschrift:

»Zeitig zu Bett, und zeitig heraus,
»Macht weise, bringt Geld und Gesundheit ins Haus.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 34. Donnerstag, 22. November. 1838.

Erinnerung.

Am 27. November dieses Jahres tritt für Oldenburg der große Tag ein, wo vor 25 Jahren unsere geliebte Herrscherfamilie ins Vaterland nach Oldenburg zurückkehrte. Welcher Oldenburger verkennt den mannichfachen Segen, der uns Allen dadurch zu Theil geworden ist! — — Und können wir ihn nachweisen, fühlen wir uns glücklich, haben wir eine Regierung, um die uns nicht bloß die Nachbaren, sondern, wer sie kennt, beneidet — — — was hindert uns zu jubeln an diesem Tage, und ein ächtes Oldenburger Nationalfest zu begehen? Erwarten wir keine Bekanntmachung von oben: National-Feste machen sich nur durch National-Gefühle! Fühlt Ihr also, Landsleute, fühlt Ihr das Glück, Oldenburger zu seyn — und Ihr fühlt es auch ohne fremde, deutsche und andere Länder mit Eurem Vaterlande verglichen zu haben! — wohl, so laßt Euerm Jubel freien Lauf, einem Jubel, wie an dem Tage der Rückkehr unsers Fürstenhauses! Möge der unausgesetzte Donner des Geschützes an der Weser und an unserer ganzen Gränze den Nachbaren unsere Gefühle verkündigen! Mögen die Wohldenkenden in den Gemeinden zu schönen und nachhaltigen Festen und Werken sich vereinen! Möge der Reiche des Armen gedenken!

Einer aus dem Oldenburger Volke.

Indem wir dem Wunsche des Erinnerers, daß alle vaterländische Blätter den gedachten Zuruf aufnehmen mögen, bereitwillig Folge leisten, wünschen wir, daß sein Feuer alle Oldenburger Herzen begeistere und erleuchte, damit unserem Fürstenhause, das so viel Liebe säet, auch an diesem Festtage eine reichliche Erndte zu Theil werde. — Sollte für dieses Fest eine Münze geprägt werden, so möchte ich die Inschrift »Iovi Reduci,« und »Aetati Augusteæ« vorschlagen. D. H.

Das letzte Gebet der Maria Stuart.

Die nachstehenden Verse sind dem Herausgeber der humoristischen Blätter mit der Versicherung übergeben worden, daß Maria Stuart dieselbe kurz vor ihrem Tode in ihrem Kerker gedichtet habe. Daß Maria eine Kenntniß der lateinischen Sprache gehabt, ist nicht unwahrscheinlich, denn von ihrem Sohne, dem späteren Könige Jacob, ist es nur zu bekannt, daß dieser jene Sprache in der Unterhaltung ungemein liebte, weshalb ihn auch Walter Scott in seinen Romanen als lateinischen Redner eingeführt hat.

Jedenfalls ist das Gebet der Maria Stuart ihrer unglücklichen Lage höchst angemessen, und der Gedanke, daß die Königin wirklich die Verfasserin sey, tief ergreifend.

O Domine Deus! spera in te
O pie mi Jesu! nunc libera me
In dura catena in misero te
Languendo, gemendo
Et genua flectendo,
Adoro, imploro,
Ut liberas me.

Für die Nichtkenner der lateinischen Sprache möge die folgende Uebersetzung dienen:

O Herrgott! mein Herrgott! ich hoffe auf Dich!
O frommer Herr Jesus! befreie Du mich,
In drückender Kette im Elend ruf ich,
Mich beugend, und bangend,
Auf Knieen verlangend,
Da bitt' ich und fleh' ich: »Befreie Du mich.«

Goethe und seine Verehrerin.

Die Wahrheit der folgenden Erzählung kann ich verbürgen:

In den letzten Jahren seines Lebens wurde Goethe, als er gerade in seinem Garten spatzieren ging, eine Dame gemeldet, welche ihn sehr angelegentlich zu sprechen wünsche. Da sie bei dem Bedienten mehr von dem Dichter als von dem Minister gesprochen hatte, so mochte Herr Wolfgang wohl schon im Begriff seyn, sein in solchen Fällen habituelles Gewand der Unsichtbarkeit anzuziehen, d. h. sich verläugnen zu lassen, als die Dame, den Fußspuren des Bedienten im Sande folgend, plötzlich vor dem Herrn Geheimerath stand.

»Dichter der Dichter!« hub sie an, »endlich erblicke »ich den hohen Seher, der so oft in meinen Träumen mit »lorbeerbedecktem Haupte vor mir stand.«

Goethe deprecirte mit verdrießlichem Gesichte.

»O wende Dich nicht von mir, edler Goethe!« fuhr die Enthusiastin, zu seinen Füßen sinkend, fort. »Ich kann »nicht von Dir lassen, nicht von dieser Stelle, es geht »mir wie der Glocke in Deinem wundervollen Liede:

»Fest gemauert in der Erde
»Steht die Form aus Lehm gebrannt rc.«

Goethe hat sich fortwährend über dies »qui pro quo« gefreut und es zu den komischsten Erlebnissen seines Lebens gerechnet.

Die Rechnenmeisterin als Wirthin.

In der Umgegend von Hamburg haben die Wirthshäuser gar wunderliche Namen, welche größtentheils alle von dem Anhalten der Pferde hergenommen und den verbis naturalibus, wie »Zischen« und »Donnern,« zu vergleichen sind. — Das eine heißt Luhr op (Laure auf), das andere Oha, das dritte Jab ob (Japp auf), das vierte Kruppunner (Kriech unter), das fünfte Stahwedder (Stehe wieder). Außerdem liegen zwei Meilen von Hamburg und eine von Uetersen zwei Wirthshäuser, welche beide an der großen sandigen Landstraße in einer Parallele belegen sich um das tägliche Brod beneiden, und Klockerjan und Dummerjan (kluger und dummer Johann) heißen, übrigens jeder den Namen »Dummerjan« für sich vindiciret, weil man nach der Parömie, »wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden,« viel geneigter ist, einen Wirth kennen zu lernen, der den selbstverspottenden Titel »Dummerjan« trägt, als den Prahlhans, der sich einen klugen Johann nennt. Diese Regel ist nur zu wahr, es ist sehr klug sich dumm zu stellen, man wird dadurch, so zu sagen, familiär mit den meisten Leuten, und bringt es weit damit in der Welt. — Auf diese Weise ist Sixtus der fünfte Pabst geworden, und ich kenne auch recht viele Protestanten, die dadurch etwas geworden sind. Einige von denen stellten sich aber nicht bloß dumm, sondern waren es auch.

In eins dieser Wirthshäuser, ich weiß nicht, ob in dem wahren oder falschen Dummerjan, vermuthe aber das erste, wegen der damit harmonirenden Verstandesschwäche der Frau des Hauses, kehrte in der Schmuggelzeit ein Hamburger Reisender, ein Kaufmann S......, ein, welcher, nachdem er einen Vormittag dort verweilt hatte, seine Zeche bezahlen wollte.

»Die ist leicht zu berechnen!« versetzte die etwas redselige Wirthin. »Sie haben drei Schnäppse Rum gefor»dert, recht etwas Gutes, den Schnapps zu drei Schilling,

»drei Male drei sind acht, acht Schillinge Hafer für Ihr »Pferd, acht und acht sind funfzehn — vier Schilling für »Butterbrod, vier und funfzehn sind achtzehn Schillinge, »also einen*) Mark und einen Schilling.« —

»Liebe Frau!« rief S......, »Ihr könnt aber vortreff»lich rechnen.«

»Ja,« versetzte die Frau, »das ist aber auch eben ein »Glück, denn mein Mann kann gar nicht rechnen und es »hier eine starke Passage an der Landstraße; zumal da ist »wir hier im allein ächten Dummerjan wohnen.«

Ach Gott! wo ist mein Mann!

Vor einiger Zeit kam ein armer Moorbauer in eine norddeutsche Kaserne, um dort seinen Sohn, einen Rekruten, aufzusuchen. Nur unter unverständlichem Vieh und stummen Torfsoden erzogen, hatte der in der freien Natur aufgewachsene Bursche eine Kaspar-Hausersche Unbekanntschaft mit der Welt, und würde häufig den Spott seiner Kammeraden bitter empfunden haben, wenn er ihn überall verstanden hätte.

Der Sohn stand aber gerade unter dem Gewehr, als sein Vater in die Kaserne trat, durfte diesen mithin nicht anreden. Der Vater konnte indessen das Ende des Exercirens nicht abwarten und ging fort, ehe die martialische Arbeit beendet war.

Der Soldat hatte in diesem Augenblicke »Kehrt« gemacht und suchte den Erzeuger bei seinem Eintritte ängstlich mit den Blicken, dann aber mit dem drolligen und bekannten Vers des Soldatenliedes »Es marschiren drei Regimenter wohl über den Rhein« travestirenden Worten: »Ach Gott! wo ist mein Mann?«

»Dein Mann?« lachten die angeredeten Cameraden.

*) Wieder ein error in calculo, Madam! ein Mark hat sechszehn Schilling.

»Ja, mein Mann!« fuhr der Suchende fort.

»Du willst sagen: mein Vater,« berichtigte ein gutmüthiger älterer Unteroffizier. »Du meinst doch den alten »Bauer, der während des Exercirens in die Kaserne ging, »und den Du so anglotztest, daß Du fast nicht »Rechts »um kehrt« gemacht hättest.«

»Ei freilich,« versetzte der Soldat, »aber zu dem sagt »Mutter immer zu Hause: Mein Mann!«

Wünsche.

»Ich wollte,« rief ein Junggeselle, »daß die reiche Olden»burger Wittwenkasse eine Dame wäre. Ich heirathete sie, »wenn sie mich wollte, auf dem Fleck, wenn ich ihr gefiele, »und wollte gegen sie und meine künftigen Stiefkinder ein »guter Wittwentröster seyn.«

»Und ich wünschte nur,« bemerkte ein mit vielen Kindern gesegneter Familienvater, »daß unser Armenbeitrag in »den Mäßigkeits-Verein treten könnte.«

Wohlfeile Ideale.

Der Buchhändler Carl Focke in Leipzig giebt eine Sammlung von Phantasiebildern unter dem höchstbescheidenen Titel:

»Ideale weiblicher Schönheit«

heraus, von denen jedes Heft für 4 Groschen, also das Ideal für resp. 2 ggr. zu haben ist.

St.

Anecdote.

Jemand besuchte den Harz. Bei Mägdesprung sagte der Führer: »Hier hat sich ein Mädchen hinabgestürzt.«

»Aus Melancholie?« fragte der Geführte.

»Um Verzeihung, mein Herr! aus Quedlinburg.«

Miscellen.

Die Industrie geht jetzt weit in der Literatur und Kunst. Ein ästhetischer Correspondent der Zeitung für die elegante Welt № 202. S. 807 beschreibt und kritisirt Lessings neuestes großes Bild, ohne es gesehen zu haben. Was? das wäre! Ja, meine lieben Leser, es ist so. Man höre: »Es liegt viel Charakter in diesem Enzio (eine Phrase, die den Ladendiener verräth). Er steht mit geballter Faust den Priestern gegenüber.« Um's Himmelswillen! Er steht gar nicht, sondern er sitzt, gefesselt in einer Mauernische, die Hand auf einen Mauervorsprung gelegt, und nicht den Priestern gegenüber, sondern abgewendet von ihnen zur Seite. — Wie kann Herr Kühne sich solche Correspondenten halten, die, noch dazu einem Werke Lessings gegenüber, Phrasen machen können, wie folgende: »Eine Wunde am Kopfe macht den Helden noch interessanter!« — Es ist wahrhaftig eine Schmach, die öffentliche Rüge verdient.

St.

Die kleine Natalie E. war noch keine fertige Leserin, als sie einmal mit Verwunderung die zahlreichen Bände im Bücherzimmer eines Verwandten betrachtete. Ganz besonders zogen die elegant gebundenen 20 Bände der ältern Cottaschen Ausgabe von Goethe's Werken ihre Aufmerksamkeit auf sich, und nachdem sie den Titel studirt hatte, rief sie verwundert aus: »Onkel Professor, Gottes Werke in »zwanzig Theilen!«

—r.

Ein Bekannter von mir, welcher einem seiner Freunde von Jugend auf imponirt hatte, freilich dem ehrlichen Burschen durch seine Genialität auch weit überlegen war, sah diesen nach mehrjähriger Trennung von jener Stadt, wo beide früher in Garnison gelegen hatten, wieder. Nach den ersten Begrüßungen erkundigte sich mein Freund bei seinem Verehrer, mit wem derselbe jetzt hauptsächlich Umgang pflege.

Mit dem Herrn N., war die Antwort.

»Was?« entgegnete mein Bekannter, »Du gehst mit »dem langweiligen Menschen um?«

»Wie? ist der nicht sehr interessant?«

»Gott bewahre! zum Sterben langweilig.«

»Wie kann man doch ankommen!« versetzte der Bestürzte. »Ich muß mich verhört haben. Von Dir gerade »glaubte ich vernommen zu haben, N. sey sehr interessant. »Und deshalb bin ich immer tagtäglich mit ihm umge»gangen.«

Bekanntlich fiel Schill in Stralsund. Merkwürdig ist es, daß der Brunnen, an dem er sterbend hinsank, schon seit grauen Jahren der Schillsbrunnen genannt ist.

Die schrecklichsten Geistererscheinungen, mit dem ärgsten Gerassel und Geklapper, verscheucht man, wenn man sie um die Nummern befragt, die nächstens in der Lotterie gewinnen. Sie müssen Ordre haben, darauf nicht zu entriren.

An die verehrlichen Buchhandlungen Deutschlands.

Die humoristischen Blätter werden auch im Jahre 1839 mit gleichen Kräften und Opfern, wie bisher, fortgesetzt. Die Redaction erbittet sich bald möglichst die desfallsigen Bestellungen, und bemerkt nur, daß dann und wann durch ein Literaturblatt, welches gratis zugegeben, und dessen Leitung der Herr Doctor Adolf Stahr zu übernehmen die Güte haben wird, hauptsächlich die neueste humoristische Literatur besprochen werden soll.

Probeblätter stehen zu Dienste, wogegen kein einziges Exemplar à Condition versandt wird. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist nach wie vor 1 Rthlr. 16 ggr. Preußisch Courant.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.** Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 35. Donnerstag, 29. November. 1838.

Blicke auf die neueste Literatur des Humors.

I.

Immermanns Münchhausen.

Literatur des Humors! in unsern Tagen, wo die Poesie hechtgrau einhergeht wie Wilhelm Meister nach Marianens Tode, wo vor den Klagen der Europamüden, den Weltschmerzen des singenden jungen Judäa's, den Emancipationsseufzern der männlichen Genieweiber — der politisirenden und reformirenden Literaturhusaren und Panduren gar nicht zu gedenken — Freund Komus sich gar nicht mehr aus seinem Versteck herauswagt, und wo der Humor, der fabelhafte Vogel Merops, der, den Schwanz nach oben, gen Himmel fliegt, sich wirklich um- und der Erde den Steiß zugewendet zu haben scheint!

»Mich dünkt, es sey in schönen Versen allzuviel gelogen worden,« sagt Meister Heine in seinen jüngsten Selbstbekenntnissen vor der zweiten Ausgabe seiner Lieder, und man kann ihm glauben, denn er versteht die Sache.

Darum ist aber diese Krankheit auch nur homöopatisch zu kuriren, und Karl Immermann hat wohl gethan, den rech-

ten Arzt für solch' verlogenes Treiben heraufzubeschwören, welcher ist Münchhausen, der Vater aller Lügen.

Schon an die zweihundert Jahre ist er todt, der gute alte hannöversche Lügenfreiherr. Sein Name ist seitdem ein Appellativum geworden, und Adolf Schrödter in Düsseldorf hat ihn neulich gemalt, so treffend, wie kein anderer vor ihm. Aber sein jetzt erstandener Enkel (mit dessen Enkelschaft es übrigens eine ganz besondere Bewandtschaft hat, deren Schleier erst der zweite Theil der von Immermann hier veröffentlichten Memoiren lüften wird) ist ohne Zweifel doch ein sprechenderes Abbild, wenn es nicht vielmehr — wirklich der alte Münchhausen selbst ist, der vermittelst des von ihm entdeckten Lebenselixirs sich in steter Jugend erhalten hat. Wie gesagt, der zweite Theil muß das ausweisen. Allein Andeutungen, wie die Aufnahme in die römische Akademie mit dem bezeichnenden Namen »der nie Verwelkende,« sollten sie nicht jene bescheiden ausgesprochene Conjectur rechtfertigen?

Aber mitgegangen ist er mit der Zeit, der alte Freiherr, das muß man ihm nachsagen. Er hat alle »Kulturelemente« unserer Zeit »in sich aufgenommen,« und von seinen Mendaciis ridiculis, die Johann Peter Lange in den Deliciis academicis (welche köstliche Zusammenstellung!) herausgab, und die später der Sänger der »Frau Schnips« bei uns einbürgerte, ist wahrlich ein himmelweiter Sprung zu seinen jetzigen Arabesken und Mittheilungen eines verstorbenen Lebendigen. Welch ein Unterschied zwischen der gemüthlich unschuldigen Geschichte von den zwölf Enten — die, laut Immermanns neuesten Nachrichten, Figuren über Lebensgröße, al fresco für ******* ausgeführt werden soll, und der Geschichte von dem Dramatiker und Friseur Isidorus Hirsewenzel in Sand-Jerusalem, oder vom Doctor Nachtwächter, dem Redacteur des Stuttgarter Literaturblatts, oder gar von den fünf Geliebten, mit denen der erstandene Münchhausen die sechs Stadien und Elemente der modernen Liebe durchmachte! Die humoristischen Blätter haben in ihren ersten Nummern ein échan-

tillon des Ganzen gegeben. In derselben Weise nun ist das ganze erste Buch gehalten, das den Titel: »Münchhausens Debüt« führt.

Immermann hat sich hier einmal ordentlich Luft gemacht, und Alles, was ihn in den Erscheinungen der neuesten Zeit widerwärtig berührte, auf die beste Weise vom Halse geschafft. Sein Münchhausen ist ihm der spiritus familiaris geworden, der, ein moderner Proteus, theils selbst durch eine Menge von Gestalten hindurch geht, und immer einen Rock nach dem andern abwirft, theils alle Personen und Erscheinungen der »modernen Zustände« in den Kreis seiner Erlebnisse und Fahrten bannt. Reinen objectiven Humor haben wir also hier nicht zu suchen. Und gehört jetzt schon eine genaue Bekanntschaft mit der Gegenwart dazu, um alle Beziehungen augenblicklich gegenwärtig zu haben, und das Treffende der nach allen Seiten hin geführten Streiche zu fühlen, die Puncte zu verfolgen, wo die unaufhörlichen Blitze des sprühenden Witzes und der schärfsten Satire einschlagen, so würden nach funfzig Jahren die gelehrtesten Commentatoren vollauf zu thun haben, wenn sie dieser Aufgabe nur einigermaßen Genüge leisten wollten. Allein die Gegenwart will auch ihr Recht.

Immermann, der Freund der Alten, hat zum Motto des Werks die vortrefflichen Worte des alten Horaz genommen:

Non fumum ex fulgore sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat
Antiphatem Scyllamque et cum Cyclope Charybdim*).

Sie passen vortrefflich. Aber als ich gestern des Dichters Lieder wieder einmal zur Hand nahm, stieß ich auf ein Paar Verse, die mir doch noch besser jenen Ehrenplatz an der Stirn dieser wunderlichsten aller Dichtungen einnehmen zu können schienen. Hier sind sie:

*) Nicht uns Rauch aus Glanz, nein, Glanz aus dem Rauche zu geben,
Trachtet er, daß er darauf hellstrahlende Wunder enthülle,
Scylla, sammt dem Cyklopen, Antifates auch und Charybdis.
(Voß.)

Manch ein Edler will ihn anders,
Er will manchen Edlen anders,
Er bleibt er, sie bleiben sie,
Und so leben Welt und Dichter
In dem wunderbarsten Einklang.

Aber wenden wir uns jetzt zum Inhalt des Werks, welches mit dem Eilften Kapitel beginnt. Ueber diese, von dem gewöhnlichen Gange etwas abweichende, Anordnung des Ganzen giebt der von Seite 86 — 97 eingeflochtene »Briefwechsel des Herausgebers mit seinem Buchbinder« den genügendsten Aufschluß. Der Letztere, ein durch die Erzeugnisse der neuesten Literatur gründlich durchgebildeter Mann, dem die ganze neueste Literatur unter das Beschneidemesser gekommen, bemerkte nämlich nur zu bald, daß der Verfasser des Münchhausen, hinsichtlich des Stylus und der Composition, ein durchaus »Zurückgebliebener« und sein Werk in der altfränkischen Fassung, dem regelrechten Anfange und dem ruhig schlendernden Fortgange für die moderne Lesewelt gänzlich ungenießbar sey, da zumal es aller nöthigen Spannung und Confusion gänzlich entbehre. Da nun aber dem Dinge gründlich nicht mehr abzuhelfen war, so suchte er wenigstens durch das Verheften der einzelnen Kapitel einigermaßen nachzuhelfen; wobei er jedoch auf den Ruhm der Originalität dieser Erfindung Verzicht leisten muß, da, laut Briefwechsel Seite 93, dieser höchst wahrscheinlich dem Buchbinder der Novellen des berühmten Henrick Steffens gebührt.

Aber ach! indem ich nun wirklich beginnen will, mit dem Erzählen dessen, was der geneigte Leser in den besagten verhefteten Anfangskapiteln zu suchen hat, den Anfang zu machen, überfällt mich ein Kummer, den nur diejenigen zu würdigen und ganz mitzufühlen im Stande sind, welche irgend einmal in ihrem Leben erfahren haben, wie schmerzlich niederschlagend und beschämend es ist, wenn man nach langem Ringen und Trachten, Grübeln und Sinnen gerade in dem Augenblicke, in welchem die Lösung eines Problems

endlich gefunden und das Gold der Wahrheit zu Tage gefördert scheint, dasselbe plötzlich zu Glimmer und Katzengold sich verwandeln sehen muß. So hatte auch ich mir eingebildet, endlich das Wesen des großen Dampftragöden der Neuzeit gefunden zu haben, und voll Freude über meine Endeckung schrieb ich an Freund Stieffel in Karlsruhe wie folgt:

— »Das Theater ist bei uns zwar schon seit vierzehn Tagen eröffnet worden, aber die Poesie ist viel später, d. h. erst gestern, angelangt.

Denn in unserm, an Distinctionen so reichem, glücklichem Zeitalter sind auch Schauspiel und Poesie nicht mehr identisch. Bei Leibe nicht. Beide sind nur ein Paar Verliebte, die der lederne Vormund, Zeitgeist genannt, nicht zu einander läßt. Dieser Zeitgeist hat sich verkörpert, hat Arm und Beine, Fleisch und Blut (nur Kopf und Herz nicht) gewonnen in der Person des großen Theatervormunds, der höchst wahrscheinlich »unsterblich seyn wird, so lange er lebt.« Da sitzt er und hält das Schauspiel, das arme Mädchen, gefangen hinter Schloß und Riegel, wie ein Zauberer die Princessin, und läßt Niemand zu ihr, am allerwenigsten die Poesie, weil er geahndet hat, daß dies eigentlich gar kein Femininum, sondern ein verkleidetes Masculinum, ein Schaffendes, Zeugendes ist, das sich nur in Weiberkleider gehüllt, um zu seiner Herzliebsten zu kommen. Aber Raupach hat Argusaugen, und einen Instinct, der ihn alles Poetische auf hundert Meilen wittern läßt, wie den Habicht das Pulver in des Jägers Feuerrohr. Drama heißt Handlung, Poesie Machen. Das weiß Raupach, und da jetzt das Handeln und Machen aller Art durch den Dampf so unendlich vervollkommnet ist, so hat er mit dem klugen Blicke des speculativen Fabrikherrn sogleich erkannt, daß man es in unserer Zeit im Drama und Poesie nur durch Handeln und Machen, d. h. also durch Fabriken und Dampfmaschinen, zu etwas bringen könne. Und so hat er denn auch alle seine Hundert und ein Dramen mit Dampfmaschinen und Wasserdämpfen fabrizirt, wozu nicht

einmal er selbst, sondern nur das arme eingeschlossene Mädchen Hand anlegt, das Tretrad in Bewegung setzt, und endlich das gewonnene, unendlich lange dramatische Garn abhaspelt. Dem Fabrikherrn bleibt nur das »Machen« im höhern, kaufmännischen Sinne, was ihm preußische Pfandbriefe und Landgüter bringt, und die Correspondenz mit seinen Geschäftsführern, die er Intendanten nennt. Nur zuweilen aus purer Liebhaberei verschluckt er ein recht fein gezwirntes Knäulchen, das er Poesie oder Werk komischer Sorte nennt, und haspelt es zum Vergnügen des Publikums aus dem eignen Munde hervor, wobei er denn auch wohl zur Abwechslung Gesichter schneidet, oder sich eine Halbmaske aufsetzt und sich Leutner nennt, um die Leute glauben zu machen, es gäbe noch einen zweiten Raupach.

Das deutsche Theater der letzten Decennien weis't drei große Perioden auf: die Hundeperiode, wo der bekannte Aubrysche gefühlvolle Köter durch sein Gebell den größesten deutschen Dichter von seiner Theilnahme für die ausgezeichnetste deutsche Bühne, die er obenein sein Werk nennen konnte, zurückschreckte; die Affenperiode, in welcher die brasilianischen Jocko's die Rolle der treuen Eckardé der Iffländischen Zeit übernehmen und, zwischen beiden gleichsam in der Mitte stehend und beide begriffsmäßig vereinend, die Isidorisch-Hohenstaufisch-Schelle-Tillsche Periode, in welcher die dramatische Personen weder menschliche noch überhaupt lebendige Wesen, sondern durch Wasserdampf fabrizirte und durch Wasserdämpfe in Bewegung gesetzte Gliederpuppen sind. Wer hier den nothwendigen, begriffsgemäßen Fortschritt der Entwickelung nicht erkennt, der muß keine Augen haben.

Es ist daher durchaus nicht zu loben, daß man unser durch Subscriptionen schon so sehr in Anspruch genommenes Zeitalter, wie ich neulich in D........f hörte, auf den Gedanken bringen will, zu einer Nationalsubscription zusammenzuschießen, um die obengenannte arme Prinzessin aus den Händen ihres Vormundes zu erlösen. Man unterbricht

und stört damit gewaltsam einen Entwickelungsgang, der seinen ordentlichen Verlauf haben muß. Ist aber die Subscription wirklich auch bei Ihnen schon im Gange, so ändere man wenigstens den Zweck, der am besten ein Denkmal für den großen Fabrikanten seyn würde. Ich schlage unmaßgeblich einen Triumphwagen vor, gezogen von dem Aubryschen Hunde und dem Affen Jocko, und auf diesem Wagen Ihn Selbst. Einen Abguß würde dann wohl jede Bühne kaufen und auf den Soufleurkasten zu stellen, oder meinetwegen auch auf dem Vorhange abconterfeien zu lassen der Ehre seyn.

Aber noch ehe ich das Oelblatt dem Freunde senden konnte, kommt mir der unselige Münchhausen ins Haus, ich schlage ihn auf, und mein erster Blick fällt auf »Isidorus Hirsewenzel, den Haarkräusler und Tragöden,« und vor meinen schwimmenden Augen steht das große Zauberwort:

»Leder«

und alle meine Freude an der eignen Auffindung des begreifenden Talismanns jener universalhistorischen dramatischen Erscheinung ist mit einem Schlage vernichtet.

Doch es gilt Fassung, wenn auch nicht meinet- so doch des Lesers halben, der bis jetzt, wenn er den Münchhausen noch nicht gelesen hat, woran er freilich selber Schuld ist, unmöglich wissen kann, was es mit jenem Zauberworte »Leder« auf sich hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Hygrometer ist von dem Professor Stieffel in Carlsruhe erfunden, welches die Einfachheit der Thermometers mit dem wissenschaftlichen Werthe des Augustschen Psychrometers verbindet, ohne dessen Mängel zu theilen. Es ist ihm gelungen, die Samengrannen einer Pelargonienart und de-

ren schon früher bekannte Eigenthümlichkeit, sie bei Abnahme der Feuchtigkeit der Atmosphäre schraubenmäßig aufzuwinden, und bei der Zunahme derselben diese Windungen wieder aufzulösen, durch eine besondere Behandlung zu unter sich und mit den Zahlen des Psychrometers correspondirenden Instrumente anzuwenden, deren Zahlen unmittelbar, d. h. ohne Rechnung, die Procente der Feuchtigkeit der Atmosphäre angeben, aus welchen aber mit Hülfe einer Tabelle auch die Größe der Elasticität des Wasserdampfes und der Thaupunct leicht berechnet werden kann. Auch der Veränderlichkeit der Substanz kann leicht begegnet werden. Man liest, daß der Erfinder das Resultat neunjähriger Versuche und Untersuchungen den Physikern in Freiburg in einem interessanten Vortrage mitgetheilt hat, und hofft bald eine besondere Schrift darüber erscheinen zu sehen. Nicht nur dem Physiker und dem Arzte und Techniker kommt diese Erfindung sehr zu statten und hilft einem wesentlichen Bedürfnisse ab. — Diese Erfindung ist bereits sehr ehrenvoll in mehreren englischen und französischen Journalen besprochen.

Der in Hamburg verstorbene englische Generalconsul Mellisch war ein genauer Freund von Schiller und Goethe. Es war interessant, ein Manuscript der deutschen Gedichte des Britten zu sehen, welche beide Meister eigenhändig corrigirt hatten. — Dem Sohne des Engländers sandte Goethe im Jahre 1815 »Hermann und Dorothea« mit den Worten: Seinem lieben Pathen Wolfgang von Mellisch, dem der Vater der beste Dolmetsch dieses Gedichtes seyn kann, treumeinend

Goethe.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 36. Donnerstag, 6. December. 1838.

Blicke
auf die neueste Literatur des Humors.

Von Dr. Adolf Stahr.

I.

Immermanns Münchhausen.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Also der Münchhausen selbst, was erzählt er?

Allein hier ergiebt sich die Schwierigkeit, wie es anzufangen, von so wunderlichen Arabesken des Witzes unsern Lesern eine genügende Anschauung zu geben. Hier wo eben die Form in ihrem ganzen Umfange Alles, und so mit dem Inhalte verwachsen ist, daß diesen ohne jene geben zu wollen, ein aberwitziges Unterfangen wird. Selbst dem gewandtesten mündlichen Darsteller dürfte es unmöglich seyn, ohne die Schlagkraft dieser electrischen Blitze zu brechen, und die Spitze dieser scharftreffenden Pfeile zu stumpfen, irgend etwas aus dem Münchhausen einem geselligen Kreise zu reproduciren. Dies zur Entschuldigung, wenn wir, statt alles Hin- und Herredens über dies Buch, dasselbe lieber selbst sprechen lassen.

In der Einleitung des dreizehnten Kapitels, in welchem der Freiherr von Münchhausen die Geschichte von sechs

verstrickten kurhessischen Zöpfen, als Einführung zu der Lebensgeschichte des großen Friseurs und dramatischen Dichters Isidorus Hirsewenzel, zum Besten giebt, sehen wir den hochseligen Kurfürsten Wilhelm von Hessen, in die Hallen seiner Väter zurückgekehrt, sich in einer engeren Soirée mit seinem Geheimerath Vellejus Paterculus über die Mittel unterhalten, »deutsche Treue und Redlichkeit, sowie Zucht und Sitte,« in der durch seinen »Verwalter« Jerome ganz verliederlichten Land- und Residenzstadt wieder zu retabliren, und auf Mittel und Wege zu sinnen, auch den abgeschafften Hauptschmuck der guten alten Zeit, vulgo Zopf genannt, wieder einzuführen. Dann wird die Soirée entlassen und es heißt weiter:

»Nur der Baron von Rothschild verblieb noch bei dem Fürsten. Er war nach Kassel gekommen, um mit seinem erlauchten Geschäftsfreunde Abrechnung zu halten, und hatte jetzt zu vernehmen, daß der Kurfürst die in des Barons Händen beruhenden Fonds ihm nicht länger zu sieben Procent lassen könne, sondern auf dem achten fortan bestehen müsse.«

»Der Baron von Rothschild war durch diese Nachricht und Eröffnung im Tiefsten erschüttert. Er schwor bei dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, daß ihn eine solche Maßregel in das Verderben stürze; da aber sein hoher Gläubiger fest darauf bestand, und ihn für den Fall des Weigerns mit der Kündigung bedrohte, so gab der Baron endlich mit blutendem Herzen nach, und erwog zu seinem Troste im Stillen, daß in seiner Bank das Pfund mit zwanzig Procent wuchere, ihm sonach allerdings zwölf noch übrig verblieben.«

»Der Fürst hatte bei der ganzen Verhandlung seine Haltung unerschütterlich bewahrt. Jetzt stieß er das Fenster auf, sah in die sternenhelle Nacht und sagte: ›wenn Ich considerire, daß Ich wieder hier im Palais bin, und welche Interessen Mir die englischen Gelder, die Ich dazumal für das amerikanische Corps erhielt, in seinen Händen getra-

gen haben, Rothschild, so muß ich sprechen: der alte Gott lebet noch und lässet nicht zu Schanden werden.««

»Der Baron erwiederte etwas verstimmt: »»Warum soll nicht leben der alte Gott, da noch leben Eure Hoheit? Wie kann man werden zu Schanden mit acht Procent?««

Und so sehen wir denn den révénant Münchhausen mit dem Kaleidoscop seiner Erzählungen eben so gut die höchsten und allerhöchsten Personalitäten, als die Sumpfgewächse der Görres'schen Wundermystik, die dramatischen »Zustände« von Sand-Jerusalem, die verstorbene Conversationsromantik, die Thaten und Fahrten der modernen Bewegungsliteraturmänner, die Stuttgarter Kritik und ihren Zoilus, u. s. w. u. s. w., vor den Augen seiner drei Zuhörer, des alten Barons und seiner Tochter, sowie des Schulmeisters Agesilaus, durcheinanderwirbeln und würfeln, und wollen den geneigten Lesern nur noch ein komisches Sternbild erster Größe vor die Augen halten, in welchem wir ein Stückchen von Karl Gutzkow sehen: In der »Correspondenz des Herausgebers mit seinem Buchbinder« (Brief I. S. 86) beklagt sich der erstere über den letzteren, daß er auf den Titel des Buchs: Zur Philosophie der Geschichte. von Karl Gutzkow, statt dieses richtigen, durch Auslassung des Punktums hinter »Geschichte« den verkehrten: Zur Philosophie der Geschichte von Karl Gutzkow gesetzt, gleich als ob dies Buch eine innere Geschichte des Autors enthalte, ungeachtet derselbe doch darin von den todten Kräften und den natürlichen Voraussetzungen in der Geschichte, von abstracten und konkreten Menschen, von Mann und Weib, von der Leidenschaft, vom Staate, von Krieg und Frieden, von den Uebergangszeiten, von Revolutionen, und endlich von Gott in der Geschichte handle. Darauf erwiedert der edle Ritter vom Falzbein, höchlich beleidigt, wie folgt:

»Ew. Wohlgeboren haben mir schmerzliche Vorwürfe gemacht, die ich nicht so auf mir sitzen lassen kann. Ich bin lange genug im Geschäft, und weiß was es damit auf sich hat. Heut zu Tage muß, wenn der Autor sich verpu-

delt hat, ein ordentlicher Buchbinder ein Bischen auf das Verständniß wirken, durch Winke auf den Rückentiteln oder wo sie sich sonst anbringen lassen.«

»Die Schriftsteller sind etwas confuse geworden. Die jungen Leute lesen und lernen zu wenig, aber Unsereins, dem so zu sagen die ganze Literatur unter das Beschneidemesser kommt, und der alle Nachrichten »für den Buchbinder« rechts und links durchstudieren muß, deshalb aber genöthigt ist, noch rechts und links an den Nachrichten sich umzuschauen, o! der gewinnt ganz andere Uebersichten. Da muß man denn helfen so gut man kann, und oft läßt sich der rechte Gesichtspunct für ein Buch feststellen blos dadurch, daß man einen Punkt oder ein Comma wegläßt, oder zusetzt, wie denn gerade die Sachen sich verhalten.«

»Bei dem Buche von Karl Gutzkow that es die Weglassung des Puncts hinter »»Geschichte.«« Ew. Wohlgeboren! Ich habe Spittler eingebunden, und Schlözer, und Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit sind mir wenigstens hundertmal unterm Falzbein gewesen, und jetzt binde ich Ranke viel ein — ich sage Ihnen, die Männer schrieben so schöne, dicke Bücher und so viele Noten und Citate stehen in den Büchern, daß man sieht, wie die Verfasser sichs haben sauer werden lassen mit der Philosophie und der Geschichte — ich sage Ihnen, es ist rein unmöglich, daß man auf 305 Seiten, wie Karl Gutzkow gethan, den Gott und die Revolutionen und den Teufel und seine Großmutter in der Geschichte abhandeln kann. Aber das ist auch gar nicht seine Absicht gewesen, wie sich aus dem Vorworte ergiebt, welches ich lesen mußte, weil ich einen Carton einzulegen hatte. Denn darin sagt der Autor: er habe keine anderen Quellen zur »»Philosophie der Geschichte«« benutzen können, als höchstens einige an die Wand gekritzelte Verwünschungen der Langeweile, oder einige in die Fenster eingeschnittene Wahlsprüche zahlloser unbekannter Namen. Wenn er nun das Buch, welches er vermuthlich auch nur schrieb, um sich die Langeweile zu vertreiben, dennoch herausgab, so konnte das nur in der einzigen Absicht

geschehen, Memoiren über seine schlechten und mangelhaften Studien zu liefern, und der Titel, wie ich ihn mit goldnen Lettern setzte, ist richtig: »»Zur Philosophie der Geschichte von Karl Gutzkow.««

Soweit der philosophirende Buchbinder.

Und was hat Gutzkow darauf gethan? Er hat etwas gethan, was die wenigsten Deutschen zu thun im Stande sind, er hat Spaß verstanden, und sich mit ehrenwerther Offenheit über das Treffliche und Treffende des Münchhausen öffentlich ausgesprochen. Denn er weiß zu gut, daß die Pritsche Münchhausens nicht den ganzen Gutzkow trifft, noch treffen will.

Aber werden Alle so handeln? ich zweifle. Wenigstens wäre dann das goldne Zeitalter der Literatur nahe. Auch ist es kaum zu wünschen. Aber mögen sie nun den Kampf mit ehrlichen, d. h. mit gleichen Waffen führen, das würde ein Gewinn seyn. An Stoff kann es nicht fehlen; denn auch Achill, der göttergleiche Held, war wenigstens an der Ferse verwundbar. — Ob ihnen aber Immermann etwa im zweiten Theile zuvorkommt mit frischer Selbstverspottung? Es wäre prächtig genug; aber nach den Aspecten des ersten Theils zu schließen, möcht' ich es ebenfalls bezweifeln. Jedenfalls aber würde dadurch das Schrillend-Grelle mancher Farben einen mildernden Ton und die Ironie und witzige Persiflage einen Zusatz gemüthlichen Humors erhalten, der jetzt sammt allem, was ächte Liebe und Schönheit ist, nur in dem stillen friedlichen Seitenstübchen des großen Salons, im »wilden Jäger,« zu finden ist, der die zweite Abtheilung des Münchhausen bildet, und aus dem das duftige frische Wald-Mährchen, die »blonde Lisbeth,« Vielen unserer Leser wohl noch im besten Angedenken ist.

Und endlich die schmetternden Keulenschläge, die vernichtend auf das Haupt des Ehren-Isidorus fallen — hätten sie nicht etwas milder seyn können? Ihr guten Leute und schlechten Musikanten, ihr Friedensprediger von der breiten Heerstraße des just-milieu, gebt Euch zufrieden. Er

stirbt nicht davon. Denn gleich dem Könige Mithridat ist seines Gleichen selbst gegen Gift abgehärtet. Und dieser poetische Napoleon der Mediocrität hat eine große Armee, die ihn nicht sinken läßt, weil sie nie ausstirbt.

Philisters Winterlieder*).

Von August Schnezler.

1.

Hinterm warmen Ofen sitzen,
Wenn es draußen stürmt und schneit,
In der Nachtmütz', in dem Schlafrock,
Ist die größte Seligkeit.

Würden doch mit ihrem Frühling
Die Poeten ausgelacht!
O was haben Nachtigallen
Mir schon Langeweil' gemacht.

Oftmals, wenn ich ging spatzieren
In dem warmen Sonnenschein,
Kam ich ganz in der Zerstreuung
In den kühlen Wald hinein.

Bei dem Nachtigallenjammer
Fielen mir die Augen zu,
Und anstatt im warmen Lehnstuhl
Legt' ich mich ins Gras zur Ruh';

Aber ach! als ich erwachte
Hatt' ich Schnupfen und Catharr,
Und der Kuckuk hol' den Frühling,
Wenn er meint, ich sey sein Narr.

*) Mitgetheilt der Redaction vom Hrn. Doctor Ignatz Hub.

2.

O was sind doch manche Dichter
Gar so närrische Gesellen!
Ewig aus des Waldes Quellen
Schöpfen sie mit ihrem Trichter.

Bei dem grimmsten Wetter laufen
Sie durch Wälder wie besessen.
Denn sie haben nichts zu fressen,
Denn sie haben nichts zu saufen.

Und dann reimen sie und träumen
Sie von lauter Frühlingslicht,
Doch vor lauter Busch und Bäumen,
Sieht man leider kein Gedicht.

3.

Diese armen Waldessänger
Haben doch kein Holz zum Feuern,
In der kalten Stube träumen
Winters sie von Abentheuern.

O ihr Dichter, Philosophen,
In der Waldesfantasie,
Hinter meinem warmen Ofen
Lach' ich eurer Poesie.

4.

Euch begeistern Maienkäfer,
Nachtigallen, Schmetterlinge,
Freilich, einem Siebenschläfer
Träumen sonderbare Dinge.

Eure ländlichen Gedichte,
Eure Rosen = Nachtigallen,
Machen bald mit Bleigewichte
Meine Augenlieder fallen.

5.

Von den lieblichen Kamönen
Träumt sich's herrlich am Kamin,
Blinzelnd laß ich nun die Schönen
Meinem Blick vorüberziehn.

Und ich danke Gott noch heute
Daß ich kein Philister bin,
Wenn mich gleich gewisse Leute
Dafür halten, immerhin!

6.

Hier im warmen Lehnstuhl sitz' ich
Wie der König auf dem Throne,
Und der Schlafrock ist mein Purpur,
Und die Nachtmütz' meine Krone.

Einen warmen Freund besitz' ich
Statt Lakaien und statt Zofen,
Wird er gleich zuweilen hitzig,
Bleibt er doch mein treuer Ofen.

Miscelle.

Es ist kurios, warum man die Sorte von Gefangenen, welche mit unreifen Revolutionen handelten und an unbeweglichen Thronen rüttelten, die **politischen**, und nicht die **unpolitischen** Gefangenen nennt. Diejenigen, welche aus Klugheit einem Despoten gehorchen, und nicht klirren mit ihren Fesseln, ja sie sogar als Gnadenkettlein preisen, verdienen viel eher den Namen der politischen Gefangenen.

Oldenburg.
Redacteur: Theodor von Kobbe.
Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 37. Donnerstag, 13. December. 1838.

Ein Besuch

bei

Alexander Dumas und bei dem Fürsten Pückler-Muskau.

Es war im August des Jahres 1834, als ich, nach nur neuntägigem Aufenthalte in Paris, dasselbe am folgenden Morgen verlassen mußte. Am ersten Tage hatte mir der Lärm imponirt, an den folgenden die großen Institute aller Art, fortwährend hatte ich mich zwar darnach gesehnt, einige geistige Notabilitäten von Paris kennen zu lernen, allein eine angeborene Scheu vor Zudringlichkeit, vielleicht auch das Bewußtseyn eigener Unbedeutendheit, hatten mich abgehalten, die Bekanntschaft einiger Coryphäen der französischen Literatur zu machen. Aber, um auch von diesen ein Stück Erinnerung nach Oldenburg mitzubringen, überwand ich endlich meine Aengstlichkeit, und fuhr etwa am Morgen um 10 Uhr in der rue bleue № 10. vor ein nur kleines, stilles Haus, welches Alexander Dumas mit einem Bedienten bewohnte.

Der Herr war nicht zu Hause. Sein Domestique, welcher an einen östreichischen langgedienten Husar erinnerte, auch einen Schnurrbart trug, wie manche bairischen Schulmänner vor der letzten Verordnung, hörte wohlgefällig auf mein Begehr mit seinem Gebieter zu reden, dann aber ver-

setzte er mir mit einem mitleidigen Achselzucken: »Mein Herr ist schon ausgegangen, und wird schwerlich vor ein Uhr in der Nacht zu Hause kommen, da Sie nun aber, wie Sie sagen, Paris schon morgen verlassen, so wird Ihnen leider nicht das Glück, seine Bekanntschaft zu machen, wonach alle Fremden von Distinction und Verstand geizen, zu Theil. Uebrigens ist es auch unbarmherzig, meinen Herrn hier zu stören, da wir uns schon seit längerer Zeit mit einer Reise nach Aegypten beschäftigen.«

»Wie,« versetzte ich, »reis't Herr Dumas nach Aegypten?«

»Freilich, vielleicht in wenigen Tagen,« versetzte der Bediente. »Die Damen in Paris lassen meinem Herrn keine Ruhe, sie wollen durchaus Beschreibungen von ihm über Aegypten lesen, und dann, wenn mein Herr einmal sein großes Drama »»Napoleon«« schreibt, ist es da nicht nöthig, daß er Aegypten an Ort und Stelle studirt hat? O, wären wir erst in Aegypten, sähen die Pyramiden erst meinen Herrn, die würden glücklich seyn, seinen Namen zu tragen; ja die Gegend würde sich, um Herrn Alexander Dumas angenehm zu scheinen, verbessern.«

Lächelnd hatte ich dem Redner zugehört. So viel Begeisterung, so viel Poesie hatte ich noch in keiner Bedientenstube gefunden. Wäre der Dumas'sche enragé jung und der Schnurrbart nicht ächt gewesen, ich hätte den Zschokkeschen Creolen oder Kleists Kätchen in ihm zu sehen geglaubt. Ich erbat mir Feder und Papier, um an Herrn Dumas zu schreiben. Der Bediente gab mir das Verlangte. Ich schrieb dem Dichter, daß ich ihn vor seiner Abreise nach Aegypten und vor meiner nach Oldenburg kennen zu lernen wünsche, und endigte mit dem bekannten, oft gebrauchten Satz, daß, wenn ich das Vergnügen entbehren sollte, ihn kennen zu lernen, es mir vorkommen würde, wie Einem, der in Rom gewesen sey, ohne den Pabst gesehen zu haben. Auf den Fall, daß er einige Minuten für mich übrig habe, bat ich ihn, mich dieses, im hôtel des princes, rue Richelieu, bei Herrn Priva, wissen zu lassen. Der Bediente

nahm das Billet und versprach, es seinem Herrn zu geben, falls dieser noch heute zu Hause käme.

Ich ließ nun meinen Cabrioletkutscher nach dem Hôtel Danube fahren, woselbst der große Verstorbene residirte. Der Fürst empfing mich mit großer Artigkeit, und bot mir sehr gütig an, falls ich meinen Aufenthalt in Paris verlängern wolle, mich in die ihm bekannten Zirkel einzuführen. Damals gedachte Herr Semilasso noch nicht an das heiße Afrika, wohl aber an einen Besuch in Nordamerika, welchen früher zu unternehmen ihn dermalen sein bekanntes Pistolenduell abhielt. Er erzählte mir die Veranlassung des Streites, und betheuerte, daß ihm diese fatale Geschichte, welche ihm freilich in seiner Jugend, der Abentheuerlichkeit halber, wohl Vergnügen gemacht haben würde, ganz ohne seine Schuld auf den Hals gekommen sey, so wie, daß er seinen erzürnten Gegner nie habe beleidigen wollen.

Diese Aeußerung ergriff mich, und nicht ohne Rührung erbot ich mich, über Achen zu reisen, woselbst sein Gegner wohnte, um ein Ereigniß zu verhüten, das, um einen Strohhalm Ehre zu erndten, oft einen Strom von Blut und Thränen auf Lebenszeit fordert. Der Fürst lächelte freundlich und erwiederte sehr herzlich: »Die Sache ist zu weit gekommen, ich baue indessen auf Ihr gutes Herz und Ihre frommen Wünsche, vielleicht haben Sie Einfluß im Himmel, und dann soll es mich freuen, wenn Sie machen können, daß die Sache nicht blutig abläuft.« Diese Worte rührten mich, und nicht ohne Seherkraft und Inspiration versprach ich dem Fürsten, obgleich ich eine unbedeutende Rolle auf Erden spiele, meinen nicht ganz unbedeutenden Einfluß im Himmel für ihn zu verwenden. —

Wir hatten noch nicht unser Diner beendet, welches ich größtentheils unter Deutschen bei Priva einnahm, als ein Kellner meinen Namen rief und mir mit einer Art von Ehrfurcht sagte: daß Herr Alexander Dumas draußen sey und mich zu sprechen wünsche. Ich folgte diesem Rufe, und fand bald in dem bekannten Poeten den artigsten und gefälligsten Franzosen, den ich unter dieser artigsten und

gefälligsten Nation kennen gelernt habe. Wir schienen bald gegenseitig zu einander hingezogen, und nur mit der größten Anstrengung gelang es mir, seinen stürmischen Anforderungen: noch einige Tage in Paris zu verweilen, mich zu entziehen.

»Ich muß noch zum Diner,« bemerkte er, (es war schon 7½ Uhr Abends) »und zwar in die kleine Augustinerstraße, jenseits der Seine; wenn es Ihnen recht ist, so begleiten Sie mich dorthin, damit unsere Bekanntschaft nicht so schnell erlösche, wie ein eben angezündetes Licht. Damit wir aber nicht durch das unausstehliche Gerassel der Fiackers oder Cabriolets in unserer Unterhaltung gestört werden, schlage ich Ihnen vor, daß wir den Weg dorthin durch das Palais royale bei den Tuillerien und dem Louvre vorbei, den Quai der Seine entlang, machen.« Bei diesen Worten hatte mich Dumas unter den Arm gefaßt, und zog den willig Folgenden nach, obgleich meine Füße Ordre vom Geiste hatten, langsam vorwärts zu schreiten, weil ich diese interessanten Momente möglichst auszudehnen wünschte.

Ich fragte Herrn Alexander nach seinen Mitstrebenden, er erzählte mir, daß er mit Victor Hugo so gut Freund sey, wie es zwei Rivale seyn könnten, und daß Eugen Sue einen solchen Ueberfluß an irdischen Gütern und überhaupt an Lebensglückseligkeit habe, daß er, aus Contrerevolution, seine Nachtstücke schreibe. Den Abbé de la Mennais nannte er den Priester (notre prêtre) des jungen Frankreichs, und verrieth damals überhaupt noch sehr wenig Anwartschaft auf den Orden, welcher ihm später zu Theil geworden ist. Obgleich ich ihm mit gutem Gewissen wegen mehrerer seiner Erzählungen, und namentlich wegen »des Cabrioletkutschers« im libre cent et un, die schmeichelhaftesten Worte sagen durfte, so konnte ich doch nicht umhin, ihm meinen entschiedensten Widerwillen über das Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten und Teufeleien, welche in der französischen Romanliteratur herrschen, kund zu geben. Wenn ich jetzt einen französischen Roman schreiben würde, bemerkte ich, so müßte ich, um ihn gefällig zu machen, folgende In-

grediênzen nehmen: einen Veteran Napoleons in dürftigsten Umständen, mit einem schmutzigen Ordensbändchen im Knopfloche, der nichts kennt, nichts will und nichts träumt, als den Ruhm Frankreichs, aber unter der Regierung der Bourbons sich fast dem Hungertode Preis gegeben sieht. Er hat eine junge Tochter, schön wie die Maiensonne, welche an Unschuld Alles übertrifft, was je geschaffen ist. Sie liebt, und wird geliebt von dem Sohn eines alten legitimistischen Pairs, welcher in der Faubourg St. Germain wohnt, und stets bei allen seinen Handlungen prüft, ob sie in Uebereinstimmung mit dem Eide sind, welchen er dem Hochseligen Könige Ludwig XVI., an dessen Hofe es noch gute Zeiten waren, geleistet hat, der aber nie die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter des Napoleonisten zugeben würde. Unglücklicherweise verführt ein Freidenker, ein roué von vierzig Jahren, der nie Gewissensbisse, nie Leidenschaften und nie den Schnupfen hat, das junge Mädchen. Der Napoleonist erschießt sich am Ende aus Verzweiflung über das entfranzösirte Volk, der Sohn des Bourbonisten fordert den vierzigjährigen Atheisten. Auf dem Wahlplatze aber sagt der Verführer: »Was sind wir doch für Narren, daß wir herkommen, um uns einander zu tödten? Wir werden nie mehr im Theater die niedlichen Opertänzerinnen beklatschen oder in dem Rocher de cancale essen, wenn wir solche dumme Streiche machen; laßt uns das Blutvergießen sparen und uns raisonnabel betragen. Wenn Ihr die Dame liebt, bittet um ihre Hand, ich mache den Freiwerber.« Der junge Mann sagt: »Vous avez raison (Sie haben Recht),« und so endet die Geschichte. Mein größter Tadel, fuhr ich fort, trifft in der französischen Literatur den Umstand, daß sie den heiligen Character des Weibes entwürdigt. Weiber sind wie Banknoten, sie steigen und fallen in der öffentlichen Achtung, und die Poeten sind die Bankiers.

Dumas schien sich an meiner Philippica zu ergötzen, und schenkte mir gleichfalls zuweilen ein »Vous avez raison.« Am Ende meiner Rede aber meinte er: Die Deutschen sind sich doch Alle gleich, sie haben fast Alle etwas

von Schiller. Sie wollen in allen ihren Sachen eine moralische Tendenz haben.

Unser Gang war bald beendet. Der Dichter drückte mir beim Scheiden freundlich die Hand und verabredete eine Correspondenz mit mir, worin er mich aufforderte, ihm deutsch mit lateinischen Lettern zu schreiben, da seine Schwester, welche der deutschen Sprache mächtig sey, ihm dann meine Briefe dollmetschen würde. —

Ich muß noch eines drolligen Umstandes bei diesem Zusammentreffen erwähnen. In dem Augenblicke, da wir den pont neuf betraten, erzählte ich Dumas von der Bekanntschaft des Fürsten Pückler-Muskau und von seinem projectirten Zweikampf, der ihn sehr zu interessiren schien. Wir waren just vor die Bildsäule Heinrichs des Vierten gekommen, als Dumas einen Herrn, der in einem Cabriolet saß, anrief und ihm einige Worte zuraunte, die dieser nur unwillig zurück zu geben schien. — Der Mann ist mein Verleger, bemerkte der sichtlich aufgeregte Dumas nachher, indem er einige Worte murmelnd hinzu setzte, die mir entgingen. — —

Vierzehn Tage später las ich in Baden-Baden in einer französischen Zeitung:

»Der Fürst Pückler-Muskau hat sich mit einem preußischen Obersten, Alexander Dumas mit seinem Verleger geschossen. Bei beiden Duellen ist aber keiner verwundet.«

I.

Der Buch-Autor und der Journal-Artikel-Autor.

Der Autor eines Buchs ist chez-lui, das heißt zu Hause, er hat seine volle Bequemlichkeit; er geht umher in Hemdärmeln, in Pantoffeln, ohne Hals-Cravatte — für den Autor eines Journal-Artikels ist das Gesetz gemacht: »Nur anständig costümirten Masken ist der Zutritt gestattet.« — Der Autor eines Journal-Artikels fühlt lebhaft, daß er noch einen Höheren, ich meine nicht den lieben Herrgott, sondern

den Redacteur des Blattes über sich hat: — Der Autor eines Buchs ist sein eigner Dalai=Lama. — Der Autor eines Buchs ist Colone und Gärtner zugleich; der Autor eines Journal=Artikels ist blos Colone: er hört nicht selten die Gartenscheere des Gärtners über seinem Kopfe und sich um die Ohren schwirren. — Der Autor eines Journal=Artikels ist ein ächtes Isis=Bild: das Publikum mag sich den Kopf zerbrechen, wer unter dem Schleier steckt. Der Autor eines Buchs ist ein Soldat, der mit geschultertem Gewehre vor seinem eigenen Hause steht. — Der Autor eines Buchs ist Wirth, (oftmals freilich nur sein eigener); der Autor eines Journal=Artikels ist Gast, der nicht selten warten muß, bis der Trompeter aus der Kunstreiter=Bude tritt und ruft: »Spatzieren Sie herein, mein Herr!»

II.

Die ächte und gekrönte Demuth.

Das rührendste Bild ächter, reiner Demuth ist gewiß der werdende Autor. Jedes Geschöpf Gottes wagt doch wenigstens bald nach seiner Geburt den Mund, oder den Rachen, oder den Schnabel aufzuthun und mit einzustimmen in den Chor der Wesen: der werdende Autor öffnet den Schnabel auch wohl und zwitschert ein zartes Liebes= oder Leideslied, aber so lange nicht einmal ein ermunternder, kouragemachender Bissen in seinen Schnabel gefallen ist, läßt er nur aphoristische Töne hören. Den tiefsten, einen grundlosen d. h. unergründlichen und unüberwindlichen Respect hat er aber vor dem Buchhändler, von dem er wünschte, daß er sein zweiter Vater, sein Vater im Geiste, sein Pathe für die Wasser= und Feuertaufe, sein Beiständer bei seiner Hochzeit mit dem Publikum werden möge: er sieht ihn blos an, wie Petrus den Herrn ansah, er schwirrt um sein Comtoir wie ein Sperling um ein Kornmagazin, er girrt am Gitter seines Fensters, wie Klopstock vor Cidli's Fenster — aber er hat nicht die Kourage wie ein junger Tyroler Bua hin=

einzusteigen zu seinem Madel und zu sagen: »da hast du mich!« — Und warum nicht? Er fühlt den Abstand zwischen dem Hohen und dem Niedrigen; das aber ist gerade zufolge der Eberhard'schen Definition die ächte Demuth! Aus reiner, ächter Demuth also schweigt er lieber, und wendet sich an einen ehrenwerthen Gönner, der im besagten Comtoir schon Bekanntschaft hat. Der nimmt dann den blassen, erwartungsvollen Sohn Isai's an der Hand, stellt ihn vor, führt ihn ein, empfiehlt ihn. Gelt! die Empfehlung zieht: man erhält ein Manuscript, aus dem Manuscripte wird ein Buch, aus dem Buche eine zweite Auflage, aus der zweiten Auflage ein allgemeines Furore, aus dem allgemeinen Furore ein großer, ewiger, nationaler Name!

Das ist die Krone der Demuth!

Wahrhaftig, der werdende Autor ist gemeint, wenn der Dichter sagt:

Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn 'ne mächtige Firma sich zu mir gesellt,
Erwachs ich zum furchtbaren Gebieter der Welt. —

Emile d'Estrées.

Ebbe und Fluth.

Der Professor Walch in Heidelberg war ein sehr gelehrter Jurist, aber von einer fabelhaften Unbekanntschaft mit der Welt. Als er einst den großen Pulsschlag der Erde, die Ebbe und Fluth, durchaus nicht begreifen konnte, versuchte ein norddeutscher Student ihm diese Naturerscheinung durch eine juristische Formel zu erklären. »Es ist mit der Ebbe »und Fluth, mein verehrtester Herr Professor, wie mit Sem»pronius und Cajus. Wenn Sempronius kommt, so geht »Cajus, und wenn Cajus kommt, so geht Sempronius.« Ach, nun verstehe ich Sie, rief der, auf seinem Wege belehrte, Jurist. —

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 38. Donnerstag, 20. December. 1838.

Der Friseur *).

Das Rad meines Wagens war gerade vor dem Posthause gebrochen, und zwang mich, wenigstens eine Stunde zu warten, bis ich Relaispferde vorlegen lassen konnte. Ich folgte dem dicken Posthalter, der mich in die Gaststube führte. Obgleich ich nicht läugnen kann, daß in der Menschen Nähe Hören und Sprechen mir Bedürfniß ist, so bleibt es doch gegen mein Princip, in Norddeutschland den Wirthen einige gelernte Redensarten abzupressen; willig folgte ich daher lebhaften Tönen, die aus der Postillionsstube in meine Ohren drangen. Ich trat hinein, und erblickte mehrere Bauern, welche mit offenem Auge und Munde einem Manne zuhorchten, der mit freundlicher Miene über die Landwirthschaft mit ihnen sprach, nach meiner Meinung ein sehr glückliches Urtheil zu Tage förderte, und dabei aus seiner vollen Börse die dürstenden Bauern bewirthetete. Er war mit einem grauen Ueberrocke und einem Beinkleide von gleicher Farbe, fast wie ein entsprungener Züchtling, angethan. Kein Haar zierte den vielen Verstand verkündenden Schä-

*) Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer seinen früheren humoristischen Arbeiten ein Plätzchen anzuweisen. Er macht hiemit von dieser Vergünstigung und zwar, für dieses Vierteljahr, in der zwölften Nummer mit freundlichem Dank Gebrauch.

del, sondern eine große Perücke, die der Fremde bei meinem Eintritt wie eine gewöhnliche Kopfbedeckung abnahm, küßte, und dann wieder aufsetzte.

Die Rede des Fremden war kaum verstummt, als die Bauern sich, wie in der Oper: »Der Dorfbarbier,« um rasirt zu werden, der Reihe nach hinsetzten, und lachend ausriefen: »Jetzt müssen wir Haar lassen.« „»Darum bitte ich sehr,« rief der Alte, holte sich eine Scheere von der Wirthin, und fing jetzt an, die Haare der Bauern mit großem Eifer ihren runden Köpfen zu entfremden. Ich bemerkte bald, daß der Haarschneider kein Mann von Profession sey, und während ich verlegen, und in das größte Erstaunen versetzt, ein englisches Nationallied zu singen anfing, das der Fremde beim Refrain im reinsten Dialekt begleitete, gerieth ich auf den Gedanken, daß derselbe ein englischer Lord sey, den die Heideluft noch nicht von seinem Spleen kurirt habe.

Der Haarkünstler hatte seine Geschäfte beendigt, als er aus der Thüre ging, um von der Wirthin die Scheere zu erhandeln. Ich benutzte diesen Augenblick, um den einzigsten der geschornen Bauern, welcher seinen ungleich beraubten Kopf im Spiegel kopfschüttelnd ansah, nach der fremden Person zu fragen. »Wenn Sie den Narren nicht kennen,« versetzte jener halb weinerlich, »so wissen wir Beide nicht, wer er ist. Seit etwa zwei Stunden hier, hat er mit uns wie der Pastor und Landrichter geredet, und dabei versprochen, daß er unsere ganze Zeche bezahlen würde, wenn wir uns nachher von ihm die Haare schneiden lassen wollten; er sey Perückenmacher, und übe sich gerne in seiner Kunst. Ich gab den Andern nach, und sehe jetzt aus wie ein Schaf, das durch den Zaun gekrochen ist! Wie wird meine Lise zürnen, wenn ich zu Hause komme.«

So lächerlich mir der Haarkünstler auch war, so erregte er doch in mir den Wunsch, ihn näher kennen zu lernen, als derselbe wieder eintrat, und mich mit den Worten anredete: »Ich vernehme so eben, daß Sie nach B. zu reisen gedenken; da der Posthalter aber nur zwei Relaispferde vor-

räthig hat, so ersuche ich Sie, sich der von mir bestellten zu bedienen, wogegen ich um freundliche Aufnahme in Ihrem Wagen bitte, dessen Rad so eben reparirt ist.«

Da der miteingetretene Postmeister die Anfuhr bestätigte, so nahm ich das Anerbieten unter der Bedingung an, daß wir gemeinschaftlich das Postgeld bezahlten.

Freundlich sah mich der Fremde an, fuhr dann mit einem scheuen Blicke fort: »Sie sind doch kein Schriftsteller?« Als ich diese Frage weder bejahte noch verneinte, blickte er sehnsüchtig auf meinen Kopf. »In diesem Falle,« sagte er bittend, »ersuche ich Sie um eine Locke Ihres Haupthaars.«

Ich betrachtete ihn noch mit tiefem Mitleid, als er mit lächelnder Miene mich ansah und fortfuhr: »Sie halten mich am Ende für wahnsinnig? Ich gestehe, meine Leidenschaft für Haare ist eine halbe Verrücktheit; allein Sie werden im Laufe unserer Reise meine Geschichte hören und meine Neigung begreiflich finden.«

Wir forderten nun unsere Rechnung. Singend bestieg er den Wagen mit mir, unser Gespräch fiel auf mancherlei Gegenstände, und mein Reisegefährte entwickelte, besonders in fremden Sprachen, viele und gründliche Kenntnisse. Sein ruhiges Urtheil, in das noch kein Haar gefallen war, spannte meine Neugierde noch mehr. Ich schwieg, mehr aber aus Delikatesse, um keine zarte Saite zu berühren.

Als wir die Hälfte der Station erreicht hatten, erklärte der Postillion, daß er die im Sandwege ermüdeten Pferde füttern müsse. Wir hatten eingewilligt, der Fremde war gleichfalls abgestiegen, ich hatte dem einladenden Wirth gedankt, und war im Wagen sitzen geblieben. Nach einigen Minuten aber trieb mich das Verlangen, eine Pfeife anzuzünden, in die Gaststube, wo ich, zu meinem nicht geringen Erstaunen, das Haupthaar des Wirthes wieder unter seiner eilenden Scheere fallen sah. Der lächelnde Wirth beruhigte sein unzufriedenes Weib mit der Zurechtweisung, daß er ja hinlänglich für die Procedur belohnt sey, und zeigte ihr

mehrere Silberlinge, womit der Fremde diese Operation im Voraus erkauft hatte.

Nach diesem Rückfalle des Frisirens bestiegen wir wieder den Wagen. Nicht länger vermogte ich meine Neugierde zu bekämpfen. Der wunderliche Fremde willfahrtete mir auch sofort, und fing folgende Erzählung an.

»Ich heiße Ludwig M.... Schon in meiner zarten Jugend verlor ich meine beiden nicht wohlhabenden Aeltern, und wurde einem Oheim, der mein Vormund und Schullehrer auf einem kleinen Dorfe war, übergeben.«

»Mein jugendlicher Muthwille veranlaßte mich, meinem strengen Lehrer, der mich durchaus wider meinen Willen zu dem schon damals in Verfall gekommenen Friseurstande bestimmt hatte, mittelst eines Hakens und eines Fadens die Perücke in die Höhe zu schnellen. Ich wurde als Thäter ertappt und vier Wochen in ein finsteres Gemach gesperrt. Am ersten Tage meiner Freiheit begab ich mich auf das Eis, woselbst ich das Glück hatte, mit Gefahr meines Lebens ein Kind, welches eingebrochen war, bei den Haaren aus den erstarrten Fluthen zu ziehen. Die Freude meines Pflegevaters über diese That, und eine von der Regierung mir zuerkannte Belohnung, machten die Geschichte mit der Perücke wieder gut. Ich erhielt jetzt die Erlaubniß, den Kaufmannsstand nach meiner Neigung zu wählen, und begab mich in die Residenz, woselbst ich bei einem Krämer in die Lehre kam.«

»Die Schönheit meines Haupthaars erregte allgemeines Aufsehen. Die Geliebte des Fürsten hatte es kaum bemerkt, als sie mir einige Pistolen für dasselbe bieten ließ. Ich verkaufte es willig, nahm ein Viertelloos in der Lotterie dafür, und hatte das Glück, während das Haar langsam wieder wuchs, einige tausend Thaler zu gewinnen.«

»Der Freiheitskrieg begann jetzt. Auch ich focht als Reiter für die gute Sache. Mit einer kleinen, jetzt längst geheilten Wunde, die ich mir dadurch zugezogen hatte, daß ich, à la Absolon, in einem Baume bei den Haaren hängen geblieben war, kehrte ich in meine Heimath zurück.«

»Ich dachte jetzt ernstlich daran, mein häusliches Glück zu gründen. In jener begeisterten Zeit fand ich bald ein deutsches Mädchen, welches mein Herz nicht verschmähte. Meine Braut war ganz von dem Andenken an Körner begeistert, sie sang stets seine Lieder, und als ich ihr erzählte, daß einer meiner blessirten Cameraden eine Locke jenes Helden besitze, die er dem Todten abgeschnitten, bat sie mich, ihr diese zu verschaffen. Ihr Anliegen wurde täglich ungestümer. Ungern gab ich ihr endlich nach, und lag meinem sterbenden Cameraden an, der stündlich die Locke seines vorangegangenen Waffenbruders zu sehen begehrte, dieselbe mit mir zu theilen. Er aber versprach sie mir nur auf den Fall seines Todes. Diese Nachricht brachte ich meinem Mädchen. In der folgenden Nacht wachte ich allein bei dem Kranken. Mehrere Male hatte ich ihm den Pult öffnen und ihm sein Schiboleth zeigen müssen. Gegen Mitternacht entschlief er plötzlich in meinen Armen. Ich zeigte seinen Tod dem Arzte an, nahm die mir geschenkte Locke mit, und voll Freuden, meiner Braut das Begehrte bringen zu können, eilte ich zu Hause.«

»Ich war kaum eine Stunde zu Bette gewesen, als mich die Gerichtsdiener weckten. Man durchsuchte meine Kleider, und ich erfuhr zu meinem Schrecken, daß ich, anstatt der Locke, eine englische Banknote von hohem Werth, die in ein ähnliches Papier, wie das Haar, gewickelt gewesen war, mitgenommen hatte. Das Gericht erkannte die Specialinquisition gegen mich. Ich wurde zwar, als des Verbrechens nicht überwiesen, frei gelassen, allein die Aeltern meiner weinenden Braut versagten mir jeden fernern Umgang und Verbindung mit ihr.«

»Traurig verließ ich meine Vaterstadt, eilte nach H., wo ich mir bald ein bedeutendes Vermögen erwarb. Ich könnte noch viel von dem Unglück erzählen, das mir die Haare selbst in bildlicher Hinsicht brachten. Ein Friseur bestahl mich. Auf meiner Reise nach Ostfriesland führte mich mein Unstern durch Oldenburg, wo ich vor dem Haarenthore umwarf. Ein falscher Bart, den ich auf einer

Maskerade trug, zog mir eine böse Hautkrankheit zu, und eine falsche Locke, die bei Licht nicht röthlich schien, hatte die unangenehme Folge, daß ich eine Wette auf ihre Aechtheit gegen einen Kaufmann verlor.«

»Ich komme auf mein letztes Unglück, das mich betroffen hat. Ein englisches Haus, mit dem ich in Verbindung stand, beauftragte mich, eine große Quantität Pferdehaare von Petersburg zu verschreiben. Ich verlor durch den Auftrag des später fallirenden Hauses fast mein ganzes Vermögen.«

»Jetzt erkannte ich, daß ich meine Bestimmung verfehlt habe, und als Haarkünstler mein Glück zu machen bestimmt sey. Ich intendire nunmehr das Haarschneiden zu lernen, um dann als Freiwilliger von Ort zu Ort zu ziehen, jeden berühmten Kopf umsonst zu beschneiden und nach einigen Jahren die Locken zu hohen Preisen zu verkaufen. Haben die Leute nicht einen Gulden für ein Haupthaar des unglücklichen hingerichteten Sand bezahlt? Ich werde die Haare erst dann verkaufen, wenn sie, die großen Geister, die mir das Haarabschneiden jedes Mal beglaubigen sollen, in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Glauben Sie nicht, daß die Speculation gerathen seyn wird? Haben nicht in M. hysterische Frauen Jean Pauls Mops die Haare abgeschnitten, um ein indirectes Souvenir von ihm zu erhalten?«

Staunend sah ich den Fragenden an, als einige Reiter unsern Wagen erreichten. »Guten Tag, lieber Herr M...,,« rief ein ältlicher Mann freundlich meinem Reisegefährten zu. »Wie konnten Sie uns so böslich verlassen?«

Mein Begleiter blickte still nieder: »Das sind Friseure!« rief er aus: »ihr Brodneid verfolgt mich.« Schweigend fuhren wir vor die nächste Station, woselbst ich in dem ältern Reiter alsbald den Irrenarzt meines unglücklichen, wahnsinnigen Gefährten kennen lernte.

Er erzählte mir, daß von der ganzen abenteuerlichen Geschichte desselben nur die verunglückte Speculation mit den Pferdehaaren wahr sey, die den sehr geizigen Unglück-

lichen um einen Theil seines Vermögens und um seinen ganzen Verstand gebracht habe.

Was sagst Du aber, geliebter Leser, zu der genialen Haarschneiderei des Kranken? Die Speculation scheint mir keinesweges unvernünftig, und manchem brodlosen Menschen empfohlen werden zu können. Sie ist wenigstens neu, und wird Dir hoffentlich schon aus diesem Grunde nicht mißfallen.

Das falsche Phantasiren.

Mein verstorbener Freund, der Doctor S..., war ein vortrefflicher Mensch und ein vorzüglicher Arzt. Er war ein scharfsichtiger Kopf und hatte, außer einem herrlichen Blicke, womit ihn Mutter Natur begnadet hatte, auch die seltenen Tugenden der Aerzte, gern bei einem gefährlichen Kranken den Blick eines Zunftgenossen zu befragen, sowie die, seine Kunst, welche er leidenschaftlich liebte, nicht mit Selbstgenügsamkeit allen andern menschlichen Forschungen vorzuziehen. »Wir Aerzte tappen nur zu oft im Finstern,« meinte er, trotz der Morgendämmerung, die ihn umgab.

»Mir ist heute ein närrischer Zufall begegnet,« sagte er mir eines Tages, »der mein Motto über meine Kunst bestätigt. Ihr Freund, der Lieutenant S..., der vor acht Tagen schwer verwundet wurde, befand sich, Gott sey Dank! seit längerer Zeit in der Besserung; das Phantasiren, nach starkem Blutverluste, hatte aufgehört, was Bedingung seiner Heilung war, und nur eine starke Mattigkeit verhinderte ihn, viel zu reden. — Als ich ihn gestern besuchte, fand ich ihn leider in bewußtlosem Zustande. Er klagte, daß er das Tanzen nicht vertragen könne. Ich bedauerte das Phantasiren, welches sich immer wiederholte, und verschrieb ihm, wiewohl ungern, den Gebrauch von zwölf Blutigeln. Ermattet fand ich ihn heute wieder, und zu meinem Schrecken empfing er mich abermals mit seiner gestrigen Klage, daß er das Tanzen nicht vertragen könne. Wäh-

rend ich traurig nachsann, wie dem Unglücklichen zu helfen sey, dessen Puls so wenig an Phantasiren glauben machte, wurde mir der Staar gestochen. Es erscholl die Geige eines Tanzmeisters im Saale über uns, nach einigen Minuten bewegten sich schwerfällige, ungebildete Füße, und beschämt begriff ich die Worte meines Kranken:« »Ich kann das Tanzen nicht vertragen.«

Dichter, Recensent, Publikum, Nachwelt.

Jean Paul war im Sommer 1818 in Heidelberg, und ging mit einer Gesellschaft in den Ruinen des Heidelberger Schlosses umher. Plötzlich blieb er gedankenvoll bei einer Blume stehen, die eine Spinne mit ihrem schnell gefertigten Netze umspann. Als die Geschäftige ihre Blumenfinsterniß vollendet hatte, und gleich darauf einige Fliegen fing, rief der große Humorist mir lächenld zu: »Das ist das leibhaftige Bild des Recensenten.« — Am andern Tage ging ich, über diese geistreiche Bemerkung nachsinnend, allein zu der recensirten Blume Wohnung. Ein Regenstrom hatte das Gewebe getrennt, und die erquickte Rose strahlte schöner als gestern. Freilich war die Spinne ein Recensent, guter Jean Paul: aber der Regen war auch der Strom der Zeit, und der andere Tag bildete die Nachwelt.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 Rthlr 16 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 Rthlr 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 39. Donnerstag, 27. December. 1838.

Schlußrede.

Durchlauchtigste, Hochgebietende, Edel und Edelmögende, getreue Leser!

Es gereicht meinem Herzen zur besonderen Zufriedenheit, daß ich bei dem Schluß des ersten, nur aus neun Monaten bestehenden, Jahrganges meiner Blätter, freilich mit einigen unrühmlichen Ausnahmen, noch alle am ersten April erschienenen Zuhörer, gleichsam zum Zeugniß, daß sie nicht von mir in den April geschickt sind, um meinen Thron versammelt sehe, von dem ich in unserer betrübten Zeit voll Herzenskälte und Mißverständnisse fortwährende Liebe zu Gott und Menschen, Verachtung irdischer Vergänglichkeit und Verehrung vor dem Göttlichen in der Menschen Brust, ohne Bitterkeit proclamirt habe. Trotz der vielen Journale, welche Originalartikel liefern, und der sündfluthgleichen andern von Duller noch nicht ausgegäteten Blätter, welche ihre Früchte eigentlich auf fremden Stämmen reifen lassen, dann aber, wie die Damen die falschen Locken, die gestohlenen Beeren an ihr welkes Laub heften, und so, mit dieser schönen Bescheerung, gewissermaßen den Weihnachtsbaum travestiren — gewinnt unser Blatt täglich mehr Leser. Die Fortsetzung der Verbindungswege wird indessen von uns, so wenig wie nach der letzten Rede Seiner Majestät des Königs von Hol-

land, von diesen aus den Augen gelassen. Mitarbeiter, wie Immermann, Stahr, Stieffel und Wolff, sind zu einer Quindupelallianz bereits auch für das nächste Jahr wiederum gewonnen, auch sind bereits die nöthigen Schritte gethan, um die Meister Rückert und Uhland für die humoristische orientalische Frage und für den deutschen Eichengesang zu gewinnen.

Ein ablehnendes, wenn gleich für den Herausgeber sehr verbindliches, Schreiben seines Vorbildes Zschokke soll, falls derselbe die desfallsige Bekanntmachung erlaubt, gleichfalls mitgetheilt werden.

Trotz der beträchtlichen Kosten, welche die Errichtung jeder Zeitschrif ve rlangt, sind doch die Einnahmen gedeckt. Der Herausgeber sieht sich sogar in den Stand gesetzt, dann und wann ein Literaturblatt mit besonderer Beziehung auf die humoristischen neuesten Productionen, das er der Leitung seines geistvollen Mitarbeiters Doctor Stahr anvertrauen wird, unentgeldlich in den Kauf zu geben.

Die Art und Weise, wie die Buchhandlungen die Blätter von Leipzig aus, wohin sie unsere Verlangshandlung präcise alle vierzehn Tage sendet, beziehen, läßt Manches zu wünschen übrig. Ich hoffe indessen, daß auch dieser Uebelstand durch ein angemessenes Strafgesetzbuch für Buchhändler, das sie auf der nächsten Messe unter sich decretiren werden, erledigt werden wird.

Unsere Verhältnisse mit den literarischen Mächten sind die erfreulichsten von der Welt. Bis jetzt ist mir nur Eine ungünstige ungedruckte Stimme eines Einfaltspinsels zu Ohren gekommen, der in unsern harmlosen Aufsätzen über den ehrenwerthen Mäßigkeits-Verein ein Verbrechen der beleidigten Majestät herausbuchstabirt hat. — Männer, wie Gutzkow, Brinkmeier, Lewald, von denen der letzte uns gleichfalls Beiträge versprochen hat, französische und englische Zeitungen, und unter diesen vorzüglich das Londoner Athenäum (Oct. 13, 1838 № 572.), und sogar der Hamburgische unpartheiische Correspondent, die Frankfurter Didaskalia haben die humoristischen Blätter mit Lob be-

kränzt, auch hat das Fürstl. Schwarzburg-Sondershausische Geheimerathscollegium, wenn auch bis jetzt ohne allen Erfolg, eine Empfehlung derselben in die dortige Staatszeitung inseriren lassen.

Unter diesen Auspicien eröffnen wir am Methusalemstage, den vierten Januar, unsern zweiten Jahrgang, indem wir von dem Schutzpatrone dieses Tages eine lange Dauer für unsere Zeitschrift erbitten wollen. Wir danken unsern Lesern für die Anerkennung dessen, was unsere Mitarbeiter geleistet, und für die Nachsicht, welche sie dem Herausgeber geschenkt haben, und bitten um Fortdauer beider Ermunterungsmittel.

Da das Gratuliren am Neujahrstage hier polizeilich verboten ist, so begnügen wir uns mit einigen Wünschen.

Wir wünschen unsern Lesern, so weit es möglich ist, Lotteriegewinn, Zulagen, Titel, Erbschaften aus Amerika ohne Thränen und Processe, wenig Neujahrsrechnungen, Verheirathung ihrer Schwestern und Töchter, Anstellung ihrer Söhne als Auditoren, einen glücklichen Handel, besonders beim Pferdekauf, und wenig Neider. — Mehr aber noch wünschen wir ihnen die Liebe zu Gott, die sich zunächst als Menschenliebe manifestirt. Denn wahrlich! nicht alle werden den Schluß des nächsten Jahres erleben, vielleicht selbst der Herausgeber nicht. Aber Alle wollen wir bedenken, meine Durchlauchtigste, Hochgebietende, Edel und Edelmögende Leser! daß ein Herz voll Liebe uns allein in den Stand setzt, dem Todesengel in das Gesicht zu lächeln, uns ruhig in das Land tragen zu lassen, wo ein ewiger Frieden herrscht, und uns eine Erde nicht mehr belästigt, in der man bald Torf bald Sonnenschirme, bald einen Arzt und bald einen Schneider, und zur erheiternden Lectüre die humoristischen Blätter braucht.

Bitte an menschenfreundliche Goldmacher.

Karl Christoph Schmieder, Doctor der Philosophie und Professor zu Kassel, hat im Jahre 1832 eine Geschichte der Alchemie herausgegeben, in welcher die Resultate seiner Forschungen am Ende folgendermaßen lauten:

»Es giebt ein chemisches Präparat, durch welches andere Metalle in Gold verwandelt werden können.«

»Es ist in mancherlei Gestalten und in verschiedenem »Grade der Vollkommenheit vorgekommen.«

»Es giebt ein chemisches Präparat, durch welches andere Metalle, auch Gold, in Silber verwandelt werden »können.«

»Die von den Aerzten des Mittelalters gerühmte Heil»kraft jener beiden Produkte ist in neueren Zeiten zwei»felhaft geworden, indem einige der größten Meister von »ihr schweigen.«

»Abgesehen von überwiesenen Betrügern und Verdäch»tigen, so haben Andere eine gute Anzahl von Beweisen »abgelegt, welche an der Wahrheit der Alchemie nicht län»ger zweifeln lassen; aber«

»Die allermeisten Probestücke sind von Personen abge»legt worden, welche die Tinkturen von Anderen erhielten, »nicht selbst zu bereiten wußten. Dahin gehören: Kelley, »Güstenhöver, Dubois, Butler, Sendivog, Berigard, Hel»mont, Richthausen, Schweitzer, Delisle, Bötticher, Cajetan, »Aluys, Horter, Reussing u. A.«

»Wenn schon die neun ersten Kapitel der Geschichte »manches Beachtenswerthe enthalten, so sind doch die dort »genannten Adepten zweifelhaft, z. B. Arnald von Villa»nova, Raimund Lullus, Flamellus, Basilius Valentinus, »Bernhard, Ripley und Zacharias. Dasselbe gilt von man»chen Neueren, als: Monte Snyders, Helbig, Stahl, Price »u A.«

»Der wahren Adepten hat es wenige gegeben. Nur »fünf sind uns namentlich bekannt geworden, und die sind:

»Setonius, Philaletha, Wagnereck, Laskaris »und Sehfeld. Sie folgen chronologisch so auf einander, »daß jedes Jahrhundert nur drei zählt, und auf jedes Men»schenalter nur ein Einziger kommt. Das dürfte auf die »Vermuthung führen, daß Einer von den Anderen gelernt »und Jeder sein Geheimniß nur Einem Nachfolger über»antwortet habe.«

»Nach Sehfeld's Zeit hat man keinen großen Adepten »mehr kennen gelernt; denn Stahl ist gewiß kein solcher, »sondern wahrscheinlich ein untreuer Gehülfe, der mehr ab»lernte, als gut war. Daß die Kunst mit Sehfeld ausge»storben sey, ist schwerlich zu glauben. Nach jener chrono»logischen Progression darf man vielleicht annehmen, daß »nach Sehfeld schon zwei Nachfolger im Besitze waren.«

»Warum diese Nachfolger unbekannt blieben, wird nicht »schwer zu errathen seyn, wenn man sich in ihre Stelle »versetzen will. Sie scheinen davon zurückgekommen zu seyn, »uns von der Wahrheit ihrer Kunst überzeugen zu wollen. »Für Diejenigen, welche sich überzeugen lassen wollen, glau»ben sie genug gethan zu haben, und das mit Recht. Uebri»gens befinden sie sich wohl dabei, wenn niemand an ihr »Daseyn glaubt.«

Wenn es hienach unumstößlich scheint, daß es noch Goldmacher incognito giebt, so ersuche ich den mir unbekannten größten Goldmann, sich um meine alchemistische Erziehung verdient zu machen, und unter dem Versprechen der möglichsten Discretion, so wie der Zusicherung einer Quart oder Terz für meinen verehrungswürdigen Lehrer, und einer herzbrechenden gereimten Grabschrift, wenn einst die Goldtinctur zur Conservation seines Lebens nicht ausreichen sollte, sein Midastalent mir offenbaren zu wollen.

Vorstehende Worte hatten schon lange in meinem Pulte gelegen, ich hatte sie bereits meinen Freunden vorgelesen, als ich heute Morgen beim Erwachen einen Brief vor meinem Bette fand, welcher mit dem Postzeichen »Stuttgart« versehen war und folgende Worte enthielt:

Stuttgart, den 10. December 1838.

Sie beabsichtigen den wahren Adepten um die Mittheilung seines großen Geheimnisses zu bitten, Sie können aber versichert seyn, daß dasselbe Ihnen am Allerwenigsten anvertraut werden wird. Ich bin der einzige Schüler Sehfelds, beabsichtige allerdings mein Geheimniß einem Nachfolger zu übertragen, allein ich verlange ganz andere Eigenschaften, als Sie besitzen.

»Wer in meine Fußstapfen treten will, muß seinen »Hauptgenuß im Golde selbst, als z. B. in der Aufstapelung und Zählung desselben finden. Wie die Tugend um »der Tugend willen, muß er das Gold des Goldes halber »lieben. Es kommt ja Alles darauf an, die Wachsamkeit »der Polizei, welche schon so viele Aufmerksamkeit dem fal»schen Gelde widmet, mithin dem ächten Golde noch eifriger »nachspüren würde, zu täuschen. Daher würde sowohl über»mäßiger Zinswucher, wie ein auffallender Luxus den Alche»misten leicht in Gefahr bringen. Mehr würde es aber »Ihre Freigebigkeit thun. Sie würden capabel seyn, ar»men Familienvätern große Summen zu schenken, Künste »und Wissenschaften zu unterstützen, alle Benefize der »Schauspieler zu besuchen, und durch diese unerhörten Hand»lungen, wohin auch das Auslachen herzloser reicher Geiz»hälse gehört, nur zu bald den Adepten verrathen.«

»Auch würden Sie bei Ihren Gewissensscrupeln sich »sicherlich gar bei der Specialdirection des Armenwesens »melden und verlangen, daß Ihr Armenbeitrag wegen Ih»res Nebenverdienstes erhöht werde. Auch — —«

Ich wurde gestört, mein Barbier trat in die Stube.

Ich enteilte dem Bette und ließ mich rasiren.

Als ich nachher meinen Stuttgarter Brief suchte, war derselbe verschwunden. —

Alles Nachforschen war vergebens, meine Dienstboten aber suchten denselben kopfschüttelnd mit mir, und behaupteten, es sey an dem Morgen kein Postbote in mein Haus gekommen.

Für des Jahres letzte Stunden!

Sag mir, was ist das, ein Jahr! Ein Jahr ist eine Schnur von Tagen, von glänzenden und thränenfeuchten, von stürmischen, verlornen, goldnen, thörichten, kalten, dunklen, wüsten, ernsten, hellen, feierlichen, bangen, langen, kürzesten und kurzen, guten und heißen. Ein Jahr ist eine Schnur von Tagen; doch, wo ist die Schnur, wo sind die Tage? Ein Jahr ist nichts. Ein Jahr ist eine Wolke, die in so und so viel Tropfen in den Ocean der Zeit fällt; doch wo ist der Ocean, wo sind die Tropfen? Ein Jahr ist nichts. Ein Jahr ist ein zusammenbrennender Aschenhaufen — der Wind zerstreut den Aschenhaufen — in der Erinnerung verweht das Jahr.

Und doch, mit jedem durchlebten Jahre erhält das Leben einen vollendetern Inhalt — ein Jahr ist viel!

Ein Jahr ist viel! Ich bin immer mehr ernst als heiter, wenn ein Jahr zu Ende läuft. Ich stelle mir vor, wie mancher Jüngling sagt: In diesem Jahr wollte ich das dunkle Gewölk zerreißen, das meinen Namen verschleiert; ich wollte als Phaeton von dem Sonnenwagen hoch herablächeln — aber ich konnte nicht durchs Gewölk. Ich stelle mir vor, was ein Artillerie-Lieutenant, der die Kraft in sich fühlt, unter begünstigenden Umständen ein zweiter Bonaparte zu werden. zu den ewigen Pacificationen sagt, und in welchen Gefühlen darüber er auf das verflossene Jahr zurücksieht. Ich stelle mir vor, wie mancher Kaufmann spricht: In diesem Jahre hofft' ich gewiß das cap de bonne espérance zu sehen; aber ich komme nicht hin. Ich stelle mir vor, wie manche Thräne auch von deutschen Frauen auf ein Laertes-Gewand geweint wird. Ich stelle mir vor, wie mancher Usurpator sich die Schlafmütze über die Ohren zieht und denkt: »Gottlob, daß du das im verflossenen Jahre immer ungestört hast thun dürfen!« Ich stelle mir vor, wie manches Mädchen in diesen letzten Tagen des Jahres das längst fertige Brauthemd anpaßt, und erröthend wieder in den Schrein legt!

Ja, es ist mir immer still und ernst zu Muth, wenn ein Jahr zu Ende läuft; des Jahres letzte Tage sind mir, wie die letzten Tage des Lebens; oder wie die ersten, wenn ich die Tannenbäume, deren jeder sein Paradiesgärtlein hat, grünen und schimmern sehe. Ach, der Engel mit dem flammenden Schwerdt — die Zeit — hat euch aus dem Paradiese — der Jugend — vertrieben und die Hand, die mir

den Baum des Lebens freundlich schmückte — ach, ich kann sie nicht mehr in die meine schließen! Und wenn ich dort am Fenster sitze und schaue in die erleuchteten Zimmer der gegenüberliegenden Häuser, so höre ich wieder und wieder in meiner Brust das Wort: »Hättest du Weib und Kind, so wäre der Baum des Lebens dir noch nicht dürr, so wäre das Paradies dir noch nicht verschlossen!«

Gewiß, ein Mensch hat noch nicht Alles verloren, so lange er noch eine Stelle weiß, wo er zu Haus gehört. Ist nicht dein Haus der Kreis, wo du alle deiner Schmerzen und Freuden Widerhall vernimmst, wo du ganz du bist; wo man dich ganz versteht, wo die Deinen dich dulden, tragen, dir vergeben und dich doch lieb haben! Ist nicht dein Haus der Kreis, wohin dich kein lästiges Ceremoniell verfolgt, nicht das Geschrei der wilden, boshaften, niedrigen Menge, nicht der Späher glühende Blicke; da ruft dich nicht der Wink eines Herrn, da bist du frei! Dahin ziehst du dich zurück und Jeden schließest du aus. Du hörst da drinnen bei den Deinen die Stürme bloß draußen brausen und toben; da, bei den deinen, überdenkst du den Plan, da gürtest du dich zum Kampf, da feierst du den Sieg.

Doch du, der du nicht hast, was ich eben gepriesen habe, hast du denn nicht ein Herz, das Herz eines Freundes, oder das Herz einer Freundin oder Gattin, oder im schönsten Fall eine die beides ist — hast du nicht ein Herz, das jeden Ton und jede Weise versteht, die du angiebst, ein Herz, für welches deine Küsse Odem Gottes und deine Worte Himmelsstimmen sind; ein Herz, für welches deine Nähe Leben und deine Liebe Alles ist; ein Herz, welches bei viel unerfüllten Wünschen, und nicht erreichten Idealen, und nicht erstürmten Festungen doch reich ist und reich macht durch Liebe!

Und wenn du das reiche Herz nicht mehr an dem deinen schlagen fühlst, wenn es schon unter der schimmernden Leichendecke des Winters und unter dem weißen Sterbetuche des Todes liegt — ach, ich habe das treueste Herz dahin legen müssen im verlaufenden Jahre — so mein' ich, du fühlst in diesem Verluste die Ewigkeit der Liebe, und stimmst mit ein, wenn ich sage: Die Liebe ist stärker als der Tod!

Hannover. Emilie d'Estrées.

Oldenburg.
Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kobbe, Theodor von, 1798-1845

Humoristische Blätter Hrsg. v. Theodor v. Kobbe

Bd.: 1

Oldenburg 1839

P.o.germ. 2087 q-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10130016-6